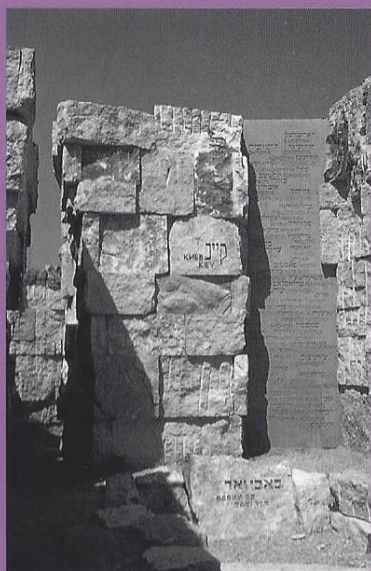


Sigrid Weigel/Birgit R. Erdle (Hrsg.)

Fünzig Jahre danach

Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus



v/dlf

Die Zeit von Krieg, Verfolgung und Vernichtung erscheint – oberflächlich betrachtet – als abgeschlossene historische Periode: Begriffe wie «Neuanfang», «Wiedergutmachung» oder «Vergangenheitsbewältigung» zeugen davon. Der Zivilisationsbruch aber, der durch die Vernichtung der Juden in der deutschen und europäischen Kultur entstand, deutet auf etwas Unabschliessbares, einen Stillstand der Zeit, und verweist auf ein notwendigerweise geteiltes Gedächtnis von Christen und Juden. Bis heute ist die Aufarbeitung des Nationalsozialismus durch vielfältige Tabus verstellt.

Die vielen Berichte von Überlebenden konfrontieren uns mit dem Phänomen der Traumatisierung. Auch die gegenwärtige Wiederkehr nationalistischer und rassistischer Ideologien ist ein Ausdruck der Nachgeschichte des Nationalsozialismus. Fachleute aus verschiedenen Ländern und Disziplinen fragen nach verdeckten Kontinuitäten und nach den Spuren des Nationalsozialismus in Sprache, Bildern und Deutungsmustern ihrer Kultur.

Beiträge von:

Ursula Amrein

Dan Bar-On

Klaus Briegleb

Dan Diner

Madeleine Dreyfus

Josef Foschepoth

Jürg Frischknecht

Andreas Heinemann-Grüder

Hans Ulrich Jost

Hans Keilson

Volkhard Knigge

Gottfried Korff

Erwin Leiser

Alex Schwank

Sigrid Weigel

ZÜRCHER HOCHSCHULFORUM BAND 23

Fünfzig Jahre danach

Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus

Herausgegeben von
Sigrid Weigel und Birgit Erdle

v/d|f

Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Interdisziplinäre Vortragsreihe der Eidgenössischen Technischen
Hochschule Zürich und der Universität Zürich
Wintersemester 1994/95
Die Beiträge widerspiegeln die persönliche Meinung der Autorinnen und Autoren.

© 1996
vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

ISBN 3 7281 2169 X

Der Verlag dankt dem Schweizerischen Bankverein für die
Unterstützung zur Verwirklichung seiner Verlagsziele

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	IX
--------------	----

ERINNERUNG, NARRATION, TRADIERUNG

DAN DINER

Gestaute Zeit – Massenvernichtung und jüdische Erzählstruktur	3
--	---

DAN BAR-ON

Das Undiskutierbare durcharbeiten – Fakten und Fiktion	17
---	----

HANS KEILSON

Rekonstruktion der Verfolgung in Literatur und Psychotherapie.....	69
---	----

ERWIN LEISER Holocaust und Film	91
---------------------------------------	----

KULTUR DER NACHGESCHICHTE

KLAUS BRIEGLEB

«Neuanfang» in der westdeutschen Nachkriegsliteratur – Die «Gruppe 47» in den Jahren 1947-1951	119
---	-----

SIGRID WEIGEL

Shylocks Wiederkehr. Die Verwandlung von Schuld in Schulden oder: Zum symbolischen Tausch der Wiedergut- machung	165
--	-----

VOLKHARD KNIGGE
Vom Reden und Schweigen der Steine. Zu Denkmälern auf
dem Gelände ehemaliger nationalsozialistischer Konzen-
trations- und Vernichtungslager 193

BIRGIT R. ERDLE
Das Gedächtnis der Geste. Kristallisationen kultureller
Erinnerung und Tradierung nach der *Shoah* 235

«INSEL SCHWEIZ»

URSULA AMREIN
Kulturpolitik und Geistige Landesverteidigung – das
Zürcher Schauspielhaus 281

HANS ULRICH JOST
Interpretationsmuster zum Nationalsozialismus in der
Geschichtsschreibung der Schweiz 325

MADELEINE DREYFUS
Insel Schweiz: Von der Illusion, die Geschichte nicht
verarbeiten zu müssen 347

KONTINUITÄTEN

JOSEF FOSCHEPOTH
Das Kreuz mit dem Davidstern: Christen und Juden nach
dem Holocaust 379

GOTTFRIED KORFF
Namenswechsel als Paradigmenwechsel?
Die Umbenennung des Faches Volkskunde an deutschen
Universitäten als Versuch einer «Entnationalisierung» 403

ANDREAS HEINEMANN-GRÜDER
NS-Rüstungsforscher als Wissenschaftssöldner 435

ALEX SCHWANK

Der rassenhygienische (bzw. eugenische) Diskurs in der
schweizerischen Medizin des 20. Jahrhunderts..... 461

JÜRIG FRISCHKNECHT

Rechtsextremismus in der Schweiz.....483

Autorinnen und Autoren507

Vorwort

1995, fünfzig Jahre danach, hat man allenthalben dem Ende des «Zweiten Weltkrieges» gedacht. Dabei wurden an den verschiedenen Orten der Feierstunden und Ansprachen die unvereinbaren, teils unversöhnlichen Positionen in jener Geschichte *gegenwärtig*, die in den Gedenkritualen – ein halbes Jahrhundert zurückblickend – doch zugleich als *vergangen* erschien. Neuaufflammende Kontroversen zwischen Ländern, Parteien, Korporationen und Meinungen über Verantwortlichkeiten, ausstehende Schuldbekennnisse und unausgeglichene Reparationen machen die unbearbeiteten Spuren dieser Geschichte ebenso sichtbar wie die in jüngster Zeit erst vermehrt publizierten Erinnerungsbücher von Überlebenden der Shoah. Noch ungeklärt ist die Frage, ob das Gedenkjahr als Öffnung von jahrzehntelang blockierten Erinnerungen und Gesprächen oder eher als perfektionierter Abschluss gewirkt haben wird, als Verschlussung einer doch unabschliessbaren Geschichte.

Der Begriff der *Nachgeschichte*, der diesem Band den Titel leiht, bezieht sich auf die Unabschliessbarkeit dieser Geschichte, auf ein komplexes Zusammenspiel von Erinnern und Vergessen, das auch dort wirksam ist, wo es sich nicht thematisch auf die Ereignisse zwischen 1933 und 1945 bezieht. Für den Zweiten Weltkrieg, für Nazismus und Shoah gilt wie für kein anderes Gewesenes, dass Erinnerung (en) und Geschichte ununterscheidbar sind, – und dies nicht nur, weil die unterschiedlichen Erinnerungen der Zeitzeugen und Überlebenden in kein einheitliches und homogenes Ge-

schichtsbild zu integrieren sind. Auch wenn die Zeugenschaft und Berichte der Generation von Beteiligten nicht mehr zur Verfügung stehen werden, schreiben sich die Spuren und Symptome dieser Geschichte im individuellen und kollektiven Gedächtnis fort; das machen die Symptome, die jüngst in der ‚zweiten‘ und ‚dritten Generation beobachtet wurden, ebenso deutlich wie die Kontroversen um die kulturellen Formen des Gedenkens: Denkmale, Gedenkstätten und Archive. Die Nachgeschichte zeigt sich damit auch als teils sichtbarer, teils verdeckter Kampf um die Erinnerungen.

In seinem Erinnerungsbuch «Die Untergegangenen und die Geretteten» (1986) schreibt Primo Levi, der 1944 nach Auschwitz deportiert wurde und von dort zurückgekehrt ist, die gesamte Geschichte des «Tausendjährigen Reiches» könne neu gelesen werden als «Krieg gegen das Erinnern», als «Verleugnung der Wirklichkeit, bis hin zur endgültigen Flucht vor ebendieser Wirklichkeit». Das bedeutet, dass Auslöschung, Zerstörung und Entstellung der Erinnerung, die sich sowohl auf das Gedächtnis der Ermordeten wie auch auf die Spuren der Verbrechen beziehen, bereits Teil des Projekts der *Endlösung* waren, jenes zentralen Ereignisses dieser Geschichte, das im Schatten des Krieges möglich wurde und bis heute im Schatten der Kriegserinnerungen geblieben ist. Die verbreitete Rede über das ‚Unaussprechliche‘ und ‚Nichtdarstellbare‘ bezieht sich zumeist auf ein *Danach*, während doch die Nachgeschichte demnach inmitten der Geschichte beginnt.

Die unaufhebbare Unterschiedlichkeit der Orte, die *Opfer*, *Täter* und *Zuschauer* (Raul Hilberg) in der Geschichte der Vernichtung der europäischen Juden einnehmen, schreibt sich in den verschiedenen Formen des Schweigens der verschweigenden Rede fort, die die Nachgeschichte prägen: deuten die Lücken in der Erinnerung der Täter und Zuschauer eher auf ein verheimlichtes Wissen, auf verdrängte Schuld oder auch auf eine verschwiegene Faszination für Phänomene und Bilder des Nazismus, so bedeuten sie für die Überlebenden dagegen den Versuch,

den Schmerz der Erinnerung an die erlittenen Traumatisierungen einzudämmen. Und diese Differenz setzt sich auch in der Tradierung des Verschwiegenen und Verdrängten an die nachgeborenen Generationen fort, was zu verschobenen Symp-tombildungen führt.

Ähnliche Strukturen einer entstellten Erinnerung, die ein Trauma zu verbergen oder ein Wissen um Schuld und Verwicklung zu verdrängen und Lücken in der Erinnerung mit Phantasien zu füllen sucht, finden sich auch im kollektiven Gedächtnis: nicht nur in den Deutungsmustern, Redefiguren und Verabredungen, welche den öffentlichen Diskurs einer Kultur über die Geschichte strukturieren und damit festlegen, *wie* über sie gesprochen und worüber *nicht* gesprochen wird, sondern auch in den Politiken der Erinnerung, in der Historiographie und in der Ritualisierung des Gedenkens, welche die Geschichte in einen nationalen Diskurs verorten. Auch hier schreibt sich die Differenz zwischen den Orten der Täter und Zuschauer einerseits und dem der Überlebenden andererseits ein, wie die Beiträge in diesem Band zeigen. So geht es für das kollektive Gedächtnis der Überlebenden eher darum, dass die in der jüdischen Kultur tradierten Formen der Erinnerung, die sich auf verschiedene mythische und historische Katastrophen beziehen, durch die Shoah gebrochen werden, womit tradierte Muster der Erzählung und Sinngebung zerstört, modifiziert, teils aber auch fortgeschrieben und bestätigt werden. Demgegenüber führt die Unvergleichbarkeit der Schuld und der Verwicklung in die Vernichtungs-Geschichte in Deutschland, dem Land der Täter, und in der Schweiz, einem in die Mitwisserschaft verwickelten Land, zu unterschiedlichen Erinnerungs-Politiken, die zum festen Bestand der jeweiligen nationalen Kultur geworden sind. Das kollektive Gedächtnis in Deutschland ist gegenwärtig von Prozessen der Normalisierung geprägt, die über eine Historisierung der Vernichtung und eine Normalisierung des Verstehens die Störung im nationalen Diskurs zu bereinigen suchen, andererseits von einer identifikatorischen,

teils obsessiven Inanspruchnahme der Opfer, welche – z.B. im Topos von der tragischem oder verwundeten Nation – dazu tendiert, sich selbst als Opfer zu imaginieren. Dagegen scheint im kollektiven Gedächtnis der Schweiz das für die nationalen Mythen zentrale Neutralitätsdogma und das daran gekoppelte Bild geschichtlicher Unschuld auf dem Spiel zu stehen. Und während aus der Debatte über die ‚Flüchtlingsfrage‘ in der Schweiz erst allmählich ein Untersuchungsprojekt zu dem darin verborgenen Thema des Antisemitismus sich herauschält, hat sich in Deutschland der Antisemitismus nach 1945 aufgrund der Schuldangst zu gleicher Zeit verschärft und sedimentiert: er muss sich Umwege suchen, etwa in der Abschirmung durch einen Philosemitismus oder in der in jüngster Zeit deutlich erkennbaren Obsession für jüdische Kultur und Geschichte.

Die Beiträge dieses Bandes untersuchen und rekonstruieren einzelne Konstellationen der Nachgeschichte, neben verschiedenen Orten, Formen und Phänomenen der Erinnerung auch Kontinuitäten in Denkmustern, Ideologien und im politischen Diskurs. Kontinuitäten zeigen sich auch dort, wo es nicht explizit um die Erinnerung geht, als Spuren in der Wissenschaftsgeschichte und in der politischen Kultur, wie vor allem die Beiträge im letzten Teil des Bandes deutlich machen.

Der Band dokumentiert eine Ringvorlesung, die unter dem gleichen Titel im Wintersemester 1994/95 als Veranstaltungsreihe der KIV (Kommission für interdisziplinäre Veranstaltungen von Universität und ETH) stattgefunden hat. Entsprechend dem Charakter dieser Veranstaltungsreihe versammelt der Band sehr unterschiedliche, zum Teil kontroverse Diskussionsbeiträge zu einem aktuellen Problem...

... gesponsort vom Bankverein (ist inzwischen in der UBS aufgegangen).

**ERINNERUNG,
NARRATION,
TRADIERUNG**

DAN DINER

Gestaute Zeit – Massenvernichtung und jüdische Erzählstruktur

Israel ist nicht in Europa – aber von Europa. Solche Formulierung indiziert eine innere Spaltung: Das Arsenal der Erinnerung, die Bebilderung gelebter Wirklichkeit, nimmt vornehmlich Zeiten und Räume jenseits geltender Örtlichkeit und Zeitlichkeit in Anspruch. Derartige Verschränkung von Gegenwärtigem und Vergangenen ist problematisch. Sie harrt ihrer erlösenden Überwindung durch gewandeltes Geschichtsbewusstsein.

Es ist müßig, auf die Historizität von Begriffen zu verweisen. Dem 19. Jahrhundert entsprungen, unterliegt auch der Zionismus ständigem Bedeutungswandel. Seiner verpflichtenden politischen Bedeutung sukzessive entleert, findet er sich in der zunehmend post-zionistischen israelischen Gesellschaft auf Residuen zurückgeworfen, die schon immer seine eigentliche Bedeutung ausmachten: die rechtfertigende historische Begründung eines durchaus problematischen Verhältnisses von Zeit und Raum – eben jenes vornehmlich als belastend empfundenen Umstandes, von Europa, aber nicht in Europa zu sein.

Nicht nur der jüdischen Geschichtsschreibung ist eine vornehmlich teleologische Diskurslogik eingeschrieben. Dies mag der Historie als solcher geschuldet sein, steht ihre Genesis doch im Kontext der Säkularisierung eines vormodernen heilsgeschichtlichen Erwartungshorizonts. Allein schon *jüdische* Ge-

schichte und nicht Geschichte von *Juden* zu erzählen verweist auf eine untergründig getroffene Vorentscheidung vornehmlich teleologischer Art. Davon bleibt jüdische Zeitgeschichtsschreibung nicht unberührt. Ganz im Gegenteil: Trotz oder gerade wegen ihrer auf Diesseitigkeit gerichteten Orientierung – der Legitimierung des jüdischen Gemeinwesens Israel – das von Europa, aber nicht in Europa ist, mag zu einer zionisierenden wie entuniversalisierenden Deutung der Geschichte der Juden und interpretatorischen Engführungen jüdischer Geschichte neigen. Diese finden ihren Ausdruck vornehmlich in gesteigerter Kausalisierung und finaler Linienführung geschichtlicher Prozesse, der Herausstellung von Notwendigkeiten wie einer damit verbundenen Geringschätzung von Zufälligkeiten.

Doch Vorsicht: Die Psyche lügt nicht! Historische Diskursstrukturen sind ebensowenig beliebig, wie sie bloss Ergebnis willfähriger Manipulation sind. Auch ein vorgeblich als falsch erkanntes Bewusstsein ist Ausdruck spezifischer Geschichtserfahrung. Sie schlägt sich im kollektiven Gedächtnis als Wirklichkeit nieder. Ein solches Bewusstsein als offenkundig falsch zu massregeln, ist ebenso müssig, wie den Mond anzubellen. Vielmehr gilt es, die historischen Einkerbungen im kollektiven Gedächtnis als Niederschlag erfahrener Wirklichkeit ernst zu nehmen und in aufklärerischer Absicht zu entschlüsseln.

In aller gebotenen Kürze will ich mich hier *einem* Aspekt notwendig falscher historischer Kausalisierung widmen: der in die überhistorische Metapher der Shoa gefassten Ermordung der europäischen Juden durch die Nazis und ihrer Bebilderung durch vorgelagerte Geschichtserfahrung – vornehmlich Bilder herkömmlichen Antisemitismus bzw. der Nationalitätenfrage in Ostmitteleuropa der Zwischenkriegszeit 1919-1939.

Beginnen wir mit einer zentralen Voraussetzung der vorzustellenden These: Die Massenvernichtung der europäischen Ju-

den hat eine *Statistik*, aber *kein Narrativ*. Soll der ständig erfolgende Verweis auf den besonderen Charakter der Massenvernichtung als bürokratisch und industriell mehr gewesen sein als eine rhetorische Figur für das gesteigerte Böse, so findet er seinen tieferen Sinn darin, dass die fabrikmässig erfolgte millionenfache Stanzung von Lebensgeschichten in ein gleichförmiges tödliches Schicksal dem Ereignis im nachlebenden Bewusstsein jegliche Erzählstruktur nimmt. Die abstrakte, statistisch verfasste Vervielfachung eines sich gleichförmig wiederholenden Todes – bürokratisch und industriell, und dies in einem äusserst kurzen, gleichsam zeitlich gepressten Zeitraum: 1941-1944 – entzieht dem Geschehen ein vom Bewusstsein eingefordertes angemessenes Narrativ.

Die durch Bürokratie und Industrie ermöglichte Erfassung und gleichförmige Vernichtung so vieler Menschen in so kurzer Zeit – ein extremes Verhältnis von Zeit und Zahl – (von den Tätern im Übrigen jenseits gemeinhin geltender Schranken von Selbsterhaltung vollzogen) löst im Bewusstsein jenes seltsame wie plausible Phänomen der von mir so bezeichneten «gestauten Zeit» aus. Gestaute Zeit will heissen, dass aufgrund zerstörter Erzählstruktur (Statistik statt Narrativ) das Ereignis als solches nicht mehr adäquat beschreibbar wird – lassen wir die trivial anmutenden sachlichen Prozesse aussen vor. Vielmehr greift es aus Mangel an Erzählstruktur auf alle Geschichte und Geschichten über, denen ein systematisches Narrativ eigen ist. Dazu gehören vornehmlich solche Geschichten, die zwar in den Zusammenhang jenes Grossereignisses gehören, jedoch ohne für dieses signifikant zu sein. So steht die Geschichte des Warschauer Ghetto-Aufstandes im kollektiven Gedächtnis nicht allein seines heroischen Topos wegen anstelle der Massenvernichtung, sondern vor allen Dingen, weil sie eine epische *Erzählstruktur* aufweist.

Bedeutsamer als die epische Bebilderung des administrativ-industriell durchgeführten Judenmordes erscheint das dem Geschichtsbewusstsein entsprechende Phänomen jener linearer geführten Kausali-

sierung jüdischer Geschichte. Bei dieser kausalen Linienführung handelt es sich der Erzählform nach recht eigentlich um einen rückwärtig geschriebenen und in die Shoa hineinführenden Subtext. Nochmals: kein Ausdruck von Manipulation, sondern gleichsam notwendiger Ausdruck jenes Phänomens, das sich als *Zeitstau* bezeichnet fand. Aus jenem signifikanten Mangel an Erzählstruktur und Bebilderung finden sich weiter zurückliegende Epochen und Vorgänge für das Ereignis kausalisierend in Anspruch genommen, gleichsam chronologisch neu gefügt. Vorgeschichten werden etwa so ausgelegt, dass dem Schrecken jenes gleichsam notwendige, final gerichtete nationale Narrativ eingeschrieben wird. Seiner Form fühlt sich auch die Geschichtsschreibung verpflichtet.

Für die Konstruktion des nationalen Narrativs grundlegend ist die Verschränkung der sich abstrakt anmutenden Massenvernichtung mit Elementen geschichtsfähiger Bebilderung, die vornehmlich der *polnisch-jüdischen* Lebenswirklichkeit der Vorkriegszeit entnommen sind. Solche Wahl ist keineswegs beliebig. Schliesslich lebte die Masse der Juden Europas in Polen; ebenso war Polen ein kriegsmässig von den Nazis überfallenes Land, in dem sich die Vernichtung der europäischen Juden abspielte. Dieser Örtlichkeit wegen *verschiebt* sich das Ereignis der Vernichtung in Geschichte und Erzählstruktur der Juden Polens hinein. Sie verwandelt sich in die Geschichte eines eher traditionellen Antisemitismus, vor allem aber in die eines seit 1918 wütenden Nationalitätenkonflikts. Kurz: Obwohl Polen in den Jahren 1939 bis 1945 ein von den Nazis überfallenes und geschundenes Land war, wird seine Geschichte im nationalen jüdischen Narrativ als Kollaborationsgeschichte erzählt; und nur so kann die von Deutschen administrativ-industriell exekutierte Vernichtung der europäischen Juden als Geschichte eines historisch erfahrenen Antisemitismus erzählt – die Abstraktion mittels eines nationalen Narrativs bebildert werden.

Die hierfür herangezogenen Bilder selbst sind keine Erfindung. Ihre Anordnung und Kausalisierung freilich Konstruktion. Verfehlt wäre anzunehmen, wirkliche Geschichte als vermeintliche Realgeschichte («wie es eigentlich gewesen») liesse sich fein-säuberlich von den Spiegelungen des Bewusstseins scheiden. Was auch gemeinhin Geltung erheischt, dürfte im Extremfalle und angesichts der Massenvernichtung sich als nur schwer überwindbar erweisen. Dem psychischen Sog des nationalen Narrativs angesichts des abstrakten Charakters jener Vorgänge ist nur schwer zu entkommen.

Das zionistische Narrativ, besser: das der verschiedenen Variationen nationalen jüdischen Selbstverständnisses in Ostmitteleuropa, bildet sich in der Zwischenkriegszeit vor dem Hintergrund klassischer europäischer Minderheiten- und Nationalitätenprobleme aus. Der Zusammenbruch dynastisch legitimer Vielvölkerreiche, die Durchsetzung des Prinzips der Volkssouveränität, von Demokratie und Mehrheitsherrschaft, setzt die neuen und erweiterten Gemeinwesen von 1918/19 an einer dramatischen Zerreißprobe aus: Von ihrem Anspruch her Nationalstaaten, waren sie ihrer Realität nach Nationalitätenstaaten. Allein im polnischen Nationalstaat leben neben ethnischen Polen andere Volksgruppen – Ukrainer, Juden, Weissrussen, Deutsche und Litauer. Sie machen über 35% der Gesamtbevölkerung aus. Auf den Friedenskonferenzen von Paris wurden diese Staaten als Bedingung ihrer Unabhängigkeit bzw. Gebietserweiterung Kautelen in die Verfassungen diktiert, die einen Minderheitenschutz garantieren sollen. Solche Auflagen wiederum wurden als demütigende Beschränkung der Souveränität aufgefasst. Als «kleines Versailles» verachteten etwa die ethnischen Polen den Minderheitenschutz; sie liessen nichts unversucht, sich seiner Auflagen zu entziehen.

Für jenes internationale Kuratel verantwortlich wurden die Juden ausgemacht. In der Tat waren es jüdische Organisationen – vornehmlich aus den USA – die sich, ausgehend von den offenkundigen Schutz-

bedürfnissen der Juden als klassischer Minderheit und aktualisiert von den Pogromen, die die polnische Unabhängigkeit 1918 begleiteten, für die Einführung eines allgemeinen Minderheitenschutzes in Paris stark machten. Aus der Perspektive der USA wiederum wurde der Minderheitenschutz – eine Art humanitäre Intervention im Europa der Nationalitäten – durchaus auch als Kompensation für die sich zunehmend verschliessenden Einwanderungsmöglichkeiten nach Amerika erachtet.

Die Lebensbedingungen der Minderheiten in den neuen Nationalstaaten verschlechterten sich zusehends. Die Kontraktionen des Weltmarktes zogen nicht nur in Polen eine Verschärfung der wirtschaftlichen Lage nach sich. Vor allem die weltweite Agrarkrise brachte es mit sich, dass die ursprünglich parlamentarisch-demokratischen Gemeinwesen Ostmitteleuropas sich zunehmend in autoritäre und diktatorische Regime verwandelten. Nicht nur, dass der demokratische politische Milieu benötigende Minderheitenschutz dadurch in Mitleidenschaft gezogen wurde. Auch die Überlagerung der Nationalitäten mit der Agrarfrage, die aus Gründen der Polonisierung von Ukrainern und Weissrussen aufgeschobene Agrarreform in Ostpolen, liess ethnisch grundierte Konflikte zwischen polnischem Staat und seinen Grenzminoritäten aufflammen. Im Falle der Ukrainer nahmen sie die Form regelrechter bewaffneter Auseinandersetzungen an. In den Städten wiederum stiess der wachsende Zustrom ethnischpolnischer Landbevölkerung auf die in urbanen Zentren konzentriert ansässige jüdische Bevölkerung.

Neben der Unterdrückung und Polonisierung von vornehmlich in Grenzgebieten kompakt ansässigen Minderheiten – ein Vorgehen, das Polen von Anfang an in Konflikt mit seinen Nachbarn brachte und später nicht unerheblich dazu beitrug, das System kollektiver Sicherheit in Europa in Mitleidenschaft zu ziehen – strebten die polnischen Regierungen eine Ausdünnung der jüdischen Bevölkerung durch Aus-

wanderung an. Es ging das Wort um, in Polen sei eine Million Juden zuviel. Und weil die Tore in das klassische Einwanderungsland des 19. Jahrhunderts, die USA, durch drakonische Quotierungen quasi verschlossen waren, sah sich Polen nach Alternativen um. Die aussenpolitische Nähe zum Bündnispartner Frankreich liess die Regierung Grabski in den zwanziger Jahren das Madagaskarprojekt ventilieren. Dieses Projekt wurde abermals in den späten dreissiger Jahren von der offen antisemitischen Obristen-Regierung aufgegriffen. Sogar noch inmitten des Zweiten Weltkrieges war die in London ansässige polnische Exilregierung mit Reservatsplänen für ihre jüdischen Staatsbürger befasst: Nach dem Kriege sollten polnische Juden in den Odessaer Raum ausgesiedelt werden.

Überhaupt war die Nähe zum nationalsozialistischen Deutschland in den dreissiger Jahren unübersehbar. Der deutsch-polnische Nichtangriffspakt von 1934 erlaubte es Polen, den Minderheitenschutz auch formell zu kündigen und sich so vom Völkerbund bis in die Nähe eines Austritts zu distanzieren. 1935 wurde Goebbels in die Warschauer Universität geladen, um in Anwesenheit polnischer Regierungsprominenz die antisemitischen Massnahmen gegen die Juden in Deutschland anzupreisen.

Dass sich das Palästina-Projekt für Polen besonders attraktiv ausnahm, ergibt sich aus der Natur der Sache. Nur erfolgte die Auswanderung dem Geschmack der polnischen Offiziellen zufolge zu langsam und betraf viel zu wenige Juden. Und dies, obschon die polnisch-jüdische Einwanderung die der deutschen Juden nach Palästina auch nach dem für das kollektive Gedächtnis ikonoklastischen und mit Deutschland verbundenen Jahr 1933 bei Weitem überstieg. Dem wurde nachgeholfen. Durch ihre Unterstützung der militanten Zionisten-Revisionisten hofften die polnischen Offiziellen einer jüdischen Masseneinwanderung nach Palästina eine Bresche zu schlagen. Der Umstand, dass der arabische Streik 1935 und der ihm nachfolgende Aufstand seinen Auslöser im Hafen von Jaffa in der Entdeckung ei-

ner Ladung polnischer Pistolen fand, eröffnet jedenfalls interessante Bezüge.

Wie sehr die national-jüdische Wahrnehmung in den dreissiger Jahren – jedenfalls bis 1938 – im Schatten der Ereignisse Ostmitteleuropas stand, wird schon allein dadurch deutlich, dass die von Jabotinski Mitte der dreissiger Jahre getroffene Äusserung, die Juden zu evakuieren, um sie vor einer Katastrophe zu bewahren, weit eher auf die Lage der Juden Polens und Rumäniens gemünzt war als auf Deutschland. Dass sich dies nach 1945 anders liest, ist der im Bewusstsein wie in Wirklichkeit erfolgten Verschmelzung historischer Räume und Zeiten geschuldet.

Beide Ereignisräume – der deutsch-nationalsozialistische wie der polnisch-jüdische – gehen in einander über. Historische Symbolik und Realgeschichte erzeugen Deutungen. Wie bestimmte Ereignisse der teleologischen Erzählstruktur Nahrung geben, gar Chronologien durchbrechen, zeigt sich an einem für die Gesamtgeschichte zwar abseitigen, für die Bebilderung jedoch durchaus zentralen Ereignis-komplex: dem der «Kristallnacht», bzw. ihres politischen Umfelds.

Die Geschichte selbst ist bestens bekannt – wenn auch nicht zur Genüge ausgedeutet: Am 7. November 1938 schießt Herschel Grynszpan den deutschen Botschaftsangehörigen von Rat an und verletzt ihn tödlich. Tags darauf löst der in der NS-Hierarchie an den Rand gedrängte Goebbels mit Zustimmung Hitlers jenen landesweiten Pogrom aus, der als qualitativer Umschlag in den diskriminatorischen nationalsozialistischen Massnahmen gegen die Juden Deutschlands gilt – eben jenen «9. November». Von diesem Ereignis ausgehend sind die Blicke des Historikers auf die weiteren Steigerungen gerichtet – gleichsam in Richtung Vernichtung. Er steht im Banne einer negativen, vornehmlich dem nationalen Narrativ eigenen Teleologie. Bei näherer Ansicht des politischen Umfelds des Attentats schweift der Blick jedoch in rückwärtiger Richtung, in Richtung seiner Vorgeschichte und damit in andere historische Räume

hinein – dem Selbstverständnis und Lebensgefühl der Zeitgenossen und späteren Opfer angemessen.

Herschel Grynspan war kein deutscher Jude – vielmehr ein Jude polnischer Herkunft. Seine Eltern waren anlässlich der Austreibung polnischer Juden nach Polen am 24. Oktober – in der Zbeczin-Affäre – Leid und Demütigung ausgesetzt. In der Tat war es kaum vorstellbar, ein deutscher Jude hätte sich einen deutschen Amtsträger zum Ziel einer Rachehandlung auserkoren. Davon absehend, dass er die jüdische Gemeinschaft erheblichen Gefahren ausgesetzt hätte, wäre eine solche Handlung auch mit dem damaligen deutsch-jüdischen Selbstverständnis kaum in Einklang zu bringen gewesen. Die deutschen Juden hatten nun einmal eine andere Geschichte und ein anderes Bild von sich als die Juden Polens, die sich eher als vollgültige Nationalität verstanden. Ausserdem war das Narrativ des deutschen Judentums ein anderes – fand es sich auch im kollektiven Gedächtnis der Juden nach der Katastrophe eingeebnet und den polnisch-jüdischen Vorgaben analog konstruiert.

11

Exemplarisch für die Dominanz des jüdisch-polnischen Gedächtnisses in der Konstruktion des herrschenden jüdischen Narrativs ist etwa die generelle Annahme, die deutschen Juden seien mit der Machtübernahme der Nazis gezwungen gewesen, den Gelben Stern zu tragen – der polnisch-jüdischen Erfahrung nach der Besetzung Polens durch Nazi-Deutschland analog. Zwar mag in der Rekonstruktion im nachhinein der Titel jenes berühmten, 1933 erschienenen Artikels von Robert Weltsch in der zionistischen *Jüdischen Rundschau*, den Gelben Fleck mit Stolz zu tragen, seine die Chronologie verschiebende Wirkung getan haben – aber den Gelben Stern hatten die in Deutschland verbliebenen Juden sich erst im Herbst 1941 anzuheften. Überhaupt ist ihre im Bewusstsein eingekerbte Leidensgeschichte wesentlich die von Entrechtung und Austreibung; die der polnischen Juden ein

durch traditionellen Antisemitismus angereicherter Nationalitätenkampf, der mit der 1939 eintretenden Nazi-Besatzung unmittelbar in eine Ghettoisierung übergeht. Hier mischen sich polnischer und nazideutscher Antisemitismus, wobei unserer These nach ersterer das Narrativ für das Ereignis der Vernichtung bereithält.

Doch zurück zum Umfeld der Geschichte Herschel Grynspans, in dessen Person das deutsch-jüdische und polnisch-jüdische Schicksal sich gleichsam vorwegnehmend zum späteren nationalen Narrativ verschränkt.

Ohne die Hauptverantwortlichen – die deutschen Nazis – in irgendeiner Weise zu entlasten, ist die unmittelbare Ereignisfolge, die zum Attentat Grynspans und der «Kristallnacht» führte, auch im Kontext der Nationalitätenpolitik Ostmitteleuropas zu sehen. Schon die Zbeczin-Affäre von Ende Oktober 1938, die Vertreibung polnischer Juden über die deutsche Grenze nach Polen, ist in ihrer Zeitlichkeit als Reaktion auf die polnischen Absichten zu verstehen, polnische Staatsbürger jüdischer Herkunft, die länger als fünf Jahre ausserhalb Polens leben, faktisch auszubürgern. Diese zur Geltung gelangenden polnischen Gesetze waren bereits seit März 1938, seit dem «Anschluss» Österreichs, in Vorbereitung gewesen. Die polnischen Behörden wiederum schoben ihre Wirkung eines bedeutsamen Ereignisses wegen auf – der Konferenz von Evian im Sommer 1938.

Es würde zu weit führen, die Absichten des polnischen Gesetzgebers im März und Oktober 1938 länger auszubreiten. Es sollte genügen, darauf hingewiesen zu haben, dass die unmittelbar nach dem Anschluss Österreichs einsetzende Arisierungspolitik bedeutende jüdische Vermögen in die Hand der Nazis übergehen liess – auch die Vermögen von in Österreich lebenden Juden polnischer Staatsangehörigkeit. Vor allem fürchtete Polen um einen darüber möglichen deutschen Zugriff auf die galizischen Ölquellen, zumal ein erheblicher Anteil der Öllaktien sich in Händen von in Österreich le-

benden polnischen Juden befand. Darüber hinaus nahm Polen die Gelegenheit wahr, sich von als überzählig erachteten Juden zu befreien. Als der amerikanische Präsident Roosevelt auf liberalen Druck hin die Flüchtlingskonferenz von Evian für den Sommer gleichen Jahres einberief, sah die polnische Regierung es als geboten an, die Geltung ihres Passgesetzes, das faktisch ein Ausbürgerungsgesetz war, vorläufig aufzuschieben. Denn die Konferenz von Evian schien auch den antisemitischen Ländern Ostmitteleuropas – vornehmlich Polen und Rumänien – eine historische Chance zu bieten, sich einer grösseren Anzahl ihrer Juden zu entledigen. Sollte die Konferenz in der Tat dazu führen, dass verschiedene Länder der westlichen Hemisphäre ihre Tore jüdischer Einwanderung aus Deutschland und dem gerade angeschlossenen Österreich öffneten, dann würden auch sie angesichts weltweit geltender drakonischer Einwanderungsgesetze die Gelegenheit ergreifen, ihre Juden loszuwerden.

13

Diese insgeheime Erwartung der Polen und Rumänen blockierte die ohnehin wenig enthusiastischen Einwanderungsländer, sich der Juden Deutschlands und Österreichs anzunehmen. Die amerikanischen Organisatoren der Konferenz sahen dieses Ansinnens wegen sogar davon ab, die Flüchtlingskonferenz beim Namen zu nennen. Nicht eine Konferenz für jüdische Flüchtlinge wurde offiziell ausgerichtet, sondern eine – wie es hiess – für «Political Refugees from Germany and Austria». Nicht, dass die polnischen und rumänischen Erwartungen das einzige Hindernis zum Erfolg der Konferenz gewesen wären. Ihr Begehren firmierte nicht einmal auf der Tagesordnung. Aber als hintergründiges Ansinnen war es allemal präsent. Nach dem Fehlschlagen der Konferenz aktiviert Polen sein Passgesetz vom März. Den Polen zuvorkommend treiben die deutschen Behörden im Oktober polnische Juden aus. Am 7. November rächt Herschel Grynszpan das Leid seiner Eltern.

Auch nach dem Überfall Nazi-Deutschlands auf Polen setzt sich der traditionelle polnisch-jüdische Gegensatz fort. 1939/1940, als die Juden als Juden zwar ghettoisiert, nicht aber Opfer systematischer Tötungsaktionen waren, ein Schicksal, das vorläufig allein noch der polnischen Intelligenz vorbehalten war, wurden polnischerseits Verdächtigungen laut, die Juden in Analogie zur Konstellation des Ersten Weltkrieges und der späteren deutsch-jüdischen Zusammenarbeit im Minderheitenkongress in der Zwischenkriegszeit in die Nähe der Deutschen zu rücken.

Die Vorstellungswelt des polnisch-jüdischen Verhältnisses der Vorkriegszeit durchzieht die Phase von Okkupation und Vernichtung, die nicht von Polen, sondern von deutschen Nazis vollbracht worden ist. Der Mangel an konkreter Bebilderung für jene abstrakte Tat führt dazu, dass zur Deutung jener Sehr eckens Jahre das real gelebte Verhältnis von Polen und Juden als Vorgeschichte herangezogen wird – zumal der religiös motivierte traditionelle Antisemitismus der Polen sich durch die Kriegszeit hindurch zog. Dieser Hintergrund verzerrt die Geschichte der Polen im jüdischen Gedächtnis gleichsam notwendig zu einer Geschichte von Kollaboration. Gesteigert findet sich diese Wahrnehmung dadurch, dass die jüdischen Überlebenden in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Polen Leiden zu erdulden hatten, die ihrer Form nach unmittelbar an die Erfahrungen der Vorkriegszeit anschliessen. Hier ist von den Nachkriegspogromen in Polen die Rede – vor allem vom Pogrom in Kielce im Sommer 1946, der eine Massenflucht von Juden nach Westen, d.h. in die von den Westalliierten besetzten Zonen Deutschlands und Österreichs, auslöste.

Natürlich steht für das jüdische Gedächtnis die Massenvernichtung der Jahre 1941-1944 im Focus. Aber von der historischen Systematik und vom Narrativ her gehört sie recht eigentlich in den Kontext der Nationalitätenkonflikte der Zwischenkriegszeit. Solch systematischer Anschluss an eine sich als fortzeugend verstandene

Vorgeschichte mag problematisch anmuten – aber das Ziel des polnischen Nationalismus – die ethnische Homogenisierung des Landes – fand sich durch die Vernichtung der polnischen Juden erleichtert und nach Jalta durch die Westverschiebung des Landes ermöglicht. In nationalpolnischer Perspektive wäre die Vertreibung der Deutschen aus den ehemaligen Ostgebieten und der Pogrom von Kielce in einem Zusammenhang zu lesen.

Ich weiss – der Streit um die historische Bedingtheit der Gründung des Staates Israel ist ebenso endlos wie müssig. Aber die 1946 erfolgende Flucht von Hunderttausenden von Juden aus jenem Zwischeneuropa des Nationalismus und der Nationalitätenfragen – recht eigentlich eine Anknüpfung an die Kontinuitäten der Vorkriegszeit – dürfte den entscheidenden Hebel für die Gründung des Staates Israel geboten haben.

Mit dem anhebenden israelisch-palästinensischen Frieden wird sich also auch das israelische Gedächtnis von den Zwängen eines homogenen nationalen Narrativs zu befreien wissen. Es wird zunehmend deutlich werden, dass nicht nur von *einem* kollektiven Gedächtnis ausgegangen werden kann. Vielmehr sind der jüdischen Gedächtnisse viele. Der Kontingenz und Pluralität der historischen Erfahrungen zu ihrem Recht zu verhelfen, ist ein durchaus emanzipatorischer Auftrag. Dies hiesse auch mit jener insgeheimen Teleologie und den Strukturen nationaler Finalität brechen, die dem historischen Diskurs bei allen zaghaften Revisionen immer noch eigen ist. Solcher Wandel verheisst darüber hinaus ein voraussichtliches Ende der ideologischen Geschichte wie auch ihres vermeintlichen Gegenteils – mit jener Art des Umgangs, die sich als Kritik geriert, jedoch nicht anders ist denn ihr negatives Abbild.

[zuerst erschienen in: Dan Diner: Kreisläufe. Nationalsozialismus und Gedächtnis. Berlin (Berlin Verlag) 1995]

DAN BAR-ON

Das Undiskutierbare durcharbeiten – Fakten und Fiktion¹

Das Undiskutierbare kann innerhalb des täglichen Dialogs absichtliche und unabsichtliche Formen annehmen. Ersteres tritt auf, wenn jemand absichtlich ein bestimmtes Thema anspricht, um zu verhindern, dass bestimmte Fakten ans Licht kommen (sexueller Kindesmissbrauch in Familien). Ich ging davon aus, dass es möglich ist, diese Faktoren extern (nicht ausschliesslich aufgrund der Gefühle des Opfers) zu verifizieren. Im ersten Teil analysiere ich die paradoxe Natur eines solchen Dialogs und zeige die Schwierigkeiten auf, die das Durcharbeiten beabsichtigter Undiskutierbarkeit beinhaltet. Im zweiten Teil geht es um die Frage, was passiert, wenn undiskutierbare Tatsachen nicht verifizierbar sind und permanenten Zweifel darüber bestehen lassen, ob etwas tatsächlich stattfand. Anhand einer Fallrekonstruktion, in der eine deutsche Frau den Versuch unternahm, mit der Undiskutierbarkeit innerhalb ihrer eigenen Familie umzugehen, möchte ich verschiedene Reaktionen auf sozialer Ebene verdeutlichen, die auftreten, wenn eine Rekonstruktion der Fakten stattfindet. Gleichzeitig möchte ich die psychoanalytische Herangehensweise an narrative Analyse der einer konstruktivistischhermeneutischen gegenüberstellen.

Die paradoxe Natur der Undiskutierbarkeit²

Die verborgenen Strukturen verschwiegenen Wissens oder verschwiegener Fakten³ stehen in einer paradoxen Beziehung zu den Äusserungen einer Person: sie sind zwar in unserem Bewusstsein nicht in bedeutungsvoller Weise festgehalten, beeinflussen aber unsere Gedanken, Gefühle und Verhaltensweisen. Wir wissen etwas und wissen es gleichzeitig nicht. Das *Ungewusste* ist in sich zusammenhängend; es erzeugt Regeln, die wir befolgen und es prägt sogar die legitime Art und Weise, durch die wir aus den Beziehungen zwischen Ereignissen Bedeutung gewinnen. Sobald wir den Einfluss des *Ungewussten* in unseren Worten und Gefühlen «erfasst haben», unterscheiden sich diese Fakten in ihrer Faktizität wohl kaum von anderen, diskutierbaren Fakten. Solange die verschwiegenen Fakten undiskutierbar oder unüberprüfbar sind, kann ihr Einfluss auf unsere Handlungen und unser Verstehen möglicherweise sehr viel stärker sein als derjenige der gewöhnlichen, diskutierbaren Fakten (Bar-On, 1995). Unterscheiden sich verschwiegene Fakten von den Bildern oder Phantasien, die wir in unseren alltäglichen Äusserungen nicht erwähnen? Nicht unbedingt. Diese können zu verschwiegenen Fakten werden, sobald wir beispielsweise versuchen, eine Phantasievorstellung wiederzubeleben, die für interpersonale Beziehungen irreversible negative Konsequenzen hatte.

Wie können wir (von) etwas wissen, das zum Schweigen gebracht wurde? Metaphern, Phantasien oder Geschichten können in ihrer Bedeutung symbolisch werden, wenn wir verschwiegene Tatsachen, die unsere Äusserungen steuern, an die Oberfläche bringen wollen. Sie können die einzuschlagende Richtung weisen, die zu befolgenden Regeln anzeigen (Sperber, 1974). «*Ich hatte gerade die Phantasievorstellung, dass Du der Blaubart bist*», sagte Manfreds Mutter zu seinem Vater (dem Kommandanten eines Todeslagers), als sie sich 1946 in einem Kaffeehaus trafen, kurz bevor sie heirateten.

Sie erinnerte sich daran, dies mit einem Lächeln gesagt zu haben, wobei sie damals wirklich nicht wusste, worauf ihre Worte hindeuteten, und wie recht sie hatte. Das Ausmass der Scheusslichkeiten, die ihr Mann während des Krieges in dem «Euthanasie-Programm» und in Treblinka begangen hatte, bevor sie einander kennenlernten, wurde erst viele Jahre später deutlich. Bei der Begegnung im Kaffeehaus reagierte er, indem er erstarrte (er *wusste*, dass er tatsächlich eine Art moderner «Blaubart» war). Obwohl sie das Ereignis Jahre später rückblickend in Erinnerung rufen konnte, vermochte sie nicht zu verstehen, worauf seine Reaktion *damals hinwies*. Wahrscheinlich fühlte sie sich in jenem Augenblick unbehaglich, aber was damals auf dem Spiel stand (sich mit einem «Blaubart» zu verheiraten), war zu weit- oder tiefgreifend für sie, um es mit ihrer instinktiven Vorsicht oder ihrem unbehaglichen Gefühl zusammenzubringen, welches in ihrer eigenen Selbstrepräsentation «keinen Namen hatte».

19

Erst Jahre später, als sie während der Gerichtsverhandlung ihres Ehemannes von den ungeheuerlichen Scheusslichkeiten erfuhr, die er begangen hatte und in die er vor ihrer Bekanntschaft verwickelt war, konnte Manfreds Mutter ihre Erinnerung als *Vorahnung* rekonstruieren und sie als solche verstehen, ihrem Sohn davon berichten und ihm dadurch helfen, dem Unvorstellbaren Bedeutung zu geben (Bar-On, 1989, 2. Kapitel). Dennoch berichteten die meisten Ehefrauen von Massenmördern (Mütter ihrer Nachkommen), dass sie «nicht wussten»; dass sie die ganze Zeit über nichts gespürt hätten, obwohl sie zu diesen Menschen damals enge Beziehungen unterhielten (Bar-On, 1990). Manfreds Mutter ist in gewissem Sinne eine interessante Ausnahme, die uns etwas über die Regel zeigen kann: Solche Fakten lassen sich für ganze Generationen beinahe hermetisch verschweigen, wenn man intelligent und dazu motiviert ist, und wenn die «relevanten Anderen» ähnlich motiviert sind.

Können wir aber sicher sein, dass Manfreds Mutter etwas rekonstruierte, was tatsächlich geschehen war (eine Tatsache war)? Vielleicht hat sie sich im Nachhinein ein Alibi für ihre eigene anfängliche Unaufmerksamkeit oder gar Gleichgültigkeit zurechtgelegt, einen Täter zu heiraten, und musste sich dafür rechtfertigen, als sie mit ihrem Sohn während oder nach dem Prozess darüber sprach? Das Bild in ihrer Vorstellung kann für sie möglicherweise erst im Lichte dessen, was sie viele Jahre später beim Treblinka-Prozess herausfand, zu einer Vorahnung geworden sein. Nun hatte sie keine Wahl mehr. Umgekehrt wurde die frühere undeutliche Phantasievorstellung («Blaubart») zu einer plötzlichen katastrophalen Realität, die schwer zu fassen war («Er war wirklich einer: Warum bin ich nicht meiner damaligen Vorstellung und meinen Gefühlen gefolgt?») Da Manfreds Mutter von einigen weiteren Phantasievorstellungen berichten konnte, erlangte sie eine gewisse Glaubwürdigkeit, da es schwierig (wenn auch nicht unmöglich) ist, eine Vielzahl solcher merkwürdigen Vorahnungen im Nachhinein zu erfinden. Wenn sie allerdings das spätere Wissen (dass ihr Ehemann ein Massenmörder war) nicht erworben hätte, dann wäre das ursprüngliche Vorstellungsbild wohl im ‚Strom des Vergessens« untergegangen, wie so viele andere Gedanken oder Bilder, die eine hundertstel Sekunde lang in unserem Bewusstsein aufblitzen und dann verschwinden, weil sie auf nichts hindeuteten, weil sie aus den Zufälligkeiten keine Struktur entstehen liessen, mithin endgültig verlorengehen.

Natürlich können wir eine Beziehung zwischen unseren Äusserungen und dem Wissen, das absichtlich davon ferngehalten wird, herstellen. Als Spence (Spence, 1983) die paradoxe Natur der Verleugnung analysierte, verdeutlichte er diese Beziehung zwischen verschwiegenem Wissen und der Äusserung einer Person: Ein junger Mann ist sich bewusst, dass es im Zimmer das Bild einer nackten Frau gibt. Es ist ihm peinlich und er bemüht sich, nicht hinzusehen. Um es nicht zu sehen, muss er irgendeinen *lockeren Kon-*

takt zu der Stelle haben, wo es hängt, damit er ‚wissen‘ kann, wohin er nicht sehen darf. Diese Art lockerer Kontakt beruht auf einer gewissen Mischung aus Struktur und Zufälligkeit, wie etwa bei gleichzeitigem Wissen und Nichtwissen (Felman und Laub, 1991). Die Analogie dazu ist ein Bild (*Frame of mind*‘, geistige Verfassung), das ausser Sichtweite (unerwähnt) bleiben muss. Man hält sich durch die Eingrenzung des Sichtfeldes (der gedanklichen Äusserungen) zwar fern davon, ist ihm aber auch nahe genug.

Spence beschrieb diesen lockeren Kontakt als aktiven Prozess *beschränkter* Versuchs und Irrtums (festgelegt oder eingerahmt durch die Lokalisierung des Bildes). In diesem Fall wird der Prozess zwar individuell durchgeführt, aber wir können uns ähnliche Ereignisse vorstellen, bei denen ein kollektiver «Prozess, beschränkt von Versuch und Irrtum» stattfindet, der darauf zielt, das «Bild der nackten Frau» *nicht anzusehen* (oder nicht zu diskutieren). Das würde bedeuten, dass wir ganz offen über etwas diskutieren könnten, das die implizite Hinweisfunktion hat, wie man dem Bild der «nackten Frau» *nicht* begegnet. Wir können zum Beispiel endlos darüber diskutieren, was es im Raum sonst noch gibt, seine hübsche Lage oder wie aufgeräumt er ist, usw. In einem umfassenderen Bezugsrahmen der Erzählanalyse würde ich sagen, dass wir uns dialektisch auf etwas zwar Unwichtiges, aber Diskussionswürdiges beziehen, so dass dasjenige, was man zu verbergen oder zu vermeiden sucht, undiskutierbar bleibt. Dieses Undiskutierbare *rahmt* dadurch den Bereich der Diskutierbarkeit ein. Genau dies ist der Prozess, wenn wir eine Geschichte erzählen, die eine *nichterzählte* Geschichte verbirgt (Bar-On, 1995).

Wir können sagen, eine nackte Frau nicht ansehen zu wollen, erfordere keinen besonders strengen oder paradoxen Rahmen der Verleugnung oder Abgrenzung: es wird uns nichts passieren, wenn wir sie schliesslich doch noch sehen.

Es gibt jedoch andere Fälle, bei denen viel strengere und paradoxere Rahmen und Abgrenzungen zwischen dem Diskutierbaren und dem Undiskutierbaren notwendig sind. Zum Beispiel das Familiengespräch, das einen sexuellen Kindesmissbrauch in eben dieser Familie verbergen soll, oder das Gespräch einer Familie, deren Vater in der Zeit des Nationalsozialismus ein Massenmörder gewesen war. Wichtig kann es immer dann sein, wenn wir vermeiden wollen, die Nachwirkungen schwerwiegender traumatischer Erlebnisse zu diskutieren, die nunmehr ohne Absicht zum Schweigen gebracht werden.⁴

Solche Prozesse *können endlos weitergehen*, besonders nachdem die ursprüngliche auslösende «historische Wahrheit» zwar der Vergessenheit anheimgefallen, das narrative Muster aber, das sie stumm gehalten hat, als eine diffuse «narrative Wahrheit» (Spence, 1980) vorherrschend geblieben ist. Tatsächlich haben wir seit langer Zeit mit solchen Mustern zu leben gelernt. Je schwerwiegender oder bedrohlicher die verschwiegenen Themen sind, desto starrer werden die das Diskutierbare eingrenzenden Rahmen sein und desto weniger Signale des Undiskutierbaren lassen sich im Gespräch aufspüren. Je weniger schwerwiegend die verschwiegenen Themen sind, desto flexibler kann diese Abgrenzung werden und im Alltagsgespräch immer mehr Signale «durchsickern» lassen, welche auf die verschwiegenen Fakten hindeuten.

Wie wird die Flexibilität der Grenzen zwischen dem Diskutierbaren und Undiskutierbaren bestimmt? Lassen Sie mich dies am Beispiel unakzeptablen alltäglichen Verhaltens, wie schlechter Tischmanieren, stehlen oder lügen demonstrieren. Wir reagieren auf sie entsprechend ihrer Wirkung auf uns, fühlen uns schuldig, sind beschämt (je nach spezifisch kulturellem Kontext), begegnen denen, die sie nicht befolgen, mit Vorwürfen. Über die Regeln, denen wir dabei unterworfen sind, sprechen wir jedoch gewöhnlich nicht. Lenkt jemand unsere Aufmerksamkeit auf diese Regeln, werden wir sie vielleicht sogar meiden oder abstreiten. Grundsätz-

lich können wir jedoch die Art und Weise anerkennen, in der sie unser Verhalten und unsere Einstellungen lenken (Sperber, 1974). Solange unsere persönliche Integrität nicht aufgrund irreversibler negativer Auswirkungen der Enthüllung verschwiegener Fakten auf dem Spiel steht, mögen der gesellschaftliche Preis oder die Folgen nicht zu gross sein. In solchen Fällen gibt es eine gewisse Flexibilität und einen Verhandlungsspielraum zwischen der «erzählten Geschichte» und der «nichterzählten», die beinahe zufällig diesen oder jenen Verlauf nehmen kann. Sie kann sogar den «Beigeschmack der Verschwiegenheit» haben. Wenn jedoch zu viel von der eigenen Integrität auf dem Spiel steht, vermindert sich diese Flexibilität drastisch und aus den «weichen» Einschränkungen werden «harte», welche die verschwiegenen Themen systematisch umgehen und vom Gespräch fernhalten.

23

Ich möchte mich zunächst auf jene Vorfälle beschränken, bei denen eine historische Wahrheit wichtig ist und sich durch eine bestimmte Form der Rekonstruktion oder Nachforschung aufdecken lässt. Später werde ich mich mit den üblicheren und komplizierteren Fällen befassen, bei denen keine einzelne «historische» Wahrheit verfügbar ist oder in einer sinnvollen Weise rekonstruiert werden kann.

Sexueller Kindesmissbrauch als Fallstudie im paradoxen Familiengespräch

Lassen Sie mich ein Beispiel für eine eher starre Grenze zwischen dem Diskutierbaren und dem Undiskutierbaren angeben. Ich werde einen Fall beschreiben, bei dem ein Vater seine neunjährige Tochter sexuell missbrauchte. Auf die heikle und komplizierte Frage, wie wir es herausfanden und *mit Sicherheit* wissen, dass der Missbrauch *tatsächlich geschehen war*,

werde ich nicht eingehen. Wir wollen für den Augenblick einfach annehmen, dass wir mit Sicherheit wissen, dass der Missbrauch stattgefunden hatte: für die aktuelle Diskussion ist dies eine verifizierte Tatsache. Die Dinge werden offenkundig sehr viel komplizierter, wenn dieser Beweis nicht vorliegt. Eine solche Fallgeschichte werde ich im nachfolgenden Abschnitt diskutieren.

Das kleine Mädchen hatte vermutlich keinen klaren Bezugsrahmen, um dem, was der Vater tat, überhaupt eine Bedeutung geben zu können. Insbesondere verfügte es nicht über die Fähigkeit zur Wahrnehmung des *Aspektwechsels* (Wittgenstein, 1958 [503 ff.: ‚sehen als...‘]).⁵ In diesem Zusammenhang bedeutet dies nicht nur einen Verstoß gegen die kulturelle Inzestnorm, sondern einen primären Vertrauensbruch zwischen Elternteil und Kind (Janoff-Bulman, 1992): Bruch des Vertrauens eines jungen abhängigen Menschen in seine Pflegeperson. Als Ergebnis des Missbrauchs dürfte die Tochter Angst, Schmerz, Hilflosigkeit, Schuld, Scham, Zorn, Lust, Beherrschung oder eine Mischung aus allem zusammen empfunden haben. Vermutlich hatte sie gar keine Möglichkeit gehabt, ihren Gefühlen im Hinblick auf dieses Erlebnis Bedeutung zu geben. Sie lernte jedoch, dass es kein diskutierbares Ereignis war, weder innerhalb noch ausserhalb der Familie. Der Vater machte deutlich (wahrscheinlich durch nichtsprachliche Signale, vielleicht sogar durch sprachliche Drohungen), dass dieses spezifische Ereignis weder in der Familie noch sonstwo diskutiert werden durfte.

Die Tochter lebt jetzt zwischen zwei Realitäten, zwischen zwei Arten von ‚Fakten‘: denen, die sie erlebt hatte und die verschwiegen werden müssen, und den diskutierbaren, die sich ganz eindeutig nicht auf ihr Erlebnis oder auf ihre Gefühle beziehen. Ihr Vater konstruierte (mit der bewussten oder unbewussten Hilfe anderer Familienmitglieder) sorgfältig ein Familiengespräch, das so ausgerichtet ist, *als ob* er keinen sexuellen Missbrauch mit seiner Tochter getrieben hätte. Seine Tochter wurde in eine völlige Isolation

gedrängt, in der sie *ihr Erlebnis als gewusste Tatsache preisgeben musste-*, als Bestandteil einer ungeschriebenen Übereinkunft, mit der die von ihrem Vater und der übrigen Familie konstruierte Scheinrealität legitimiert wurde. Damit ist sie einem Gespräch und einer Lebensweise ausgeliefert, in der ihr reales Erlebnis zu einem *nichtwissbaren Faktum* wurde, während die von ihrem Vater konstruierte Scheinrealität sich in die wissbaren, mithin einzigen realen Fakten verwandelte.

Da sie ihr Erlebnis mit niemandem teilen konnte (was gewöhnlich der Fall ist), war sie unfähig, einen *konstruktiven Dialog*⁶ auszuprobieren und auszuarbeiten, um ihre Erlebnisse und Gefühle auszudrücken. Da sie zu jung war, um allein daran festzuhalten, gehen diese Erlebnisse möglicherweise im Vergessen «verloren» und verlängern dadurch die Wirkung des Nichtwissbaren. Selbst wenn sie nicht «vergass», was zwischen ihr und dem Vater vorgefallen war, wird sie im fortwährenden Schweigen es wohl vorziehen, Gefühle der Schuld oder der Scham zu entwickeln («Ich muss etwas Schreckliches getan haben. Ich bin schuld an dem, was passiert ist; es war allein mein Fehler»), statt sich bei ihren Handlungen von ihrem Erlebnis leiten zu lassen (ein Erlebnis, das ihr Vater verursacht hatte; eine Verursachung, die er aberkennt) oder zuzulassen, dass ihr Erlebnis sich völlig auflöste oder vergessen wurde (indem sie es mit keinerlei Kausalität in Verbindung bringt). Gewöhnlich verlangen unangenehme Erlebnisse nach einer Erklärung, nach einer Verantwortlichkeit – selbst wenn es aus eigener Sicht eine ‚böse‘ Verantwortlichkeit ist –, statt ohne jede Verantwortlichkeit dem Zufall überlassen zu bleiben (Janoff-Bulman, 1992).

Bei der Diskussion der «weichen Einschränkungen» (Bar-On, 1994) wies ich auf eine umfassendere Darstellung als Ausweg aus der Sackgasse vielfacher und beziehungsloser Darstellungen hin. Wir stehen hier vor einer qualitativ anderen Situation, da das Undiskutierbare in gewisser Weise das Gespräch beherrschen kann.

Es gibt kaum eine Chance, dass die junge Tochter in realer Zeit eine umfassende oder äussere Perspektive entwickeln kann, da das von ihrem Vater gesteuerte Kommunikationssystem die Entwicklung einer solchen Aussenperspektive im Familienkontext nicht zulassen wird. Er könnte dies einfach dadurch bewerkstelligen, dass er das Problem auf sie zurückschiebt («Du versuchst schon wieder über deine Träume zu reden. Wie schrecklich für dich, solche Träume zu haben»). Aus moralischer Sicht gibt es überdies keine objektive Möglichkeit, eine umfassende Perspektive zu entwickeln, die die ‚Teilwahrheiten‘ der Tochter und des Vaters zusammenführen kann, wie dies in dem neutraleren Kontext des Suchens nach einem Weg möglich war (Bar-On, 1994). In der vorliegenden Fallstudie beherrschte die Perspektive des Vaters das Gespräch und brachte sogar die Möglichkeit einer anderen Perspektive oder einer anderen Stimme völlig zum Schweigen; insbesondere die Perspektive, die seine missbrauchte Tochter erlebte.

Häufig wird dies von Richtern oder auch von Psychologen übersehen, die durch das Okular von ‚weichen‘ oder moralisch neutralen Einschränkungen eine Beziehung zu dem Fall herstellen wollen: «Die Tochter muss doch irgendetwas getan haben, um ihren Vater zu provozieren (welche Tochter tut das nicht?)» – oder: «Man muss immer die ‚Wahrheit‘ beider Seiten berücksichtigen». Eine solche Deutung lässt den grundlegenden Unterschied zwischen weichen und harten Einschränkungen, wie sie hier dargestellt werden, ausser Acht. Die harte Einschränkung entspricht einem Teufelskreis der Zuschreibung, der durch den *einen Partner* absichtlich und hermetisch geschlossen wurde. Der Unterschied liegt im moralischen Bereich, nicht im psychischen. Der Vater kann sich so verhalten, als ob er psychisch zwar nicht gestresst, aber dennoch korrupt wäre. Wenn überhaupt, dann ist es die missbrauchte Tochter, die trotz der strikten Normalisierungsstrategie ihres Vaters Anzeichen von psychischem Stress von sich geben

kann. An dieser Stelle tappen viele Psychologen in eine Falle: Aus psychotherapeutischer Perspektive können moralische Verbrechen völlig normal aussehen. Die meisten nationalsozialistischen Massenmörder zeigten vor, während und nach ihren Untaten keine psychopathologischen Symptome. Sie wussten, wie sie parallel zu ihrem kriminellen Verhalten Normalisierungsstrategien wirksam durchsetzen konnten, mit denen sie sowohl ihre Familien als auch die Gesellschaft im Ganzen täuschten.

Das missbrauchte Kind hatte möglicherweise noch andere Wege, als sich an der von ihrem Vater ausgeheckten Scheinrealität zu beteiligen. Indem die Tochter an ihren Erfahrungen und Gefühlen festhält, kann sie von dem konsensuellen Gespräch der Familie abweichen und dadurch zu einer ‚Aussenseiterin‘ werden. Da sie in dieser asymmetrischen Beziehung jedoch der schwächere Teil ist, kann sie ihren eigenen wahrgenommenen Ort innerhalb der geistigen Intaktheit gefährden, die vom eigenen Kollektiv definiert wird. Sie wird zusätzlich zum Leiden am ursprünglichen Missbrauch möglicherweise auch noch als ‚dissoziiert‘ [‚im Bewusstsein gespalten‘] oder ‚marginalisiert‘ etikettiert. Wahrscheinlich wird sie auch noch mit diesem Leiden fertig werden müssen und weiterhin keine Anerkennung ihrer Erfahrung des Missbrauchs finden. Möglicherweise versucht sie sogar das Schweigen dadurch zu brechen, dass sie wegläuft, einen Suizidversuch unternimmt oder ihrem Vater etwas antut.

Diese Möglichkeiten weisen darauf hin, dass es dem Kind zunächst einmal gelingen muss, das Erlebte und Empfundene als *gedanklich erfasste, prägnante und wichtige Tatsachen* geltend zu machen, indem es seine widerstreitenden Gefühle überwindet (die Liebe zum Vater, das Bedürfnis nach Stabilität in der Familie, den Wunsch zu leben). In der Tat musste es die Isolation durchbrechen, die die relevanten Anderen ihm durch das geltende Alltagsgespräch vermittelt hatten. Dies erklärt vielleicht auch, weshalb in den meisten Fällen dieser Art

die Töchter mitmachen, um die von dem Missbrauch ausübenden Vater erzeugte Situation zu ‚normalisieren‘ und sie über viele Jahre hinweg, wenn nicht gar auf unbestimmte Zeit, fortzusetzen. Für die von ihnen so wahrgenommene Harmonie, ‚Seelenruhe‘ oder ‚Elternliebe‘ sind sie bereit, den Preis der Aberkennung ihrer eigenen Erfahrungen und Gefühle zu bezahlen, indem sie diese zu einem Unwissen werden lassen. Die missbrauchenden Väter hatten wahrscheinlich bei ihrem Weg von Anfang an mit solchen Präferenzen gerechnet.

Man wird sagen: Es gibt keine Möglichkeit der völligen Undiskutierbarkeit. Es muss ‚undichte Steilem im Familiengespräch geben – Hinweise auf die Vorfälle zwischen dem missbrauchenden Vater und seiner Tochter. Innerhalb oder ausserhalb der Familie «lernte» jedoch in den meisten Fällen jeder, über diese *schwachen Signale* als uninformativ oder nicht auf Tatsachen beruhend hinwegzusehen. Schwache Signale lassen sich immer rationalisieren. Man wird die Tochter als «nervös» oder «traurig» bezeichnen; Definitionen, denen eine gewisse Wahrheit zukommt und die sich nur schwer als umfassende Wahrheit verifizieren oder widerlegen lassen. Erklärungsgründe dafür lieferten vermutlich der Vater oder die Mutter («Sie hat eine schwere Zeit in der Schule»; «Das ist in diesem Alter so»). Würde der Vater eine gewisse Anspannung zeigen, dann würde man im Gespräch andere Gründe anführen («Er ist bei der Arbeit überlastet»). Die ‚weichen‘ und die ‚harten‘ Einschränkungen fallen hier zusammen. Die Undiskutierbarkeit beruht auf dem Unbeschreiblichen: Das, was wir nicht wissen wollen, verschmilzt mit dem, dem wir nur mühsam Bedeutung zumesen können. Ein solcher *nexus* (Laing, 1968) hält die normalisierte Familienrealität aufrecht, in der die Erfahrung und das Leiden des missbrauchten Kindes niedergewalzt wurden: alles kann so weitergehen ‚wie normab‘.

Im Falle der missbrauchten Tochter war ein einzelnes *historisches Ereignis* der Ursprung des Schweigens (Spence, 1980). Für sie hatten bestimmte irreversible Erlebnisse und Gefühle stattgefunden, die für ihre Entwicklung zur gesunden Frau zentral waren. Sie musste diese Ereignisse anerkennen und emotional nacherleben, um sie als Teile ihrer wichtigsten gültigen Fakten anzuerkennen, die der Vater ihr im früheren Leben weggenommen hatte. Solange sie nicht in der Lage sein wird, das Nichtwissbare in gültiges Wissen zu fassen, wird die künstliche Realität bei der Wiedererfassung des diskutierbaren Gesprächs und der damit einhergehenden Verhaltensmuster ihre Kraft eines Teufelskreises beibehalten. Solange ihre Erfahrung bei jeder Annäherung an dieses Erlebnis undiskutierbar bleibt, wird sie in ihrem Denken, Verhalten und Reden wahrscheinlich irgendetwas tun müssen, um jede Berührung damit zu vermeiden. Sie wird vielleicht niemals wissen, wie oder warum, wenn es ihr nicht gelingt, für das, was sich zwischen ihr und dem Vater tatsächlich abgespielt hatte, einen begrifflichen Bezugsrahmen zu finden. Ein solcher Teufelskreis lässt sich natürlich mühelos auf nachfolgende Generationen übertragen. Die nachfolgenden Generationen werden möglicherweise keinen Zugang zu der ursprünglichen «historischen» Tatsache mehr haben (Bar-On, 1991), sofern sie nicht wiederholt oder in neue Ereignisse umgewandelt wird und damit erneut den gleichen Prozess in Gang setzt.

Für den Vater-Täter gibt es eine fortwährende Motivation, die Fakten dessen, was er tatsächlich getan hatte (oder seit Jahren ständig tat), *absichtlich* zu verbergen. Er wollte oder konnte sich ihnen nicht stellen oder sich mit ihnen befassen, genau so wie die Verbrecher des Holocaust nicht über ihre scheusslichen Handlungen während oder nach dem Nazi-Regime nachdenken konnten. Von der vermeintlichen Integrität des Vaters (der ein moralisches Selbst oder ein positives Selbstwertgefühl besitzt) stünde *zu viel auf dem Spiel*. Er hatte keinen Grund oder keine Möglichkeit, die

Fakten durchzuarbeiten – seine Verantwortung für ihr Ergebnis anzuerkennen, einschliesslich der echten Gefühle seiner Tochter. Vielleicht hat er alles getan, um das Geschehen zu verhindern und ist ebenfalls an diese langfristige Besetzung gebunden. Paradoxiertweise kann er gerade dadurch auf das Geschehene *hinweisen*, weil auf lange Sicht sein auf Versuch und Irrtum aufgebauter «lockerer Kontakt» nicht *zufällig genug* aussieht. Er könnte sich möglicherweise identifizieren und rekonstruieren lassen von einem Bewusstsein, das aus Neugier oder Argwohn in der scheinbaren Zufälligkeit, die sich um das Undiskutierbare herum abzeichnet, eine Struktur zu erkennen und zu erfassen sucht. Warum aber war das Bewusstsein anderer Familienangehöriger nicht offen genug für eine solche Neugier oder einen Verdacht? Dies mag sowohl an Gleichgültigkeit als auch an einer Absicht liegen. Für die anwesenden Familienmitglieder war es von den verhüllten Interessen abhängig, die sie beim Verschweigen der Tatsachen hatten. Ich kenne eine Familie, in der eine Tochter ihren Vater erst dann offen mit seinem Missbrauchsverhalten konfrontierte, *nachdem* sie herausgefunden hatte, dass er ihre eigene, dreijährige Tochter – seine Enkeltochter – sexuell missbrauchte. Bis dahin hatten *alle fünf* (missbrauchten) Töchter zusammen mit dem Vater und der Mutter das normalisierte Familiengespräch in Gang gehalten. Sobald jedoch dieses Gespräch einmal durchbrochen war, wurde das Verhalten des Vaters zu einer irreversiblen Tatsache. Mit Wittgenstein gesprochen: es erfolgte ein *Aspektwechsel* des gesamten Familiengesprächs. Das fingierte Gespräch wurde ungültig und die gesamte Verschweigungsstruktur der Familie brach zusammen. Bis dahin hatte jede Tochter ihre eigene *agenda* von Gründen gehabt, um das Schweigen über ihren Vater nicht zu brechen. Der Vater konnte sich auf diese *agenda* seiner fünf Töchter verlassen und wohl auch darauf, dass seine Frau «ein Auge zudrückte». ⁷ Allerdings ahnte er nicht, dass der Missbrauch seiner Enkeltochter nun gegen die lang-

bewährte Regel verstieß. Dieser Missbrauch erwies sich für die eine Tochter-Mutter als zu schmerzhaft, mithin als unerträglich.

In vielen Fällen kann es auch nur eine einzige heimliche und isolierte *agenda* geben. Wenn nur eines der Kinder missbraucht wurde, kann es sein, dass die Geschwister keinen direkten Zugang zu den Erfahrungen dieses Kindes haben. Jedes Familienmitglied konstruiert und lebt seine eigene ‚erzählte‘ Geschichte, die mit der ‚nichterzählten‘ Geschichte von Vater und Tochter kaum einen Zusammenhang hat und deshalb auch nicht dazu beitragen kann, das Undiskutierbare aufzudecken. So kann zum Beispiel ein Bruder eifersüchtig werden, weil sein Vater mehr Zuneigung für die Schwester als für ihn zeigt. Die Mutter fühlt sich vernachlässigt und/oder ist böse auf ihre Tochter, weil diese in den Gefühlen des Ehemannes «ihre Stelle übernimmt», oder sie ist umgekehrt zufrieden darüber, dass sich jemand anderer um seine bedrohlichen «Bedürfnisse» kümmert. Eine andere Tochter kann wiederum Neid empfinden, weil ihre Schwester «Papas ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht». Sie wird möglicherweise Weggehen, sobald sie kann, weil sie «die stickige Atmosphäre ihrer Familie nicht aushalten konnte».

31

Alle diese konstruierten Lebensgeschichten hatten ihre eigene partielle Logik und Bedeutung, und sie waren jeweils in die eigene Lebensgeschichte eingebettet (Bar-On, 1995). Ihre innere Schlüssigkeit und ihre gegenseitige Geltung und Bedeutung gewannen sie dadurch, dass sie jede Anerkennung der Missbrauchsbeziehung in der Familie sorgfältig vermieden. Bei dieser Vermeidung können sie einander sogar helfen. Die verborgene Tat des Missbrauchs liess sich aus den einzelnen Geschichten heraus weder kennzeichnen noch erschliessen, auch nicht durch Vergleich, da sie in eine Richtung weisen, die weder auf das verborgene Ereignis noch ganz in die Gegenrichtung weisen. In einem gewissen Sinn hatten die Geschichten jeweils ihre eigene Gültigkeit: sie waren zwar hinreichend

aufeinander bezogen, aber nicht hinreichend genug auf das tatsächliche Vorkommnis des Missbrauchs, so dass für beides Raum blieb (Spence, 1980).⁸

Diese Art von Gespräch ist ein konstruktiven (man könnte auch sagen: ‚destruktiver‘) Dialog ganz besonderer Art. Er konzentriert sich darauf, wie die verschwiegenen Fakten sich dadurch ausschliessen lassen, dass ein Prozess von Versuch und Irrtum *simuliert* wird, um die besondere Struktur dieser Fakten nicht sehen zu müssen: wo genau man «nicht hinschauen» soll. Es muss wie ein Prozess von Versuch und Irrtum aussehen, sonst könnte nämlich das Fehlen einer scheinbaren Zufälligkeit auf eine Konfiguration hindeuten – genau dorthin, wo die «nackte Frau» sich befindet. Wenn deren Umrisse zu starr wären, liesse sie sich mühelos identifizieren und *benennen*, indem man auf ihre völlige Abwesenheit hinwies. Wenn es zum Beispiel im Falle der missbrauchten Tochter niemandem gestattet wäre, irgendeinen Aspekt der Beziehung zwischen Vater und missbrauchter Tochter zu diskutieren, während alle übrigen Beziehungen im Familiengespräch offen diskutiert werden, dann würde diese Kombination vermutlich auf eine solche verborgene Konfiguration hindeuten. Es würde sich in «dröhnendes Schweigen» [«roaring silence»] verwandeln und dadurch die Motivation erzeugen, aus Neugier oder Argwohn nachzuforschen und nachzuprüfen. Irgendjemand würde dann laut erklären wollen: «Der König ist nackt». Um einen solchen Ausbruch zu verhindern, mussten eben triviale Aspekte der Beziehung *scheinbar zufällig* diskussionsfähig werden. Deshalb scheinen die verschwiegenen Fakten keine erkennbare Struktur zu haben.⁹

Man kann den paradoxen lockeren Kontakt, von dem Spence sprach, auf ein Durchsickern in die Kommunikation zurückführen, von dem die Familienangehörigen Gebrauch machten, «um zu wissen, wo sie nicht hinschauen sollten» (oder wo sie «ein Auge zu drücken sollten», um die Formulierung Steiners zu benutzen). Die-

ses Durchsickern ist freilich nur für ein solches Bewusstsein von Bedeutung, das sich ausserhalb des betreffenden Kontextes befand; ein Bewusstsein, das einen bereits fertig vorhandenen begrifflichen Bezugsrahmen hatte, um die Richtungen auszumachen, auf die das Durchsickern hinwies. Ein solches Bewusstsein konnte sich offensichtlich im Gespräch der Missbrauchs-Familie mit ihrem Ausschlussverfahren nicht ausprägen, ausser wenn es innerhalb des eigenen Familienzusammenhangs solche Vorgehensweisen bereits durchgearbeitet hatte.

Dies kann für jedes Bewusstsein zufällig geschehen, etwa wenn jemand neu in eine Familie einheiratet. Systematisch vorkommen wird es jedoch bei dem individuellen Bewusstsein eines Detektivs, eines Beraters oder eines Psychoanalytikers, das sich auf besondere Formen solchen ‚Durchsickerns‘ bei missbrauchten Kindern spezialisiert hat. Allerdings kann es sein, dass solche Personen oder Rollen nicht *mit Sicherheit* wissen – oder ihre eigene *agenda* haben –, weshalb man nicht wissen kann, was die anderen so hartnäckig zu verbergen suchten; was man hätte wissen können und was man nicht wissen will.¹⁰ Deshalb wird beim Aufbau des Bewusstseins ein kollektiver Prozess der Anerkennung und des Durcharbeitens auch so entscheidend, um immer mehr Individuen zu befähigen, solche verschwiegenen Fakten ans Licht zu bringen (Herman, 1992).

Solange es kein solches kollektives Gewährwerden gibt, wird man dann, wenn man zum Spezialisten für die Aufdeckung des Nichtwissbaren in einem paradoxen Familiengespräch wird, sehr leicht als ‚paranoid‘ etikettiert. Dies mag zutreffen, wenn die Konfliktpunkte, beziehen sie sich auf eine ähnliche Mehrdeutigkeit, nur unbeschreibbar, aber nicht undiskutierbar sind. Deshalb werden viele Menschen eine derart unangenehme Rolle so lange nicht auf sich nehmen, wie nicht zumindest Teile des Kollektivs die verschwiegenen Fakten anerkannt und beglaubigt haben. Wir sollten

uns auch daran erinnern, dass die gleichen Sprachspiele (Wittgenstein, 1953), die sowohl zur Normalisierung als auch zur Tarnung der verborgenen und verschwiegenen Fakten benutzt werden, auch die Signale des ‚Durchsickerns‘ enthalten. Innerhalb des Gesprächs wird eine delikate Manipulation zwischen normalen und verschwiegenen Fakten, zwischen dem Diskutierbaren und dem Undiskutierbaren vollzogen. Das Durchsickern des Undiskutierbaren wird deshalb nicht deutlich, weil eine fortwährende Sinnproduktion abläuft, eine ständige Diskussion über verifizierte und wechselseitig anerkannte Fakten sowie die Herstellung von zufälligen Verbindungen zwischen einzelnen Ereignissen. Die weichen Einschränkungen treten zu den harten hinzu und verhindern das Aufdecken des Verborgenen. Deshalb ist es äusserst schwierig, die verborgenen Fakten zu erfassen und kenntlich zu machen. Immer ist ein Gefühl des Zweifels dabei, ob man es denn tatsächlich mit etwas Realem zu tun habe: «Ist es wirklich geschehen? Nein, das kann doch einfach nicht wahr sein! So etwas kann er doch seiner geliebten Tochter gar nicht angetan haben! – Sind Sie sicher?»

Undiskutierbarkeit im Kontext reiner und unreiner ideologischer Regimes

Betrachten wir nun einige der kollektiven Formen, in denen die Nationalsozialisten die Sprache benutzten, um ihre Absichten und kriminellen Handlungen zu verbergen. Psychologisch waren sie recht raffiniert, indem sie die Wirkungskraft der Furcht, der Gleichgültigkeit und des Hasses gegenüber dem verschiedenartigen und schwachen Anderen und sogar den Selbstzweifel ausnutzten, als sie den Vernichtungsprozess planten (Levi, 1988; dt. 1986). Der Sprachgebrauch ist ein gutes Beispiel für die bewusste und *absichtliche Manipulation* der Täter in Verbindung mit dem *Hass*, der

Gleichgültigkeit und der *Angst* der Zuschauer und der *Hilflosigkeit* und dem Selbstzweifel der Opfer. «Arbeit macht frei», «Arbeit an der Rampe», «Sonderkommando», «Unwertes Leben», «Endlösung»¹¹: Alle diese Ausdrücke wiesen auf eine bestimmte Richtung hin, wobei sie normalisierend wirkten und den vollen Umfang der schrecklichen Pläne und Handlungen verbargen. Man könnte wahrscheinlich Beziehungen herstellen zwischen Ereignissen, die den geplanten ziemlich nahe kommen, und den durchgeführten, wobei die Absicht der Massenmörder beinahe zur Deckung kam. Dennoch trug das Durchgesickerte bei denen, die nicht wissen wollten, dazu bei, die tatsächliche scheussliche Absicht und die Realität zu deformieren und zu verschleiern. Die fingierte Realität erschien als so real und die realen Fakten erschienen als so erschreckend, dass die meisten Leute überhaupt nicht daran glauben wollten (Levi, 1988; dt. 1986). Dies trug dazu bei, die gültigen Fakten damals zu umgehen, und es wird sich für einige wohl noch immer auf subtile Weise in verschwiegene Fakten umwandeln lassen (Laqueur, 1982).¹²

35

Liess sich die paradoxe Beziehung zwischen Realität und Sprache im nationalsozialistischen Deutschland auch dann noch aufrechterhalten, als die reine Ideologie, die sein Träger war, zerbrach? Einerseits wurde der Kontext von einem reinen in einen unreinen umgewandelt. Jetzt endlich wurden die Fakten und der Umfang der Scheusslichkeiten publik und drangen in die öffentliche Rede ein. Da dies nun aber die innere Stimmigkeit und Folgerichtigkeit der meisten Täter wie auch der Zuschauer, die während des Nazi-Regimes lebten, in Frage gestellt hätte, war mit diesen eben erst aufgedeckten Fakten eine gewisse Irrealität verbunden. Nachkriegsdeutsche, die in der Nazizeit gelebt hatten, konnten sich nun die Frage stellen: «Konnte es denn überhaupt wahr sein, wenn wir es gar nicht erfassten und darauf gar nicht wie auf Fakten reagierten?» «Es gab wohl einige schlechte Menschen, aber meine Familie hatte mit diesen Scheusslichkeiten gewiss

nichts zu tun» (Hardtmann, 1991). Der Zweifel konnte weiterhin dazu beitragen, die Beziehung zwischen öffentlicher Rede und den aus der Nazizeit stammenden verschwiegenen Fakten aufrechtzuhalten. Fakten, die damals zum Schweigen gebracht worden waren, liessen sich auch in der Gegenwart erfolgreich deformieren, weil sie auch jetzt noch *ausserhalb jeder menschlichen Vorstellung* lagen.

Bei meinen Untersuchungen im Deutschland der achtziger Jahre, als ich Kinder von Nazi-Tätern befragte, suchte ich nach dem, was ich bei den Tätern als das «Setting der Beichte» bezeichnete. Ich nahm an, dass einige Täter, gequält von den schrecklichen Taten, die sie begangen hatten, sich dadurch zu erleichtern versuchten, dass sie vor dem Tod beichteten. Ich befragte Priester, Ärzte und Psychiater, ob sie jemals einen Menschen kennengelernt hatten, der über seine Untaten im Krieg ein Geständnis ablegen oder beichten wollte. Ich erhielt zwar nur ganz wenige Belege, aber sie waren aufschlussreich: In einem Falle beichtete ein Täter einem Priester (der wiederum der Sohn eines Täters war) eine Vignette aus seiner schrecklichen Tätigkeit: Die Augen eines sechsjährigen Mädchens, das nach dem Aufstand im Warschauer Getto aus einem Bunker heraus auf ihn zulief, und das er auf Befehl erdolchen musste. Dieser Mensch empfand Scham («ihre Augen folgten mir ständig») und berichtete diese zwanghafte Erinnerung einem Priester, bevor er etwa zwölf Jahre später an Krebs starb.

Wir müssen uns fragen: Warum hat nur er gebeichtet? Was fingen all die anderen Täter mit ähnlichen Erinnerungen an? Erzählten sie nicht (auch nicht vor dem Sterben) oder wollten wir nicht hören, was sie zu beichten hatten? Und was machte dieser Beichtende mit all den anderen ‚Augen‘ von Menschen, die er wahrscheinlich auf Befehl getötet hatte? Hätte er sie ebenso in seine Erinnerung und in seine sprachlichen Äusserungen eindringen lassen, wie die Augen des kleinen Mädchens, dann wäre die Last wohl selbst in den letzten Tagen zu gross geworden, um damit noch wei-

terleben zu können. Wenn er die Augen der Sechsjährigen vergessen hätte (die seine «Mauer der Distanzierung» wahrscheinlich schon durchbrochen hatten, als sie auf ihn zulief und sich an ihm festklammerte), dann hätte er sich nicht mehr als moralischen Menschen ansehen können. Deshalb vermutete ich damals eine *paradoxe Moral*: Ein innerer Dialog, der den Nazi-Tätern half, sich im Rückblick als menschliche Wesen zu betrachten, wodurch sie mit ihrer Vergangenheit einen «lockeren Kontakt» unterhielten, während sie neue Beweise dafür ablegten, gemäss den unreinen sozialen Nachkriegsmasstäben moralische Menschen zu sein.

Rudolfs Vater brach zusammen, als er der Ermordung seiner 37 (mit ihm befreundeten) jüdischen Zwangsarbeiter in Polen zusah (Bar-On, 1989; dt. 1993, 9. Kap.). Er wurde als untauglich und krank nach Hause geschickt, nur um dort von dem jungen Rudolf (der damals ein eifriger Hitleranhänger war) als Verräter bezeichnet zu werden, der vor dem Krieg weggerannt sei. Warum brach nur er zusammen, physisch und psychisch? Können wir sein Verhalten als ‚normal‘ bezeichnen – gemäss welchem Massstab? Die meisten Täter brachen während der entsetzlichen Ereignisse nie zusammen und sprachen auch nicht einmal über solche Vignetten. Hatten sie keine solchen Erinnerungen, die sie erzählen konnten, oder wollten die potentiellen Beichtväter (ebenso wie andere formelle oder informelle gesellschaftliche Autoritäten) ihnen nicht zuhören? Ist dies der Beweis dafür, dass es diese paradoxe Moral (beinahe) nicht gab? Vielleicht ist es nur ein Hinweis darauf, dass wir viel zu wenig darüber wissen, wie es den Tätern gelang, sich nach dem Krieg als moralische oder normale Menschen anzusehen (abgesehen von der Strategie, sich als ‚Opfer‘ zu betrachten). Ich bezeichnete dies als das Phänomen der *doppelten Mauer* (Bar-On, 1990). Die Akteure bauten ihre eigene innere Mauer zwischen sich und ihren scheusslichen Taten, und wir reagierten mit Angst, indem wir unsere eigenen Mauern bauten,

wodurch wir ihre und unsere normalisierte Rede ohne Ende unterstützen.

Wenn solche Vignetten aufgedeckt würden, wären sie dann von Bedeutung für jemanden, der den Kontext des Täters nicht miterlebt hat? Blieben sie für die Täter und ihre soziale Umwelt der Nachkriegszeit deshalb undiskutierbar? Die enthüllte Vignette und das damit einhergehende Gefühl von Schuld und Scham mag unserem identifizierten Täter geholfen haben, seine Erfahrung zu normalisieren und sich moralisch und/oder normal zu fühlen. Hätte er überhaupt keine Schuld oder Scham gezeigt, dann wäre dies ein Beweis dafür gewesen, dass er – angesichts all der Augen, die auf ihn sahen, als er sie tötete – unmoralisch (oder ein Psychopath) war. Ich habe von einem Nazi-Täter gehört, den seine Tochter ansprach, als er achtzig Jahre alt war. Sie sagte zu ihm, dass sie vor Kurzem herausgefunden habe, dass er in der «Reichskristallnacht» 1938 einen Juden getötet habe. Ihr Vater reagierte mit einem totalen Kollaps und musste in ein psychiatrisches Krankenhaus eingeliefert werden. Acht Jahre später hatte er sich zwar wieder erholt, aber niemand erwähnte jemals wieder dieses Ereignis, auch nicht sein (jüdischer) Psychiater, der ihn behandelte. Vor Kurzem entschloss sich die Tochter, ihren Kindern von dem Ereignis zu berichten, wodurch sie das kollektive Schweigen ein zweites Mal brach.

Die volle Verantwortung für die eigenen Untaten (für alle «die Augen») zu übernehmen, könnte zur Auflösung oder zumindest zur Bedrohung der sogenannten Integrität der betreffenden Person führen, sei dies nun der missbrauchende Vater, Rudolfs Vater oder der achtzigjährige Mann. Könnte jemand die Hoffnung vermitteln, die entsetzlichen, irreversiblen verschwiegenen *Fakten* liessen sich zu einer neuen Bedeutung umkonstruieren, nachdem man sich der Verantwortung für sie gestellt hat? Die Toten können nicht vergeben (wogegen die Missbrauchten die Möglichkeit dazu haben). Wären wir bereit, einem Vater, der Missbrauch getrieben hat oder

einem Massenmörder bei einem solchen Heilungsprozess zu helfen? Ist es nicht leichter für uns alle, einen normalisierten Als-Ob-Diskurs beizubehalten, der auf verschwiegenen Fakten beruht, als mit den Konsequenzen eines echten Diskurses leben zu müssen, in dem wir solche Fakten anerkennen, denen wir uns stellen müssen und die wir Tag für Tag durchzuarbeiten hätten?

Nicht durchgearbeiteter Zweifel: Fallstudie über die Tochter eines Nationalsozialisten

Als ich mit der Beschreibung der missbrauchten Tochter begann, nahm ich an, dass wir mit Sicherheit wissen, dass sie von ihrem Vater missbraucht wurde. Das ist jedoch eher die Ausnahme als die Regel. In vielen Fällen haben wir keine Möglichkeit, um sicherzustellen, was genau zwischen Vater und Tochter geschah. Wir mögen wohl unsere Annahmen haben, Bruchstücke eines Wissens, Verdachtsmomente und Phantasien, aber wir haben keine Möglichkeit, eindeutig die Fakten dessen aufzudecken, was tatsächlich geschehen war. Darüber hinaus werden soziale Normen und Präferenzen die eine oder andere Art von Erklärung bestimmen (Foucault, 1965). Herman (1992) hat gezeigt, dass es zu Freuds Zeiten üblich war; die zweite Art des Irrtums anzunehmen (dass es keinen Missbrauch gegeben habe). Heutzutage kann in bestimmten sozialen Kontexten genau das Gegenteil passieren (es wird angenommen, dass es einen Missbrauch gab). Wie wir bei der Diskussion der ‚weichen‘ Einschränkungen gesehen haben, kommt diese offene Zweideutigkeit häufiger vor; und in manchen Fällen haben wir gelernt, damit ganz gut zu leben, indem wir einfach jede andere Möglichkeit ausser unserem eigenen Gesichtspunkt ausschliessen.

Es gibt Situationen, bei denen diese ständige Zweideutigkeit überaus störend sein kann. Wie steht es denn, wenn jemand sich

nicht erinnern kann, ob der Vater ihn als Kind missbraucht hat, besonders dann, wenn der Betreffende selbst es zwar vermutet, der Vater oder andere soziale Akteure ihm aber einreden, das sei alles nur ‚eingebildet‘? Und wie steht es dann, wenn man nicht herausfinden kann, ob der eigene Vater ein Massenmörder war – oder nicht, wie er selbst und die anderen behaupten? Wie kann man mit solchen Zweideutigkeiten, widerstreitenden Gefühlen und sozialen Zwängen fertigwerden, wenn entscheidende Punkte der eigenen Identität oder Biographie auf dem Spiel stehen? Mit der Analyse der folgenden Fallstudie möchte ich zeigen, wie extrem schwierig es ist, ohne gesichertes Wissen leben zu müssen. Was man auch immer annimmt oder um was herum man die eigene Biographie aufbaut («Er war ein Täter», «Er war keiner»), wird einen möglicherweise nicht in die Lage versetzen, die Zweideutigkeit im Sinne eines Durcharbeitens zu ‚lösen‘. Und dies kann wiederum dazu beitragen, dass sie an die nachfolgenden Generationen weitergegeben wird.

Magne nahm Kontakt mit mir auf, nachdem ich meine Interviews in Deutschland beendet hatte (Bar-On, 1989; dt. 1993). Sie hatte mein Buch auf Deutsch gelesen und schickte mir ihre Dissertation, für die sie Interviews mit Kindern von Nationalsozialisten durchgeführt hatte. Ich las die Dissertation zwar durch, hatte aber den Eindruck, dass der theoretische Rahmen nicht zu den interessanten Geschichten passte, die sie zu erzählen vermochte. Schliesslich lernten wir uns auf meiner Deutschlandreise kennen und sie erzählte mir ihre eigene Geschichte, die ich ganz erstaunlich fand. Ich bat sie, ihre Geschichte aufzuschreiben und sie mir zu schicken. Wir arbeiten zur Zeit an einem Aufsatz, der auf dieser Geschichte aufbaut. Sie hat sich darin entschieden, ‚ihr Geheimnis zu lüften« und ihren eigenen Namen und ihre Identität offenzulegen. Hier der Anfang ihrer Selbstdarstellung:

*Ich wurde 1950 in einem kleinen Dorf in Norddeutschland geboren.
Mein Vater, 1914 geboren, war Lehrer und ein sehr geachteter Mann*

in der Stadt. Meine Mutter, geboren 1925, ist Hausfrau; sie brachte zwei Kinder auf die Welt, meinen Bruder und mich. Die Folgen des Krieges waren damals in meiner Heimatstadt noch allgegenwärtig, die Erwachsenen sprachen sehr viel über diese Zeit zusammen. Ich meinte eine ganze Menge über den Nationalsozialismus zu wissen. Trotzdem hatte ich das Gefühl, es gehe dabei um eine Zeit in der Geschichte, die schon lange vorüber war und mit mir nichts zu tun hatte.

Magne erzählte, dass sie einen Geschichtslehrer hatte, der während des Krieges zwar in der Wehrmacht gewesen war, aber doch *«strikt nach dem Text aus dem Geschichtsbuch unterrichtete»*. Deshalb nahm sie auch nicht wahr, dass er über eine Zeit sprach, die er selbst miterlebt hatte. Sie hatte kein Bedürfnis, Fragen zu stellen, da sie von zuhause her eine ganze Menge über diese Zeit wusste, und weil es für ihr gegenwärtiges Leben nicht wichtig war.

41

«Meine Psychoanalyse rüttelte mich aus meinem Dornröschenschlaf auf.» Magne war damals über dreissig. Als sie in der Analyse die Bemerkung machte, dass ihr Vater sich wie ein Nazi verhalte,, gab ihre Analytikerin zur Antwort: *«Ihr Vater war ein Nazi. ' Das schlug bei mir wie eine Bombe ein. Doch der erste Schock wich bald einer zunehmenden Erleichterung. Ich spürte auf eine undeutliche Art, dass sie recht hatte.»* Erst dann erinnerte sie sich daran, wie der Vater in der Kindheit ihr einmal erzählt hatte, dass er noch am 20. April 1945 *«vor seinen Soldaten eine glühende Rede zu Ehren Hitlers»* gehalten hatte. Obwohl er dies als Beispiel dafür anführen wollte, wie sehr die Nazis seine Jugend ausgenützt und ihn verführt hätten, kam ihr nun in den Sinn, *«wie glücklich und strahlend er jedesmal war, wenn er davon erzählte. Er gab vor, sich über die Nazis zu beklagen während er sich in Wirklichkeit gerne an seine Begeisterung für sie erinnerte.»* Erst dann wurde es Magne klar, dass er 1945 bereits dreissig Jahre alt und seiner unschuldigen Begeisterung eines Halbwüchsigen längst entwachsen war.

Nun gewannen auch andere Erinnerungen an Bedeutung. Ihr Vater pflegte zu betonen, wie wichtig es für ihn war, dass er eine Frau mit blondem Haar und blauen Augen geheiratet hatte (so sahen auch seine beiden Kinder aus). *«Ich glaube nicht, dass ich meinem Vater Unrecht tue, wenn ich annehme, dass er an die Züchtungsphilosophie der Nazis glaubte, wie sie im Lebensborn verkündet wurde.»* Er pflegte zu sagen: *«Das Nordische ist immer noch besser.»* Magne stellte fest, dass die Eltern sie als Kind tatsächlich *«zu einer Verbündeten ihrer heimlichen Liebe zum Nationalsozialismus machten.»* Der Vater brachte ihr den ersten Vers der Nationalhymne nebst anderen Naziliedern bei, *«nicht ohne zu betonen, dass es eigentlich nicht erlaubt war, sie zu singen.»* Magnes liebstes Kinderbuch war eine nationalsozialistische Propagandaschrift mit vielen Photos: *«Am liebsten hatte ich jene, auf denen Hitler sich mit Kindern zusammen zeigte. Ich hatte den Eindruck einer liebevollen und liebenswürdigen Person (...). Ich weiss, dass Hitler mir nahe und vertraut war, und dass ich gerne zu jenen Kindern gehört hätte.»* Magne versuchte ein Hakenkreuz zu zeichnen, doch es kam verkehrt heraus. Ihre Eltern lachten darüber und versuchten sie zu korrigieren: *«Meine Mutter führte mir sogar die Hand, als ich es zeichnete. Gleichzeitig gab sie mir zu verstehen, dass ich das eigentlich nicht tun durfte.»* Magne zeichnete es schliesslich auf ihre Schulbank, doch *«keiner reagierte jemals darauf».*

«Ausserdem wurde ich empfindlich dafür, wie leicht es meinem Vater fiel, über den Tod von Menschen zu sprechen.» Da er bei der Luftwaffe gewesen war, beschrieb er seine Arbeit während des Krieges als Beobachten von Bombern, die auf Deutschland zuflogen (*«mit Radar»*, sagt sie, ohne zu wissen, dass das Radar erst nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt und angewandt wurde). *«Er schien nicht einzusehen, dass dabei Menschen getötet wurden.»* Magne begann ihre Mutter über die Kriegszeit in Polen auszufragen, wo sie sich damals bei ihrem Vater aufhielt, der Tierarzt bei der Wehrmacht war. Magne fragte nach der Verfolgung und

Vernichtung der Juden, doch die Mutter behauptete, «*sie hätte nichts davon bemerkt*». Wem gehörte das Haus, in das sie 1940 einzogen? «*Gehörte es vielleicht einem Juden? Meine Mutter nannte diesen Gedanken unvernünftig.*» Magne setzte ihre Fragen nicht fort, weil sie «*Angst hatte, je kritischer ich nachfrage, desto weniger werde ich her aus finden*». Jedenfalls hielt sie an ihrem Verdacht fest, dass ihr Grossvater das Haus durch Enteignung von Juden bekommen hatte, denn «*wie hätte er sonst in so kurzer Zeit eine Praxis einrichten können, die eine Familie von vier Menschen ernährte (...). In unserer Familie gab es keinen Wohlstand.*»

Etwa fünf Jahre, nachdem sie ihre Eltern zum ersten Mal ausgefragt hatte, entschloss sich Magne, eine Dissertation zu schreiben.

43

Ich lag auf dem Sofa und las ein Buch über das Verschwinden der Kindheit durch das Aufdecken von Geheimnissen in den Medien – und plötzlich erkannte ich, wofür ich mich interessierte. Ich wollte wissen, wie andere Familien mit der NS-Vergangenheit fertig wurden, wie andere Kinder ihre NS-Familiengeschichte durchgearbeitet hatten. Ich nahm ein Blatt Papier und schrieb die Fragen auf, die ich hatte. Ich wusste sofort, was ich wissen wollte.

Als Magne die Literatur studierte, las sie immer und immer wieder, dass bei diesem Thema in den Familien Schweigen herrschte. «*Das zu begreifen fiel mir schwer, weil in meiner Familie eine ganze Menge geredet wurde; ich musste nur verstehen lernen, was da gesagt wurde.*» Magne erinnerte sich, dass es in den fünfziger Jahren ein häufiges Gesprächsthema bei ihr zuhause war, und sie glaubte, dass sie (im Vergleich zu anderen Kindern ihres Alters) die Bedeutung dessen, was sie gehörte hatte, erst relativ spät begriff.

Magne formulierte als Anfangshypothese: «Ein Tabu schafft Distanz».

Zu dieser Hypothese gelangte ich durch meine eigene Erfahrung. Ich hatte das Gefühl, dass ich immer in grosser emotionaler Distanz gehalten wurde, besonders von meinem Vater. Ich spürte seine Angst vor Nähe, weil Nähe die Gefahr bedeutete, dass ich ihm kritische Fragen stelle. Trotzdem wusste ich – ‚da ist etwas‘... Ich hatte in meiner Kindheit schreckliche Schreianfälle, die ich nicht unter Kontrolle bringen konnte. Ich konnte ihnen erst dann eine Bedeutung unterlegen, als ich mich mit der NS-Vergangenheit meiner Eltern zu befassen begann.

44 Magne suchte nach Gesprächspartnern gleichen Alters und gleicher Herkunft. *«Diese Entscheidung erschien mir nützlich, weil sie mir herauszufinden half, wieviel von der NS-Denkweise auch noch nach dem Krieg von den Kindern übernommen wurde.»* Als Magne mit ihrer Untersuchung weiter vorankam, fand sie heraus, *«von wie vielen Tabus dieses Thema umgeben war.»* Sie hatte keine Probleme, Interviewpartner zu finden: insgesamt führte sie Interviews mit 27 Personen durch. *«Viele fühlten sich zusehends unbehaglicher, wenn sie mit mir sprachen. Obwohl ich meine eigene Ansicht nie darlegte, spürten sie offensichtlich anhand meiner Fragen, wie wenig sie selbst über ihre Eltern nachgedacht hatten und wie wenig sie wussten.»* Die Ergebnisse waren für Magne überraschend: als Angehörige der kritischen Studentenbewegung Ende der sechziger Jahre *«hatte ich zwar keinen Dialog zwischen Eltern und Kindern über die persönliche NS-Vergangenheit erwartet, glaubte aber doch, dass die Kinder sich ihre eigenen Gedanken über die Eltern gemacht hatten».* Das war deshalb nicht geschehen, weil die Eltern jenen Zeitabschnitt verschwiegen. *«In allen Familien gab es genug Informationen für mich, um so etwas wie ein Bild der Eltern zusammenzufügen, das eine deutliche Diskrepanz zeigte zwischen dem, was sie in der NS-Zeit getan hatten und ihrer Selbstdarstellung danach.»*

Entgegen ihrer Erwartung war Magne doch überrascht, dass es tatsächlich keinen Dialog zwischen Eltern und Kin-

dem gegeben hatte, selbst nicht in jenen vier Familien, wo der Vater während der NS-Zeit im kommunistischen Widerstand gewesen war. *«Als man die Handlungen der Eltern diskutierte, geschah dies immer in einer Atmosphäre des Kampfes. Entweder benutzten die Kinder das NS-Thema um gegen ihre Eltern zu kämpfen, oder die Eltern fassten die Fragen der Kinder irrtümlicherweise als Angriffe auf.»* Nur einer (!) der Interviewpartner *«zog in Betracht, dass die NS-Zeit auch auf ihn einen Einfluss haben könnte, oder dass die Einstellungen, die diese Scheusslichkeiten möglich gemacht hatten, ihm durch die Erziehung hätten vermittelt werden können.»* Die meisten Interviewpartner waren an Magne Ergebnissen nicht interessiert. Der einzige, der darum bat, *«schickte mir eine zornige Antwort, die so verworren war, dass ich sie gar nicht richtig verstand».*

45

Magne stiess mit ihrer Dissertation auf eine viel umfassendere soziale Abwehrhaltung, *«die meist die Form des Schweigens annahm».* Ihr Professor, der sie bei ihrer Arbeit zu unterstützen schien,

vermied jedes Gespräch über den Inhalt meiner Dissertation. Als ich fertig war, brauchte er fast ein Jahr, um mir einen Zeitpunkt für die mündliche Prüfung anzugeben. Sein schriftliches Gutachten machte mir deutlich, dass er die Dissertation gar nicht gelesen hatte. Obwohl die mündliche Prüfung eine recht lebhaft diskutierte war, herrschte danach eine unbehagliche Atmosphäre im Raum ... Alle, auch mein Betreuer, schienen erleichtert zu sein, als sie sich verabschieden konnten.

Magne hatte in der ganzen Zeit der Dissertation wegen der ‚Terminprobleme‘ ihres Betreuers nur zwei Besprechungen mit ihm. Ähnlich verhielt es sich später bei ihren Studienkollegen. Magne bat um Feedback, doch niemand antwortete. Ein bekannter Psychoanalytiker schätzte ihre Arbeit sehr und versuchte sie in einer populäreren Fassung drucken zu lassen. Einerseits gelang ihm dies nicht, andererseits konnte er auf

Magnes fragte, warum ihm die Arbeit denn gefalle, keine Antwort geben. Seltsamerweise reagierten Magnes Eltern mit grossem Interesse, obwohl Magne selbst anfänglich der Ansicht war, es handle sich um ein ‚Vater-Mörder-Thema‘. Wenn sie sich während der Zeit ihrer Dissertation trafen, erkundigte sich Magnes Vater nach dem Fortschritt der Arbeit und rückte freiwillig mit neuen Informationen über seine NS-Vergangenheit heraus. Als Magne ihn aber direkt nach seinen Erlebnissen in Russland befragte, spürte sie *«die gleiche mörderische Wut, wie ich sie schon aus anderen Situationen kannte»*. Er warf den Russen ihre brutale Kampfführung vor und sprach *«wie ein unschuldiges Opfer, das sich gegen seine Mörder verteidigen musste»*. Wie er Magne erzählte, beschuldigte ihn später ein Jude, ein Angehöriger seines Entnazifizierungskomitees, er sei ein Mitglied der SS gewesen. Dies löste bei Magnes Vater einen neuen Wutanfall aus. Die Anschuldigung konnte allerdings niemand beweisen und so *«wurde er problemlos wieder als Beamter eingesetzt»*.

Als Magne mit ihrer Dissertation begann, konnte sie erst einmal nur spüren, dass da im Zusammenhang mit der NS-Zeit ihrer Eltern irgendetwas war. Sie bezeichnete die Eltern ganz unabhängig von der Parteimitgliedschaft als Nazis.

Ich wusste zwar, dass mein Vater in der Partei war, aber das war nicht mein Kriterium. Ich bezeichnete sie als Nazis, da sie eindeutig mit dem Nationalsozialismus sympathisierten. Diese Sympathie hatte es möglich gemacht, dass die Kriminellen unter den Nazis ungehindert ihre Untaten begehen konnten.

Durch ihre Dissertation erkannte Magne mit einem Mal, *«dass das, was in meiner Familie geschehen war, nicht normal war. Mir war bisher nicht klar gewesen, dass keine andere Familie den Nationalsozialismus so sehr glorifizierte wie die meine»*. Sie führte ein Interview mit dem Sohn eines hochrangigen Nationalsozialisten, der deutlich machte, dass *«in seiner Familie der Nationalsozialismus ohne den geringsten Zweifel weiterlebte. Doch selbst dort gab*

es nicht dieses zielgerichtete, heimliche Lob des Nationalsozialismus, mit dem freudigen Tenor: ‚er ist immer noch gut‘».

Das Gefühl, ein besonderer Fall zu sein, verstärkte sich noch nach dem Gespräch mit einem Freund. Magne berichtete, wie ihr Vater einmal ihr und dem Bruder offen und ungehemmt erzählte, dass er zu einer Hebamme, die bei der Geburt ihres Bruders mithalf, gesagt hatte, *«er hätte uns sterben lassen, wenn wir nicht normal gewesen wären. Der Freund, ein Staatsanwalt, sah mich ganz schockiert an und sagte: ‚Das ist Mord!‘ Erst durch diese Antwort erkannte ich endlich, worüber in meiner Familie so gesprochen wurde, als ob es normal wäre.»* Magne erkannte ausserdem, dass die Kluft zwischen dem, was sie von ihren Interviewpartnern an Kenntnissen über die NS-Vergangenheit der Eltern erwartete, und dem, was sie selbst über die NS-Vergangenheit ihres Vaters erfahren hatte, immer grösser wurde. Deshalb entschloss sie sich dazu, herauszufinden, ob er in NS-Verbrechen verwickelt war. Sie hatte zwar einige Bruchstücke über seine Zeit in Russland zusammenbekommen, aber nie ein klares Bild jener Zeit.

47

Magne versuchte sich ihrem Vater zwar zu nähern, aber er nahm eine sehr abwehrende Haltung ein, als er sah, dass sie diesmal *«kritischer und distanzierter»* fragte. *«Er malte nun ein Bild von sich selbst, einem überzeugten Nazi-Gegner. Als ich einsah, dass ich nicht mehr herausfinden würde, stellte ich ihm die direkte Frage: Was er über die NS-Verbrechen gewusst hatte und ob er an solchen Situationen beteiligt gewesen war.»* Magne hatte nur eine vage Annahme aufgrund der *«Verachtung, mit der er über die Partisanen und die russische Kriegsführung gesprochen hatte, dass es ihm vermutlich überhaupt nicht schmerzlich gefallen war, sie zu töten. In einem Buch hatte ich gelesen, dass an der Ostfront russische Zivilisten zuweilen völlig willkürlich zu Partisanen erklärt und dann erschossen worden waren.»* Ausserdem hatte Magne das Gefühl, dass ihre

starken Reaktionen, wenn sie von der Vernichtung der Juden hörte, auf eine verborgene Art etwas mit ihrem Vater zu tun hatten. Auf ihre direkte Frage antwortete er mit der Behauptung, niemals jemanden erschossen zu haben. Einmal sah er ein paar Juden beim Graben, aber er wusste nichts, was mit ihrer Ermordung oder Tötung durch Gas zu tun hatte.

48 *Er sagte es mit einer solchen Empörung in seiner Stimme, dass ich mich einen Augenblick fragte, ob ich ihm in Gedanken Unrecht getan habe. Doch dann fügte er hinzu, bei Kriegsende habe er sein Gewehr in rostigem Zustand zurückgegeben, weil er während des ganzen Krieges keinen einzigen Schuss abgefeuert habe. Ihre Mutter beteiligte sich zwar nicht an dem Gespräch, aber an ihrer Körpersprache erkannte ich, wie sie sich plötzlich von meinem Vater distanzierte. Wiederum wusste ich, dass ich mich nicht geirrt, sondern dass er gelogen hatte. Ich sagte: ‚Ich glaube dir nicht.‘ Er sah mich voller Hass an und sagte: behauptest du etwa, ich sei ein Mörder?‘ Wiederum hatte er den Ausdruck einer mörderischen Wut auf dem Gesicht... Er war noch wütender darüber, ein Lügner genannt zu werden, als über die Bezeichnung Mörder. Das erinnerte mich an Eichmann während seines Prozesses, der gefasst zu bleiben versuchte, wenn es um die von ihm organisierten Verbrechen ging, der sich aber über die Massen aufregte, wenn jemand eine falsche Zahl von Opfern angab.*

Nach diesem Gespräch brach Magnes Vater jede Beziehung zu ihr ab. *«Ich war von Zweifeln geplagt, ob ich recht hatte. Immer wieder hatte ich mit dem Gedanken zu kämpfen, ob ich verrückt sei.»* Magne wusste, dass ihr Vater den letzten Abschnitt des Krieges als Kommandant auf einer dänischen Insel verbracht hatte. Sie überlegte sich, dorthin zu fahren und herauszufinden, was er getan hatte, *«aber ich sah ein, dass ich nicht die Kraft dazu hatte. Ich war hin und her gerissen zwischen dem Wunsch, wirklich in Erfahrung zu bringen, was ich bei ihm nur spürte, und dem Gefühl, dass es für mich zu viel war.»* Magne erinnerte sich ausserdem daran, als klei-

nes Mädchen Geschichten gehört zu haben: wie ihr Vater ausführlich von einem Mann erzählte, der ein Mädchen sexuell belästigte und es dann tötete, und auch darüber, wie die Nazis die Juden vergasteten. Plötzlich erkannte sie, dass er ihr möglicherweise erzählt hatte, was er selbst getan hatte. Dieser Verdacht verstärkte sich noch, als ihr klar wurde, dass ein Mädchen, das er als angebliche Tochter eines gefallenen Kameraden nach Hause gebracht hatte, wahrscheinlich seine eigene uneheliche Tochter war. Solange keine Besucher da waren, durfte das Mädchen ihn Papa nennen. Später fand Magne heraus, dass die Frau, nachdem sie aus dem Haus gegangen war, ein Mädchen zur Welt gebracht hatte. Als Magne sie besuchte, kam es ihr wegen der Ähnlichkeit in den Sinn, dass ihr Vater wahrscheinlich «der Vater dieses Mädchens» war.

Plötzlich war es mir, als ob sich vor meinen Augen ein Schleier gelüftet hätte. Er hatte mir von seinen eigenen Erlebnissen erzählt. So wie er sein Geheimnis, eine Tochter zu haben, vor sich selbst nicht verbergen konnte, konnte er auch seine Verbrechen nicht für sich behalten ... Ich spürte, dass ich das nicht ertragen konnte und dachte erneut, dass ich wohl verrückt war. Schliesslich hatte ich ja keinerlei Beweise (Herv. des Verf.). Andererseits wusste ich, dass ich mich nicht so schrecklich fühlen würde, wenn dies alles nur reine Spekulationen wären. Ich ging zu meiner Analytikerin und sie bestätigte meinen Verdacht, was den Vater betraf.

Magne nahm Kontakt mit Simon Wiesenthal auf, doch er konnte ihr auch nicht helfen, irgendwelche schlüssigen Einzelheiten herauszufinden. Magnes Verdacht konzentrierte sich schliesslich auf ein Mädchen, das ihr Vater während des Krieges wahrscheinlich sexuell belästigt und dann getötet hatte. Es folgen die letzten Abschnitte ihrer Arbeit:

Ich versuche Signale ernst zu nehmen und in ein Bild einzufügen. Dabei berücksichtige ich auch die Signale, die ich in mir selbst

entdecke. Wenn ich mich um ein Kind kümmere, geht mir der Gedanke durch den Kopf, wie leicht es doch wäre, ein solches Kind zu töten. ... Meine Mutter hatte mir oft gesagt, dass ich als kleines Kind sehr still gewesen sei. Man hörte mich kaum. Wahrscheinlich hatte ich gute Gründe, mich nicht bemerkbar zu machen. Als meine Neffen noch klein waren, wollte mein Vater nicht, dass sie ohne ihre Eltern zu Besuch kamen. Er hielt die Verantwortung für zu gross... Das alles brachte mich auf die Annahme, dass mein Vater Babies getötet hatte. Die sachliche Art, in der er darüber gesprochen hatte, meinen Bruder und mich nicht am Leben zu lassen, wenn wir behindert gewesen wären, passt in dieses Bild.

50

Ich kann mir diese Gedanken jetzt machen, weil ich mit meinen Eltern keinen Kontakt habe. Erst der Abbruch der Beziehungen ermöglichte es mir, meine Denkhemmungen fallenzulassen. Ich nehme an, dass dies für viele deutsche Familien gilt ... Ich brauchte zehn Jahre nach meiner ersten Einsicht in die NS-Probleme bis zu dem, was ich heute weiss. Wahrscheinlich wäre ich dem allem nicht nachgegangen, wenn es für mein psychisches Überleben nicht notwendig gewesen wäre, diese konkrete Last der Geschichten meines Vaters zu erkennen sowie die Notwendigkeit, sie loszuwerden ... Die Leugnung meiner Eltern ging sicherlich auf ihre Kindheitsgeschichte zurück. In ihrer persönlichen Entwicklung blieben beide auf der Stufe von Kindern stehen, die sich die Augen zuhalten, um sich zu verstecken und zu glauben, wenn sie selbst niemanden sehen, könne auch kein anderer sie sehen.

Ihre Unfähigkeit, destruktive Züge der Persönlichkeit, die in der NS-Zeit noch verstärkt wurden, unter Kontrolle zu halten, hatte ihr Leugnen wahrscheinlich noch bekräftigt. Wenn ich davon sprach, etwas wahrgenommen zu haben, das meine Eltern nicht mochten, sagten sie mir mit grosser Überzeugung, dass ich mich irrte. Ich musste aufhören zu denken und zu fühlen und das Spiel meiner Eltern mitspielen, obwohl ich gleichzeitig wahrnahm, was tatsächlich geschah. In einer riesenhaften Anstrengung unterdrückte ich meine eigenen Wahrnehmungen und orientierte mich ganz mechanisch an dem, was mir gesagt wurde.

Um in diesen beiden Welten nicht verrückt zu werden, verschloss ich mich gegenüber jeder Nachricht von aussen ...

Ich bin sicher, dass meine Familiengeschichte nicht so ungewöhnlich ist, wie sie hier vielleicht erscheinen mag. Ich bin sicher, dass es viele Familien mit verborgenen Geheimnissen über die NS-Zeit gibt. Man könnte diese ans Licht bringen, weil es immer Signale gibt, die auf diese Geheimnisse hinweisen. Einerseits halte ich es für wichtig, sich mit dem Verhalten zu befassen, für das die Eltern verantwortlich waren, weil die Last der Eltern die Last der Kinder ist, besonders wenn man diese Last nicht kennt. Ausserdem ist das destruktive Potential der Eltern auch das destruktive Potential der Kinder. Um den Teufelskreis zu durchbrechen und zu verhindern, dass so etwas in der Zukunft wieder geschieht, wäre es für uns Deutsche wünschenswert, sich den verleugneten Seiten unserer Familiengeschichte zu stellen. Andererseits ist dieser Vorgang des Durcharbeitens fürchterlich schwierig und schmerzhaft. Wer kann denn bei diesem Vorgang Trost spenden, wenn wir alle Trost brauchen, und wer kann uns Trost spenden angesichts der Ungeheuerlichkeiten, die anderen angetan wurden?

51

Magnes biographische Rekonstruktion: Undiskutierbarkeit in der Familie und in der Gesellschaft

Magnes emotional geladener Text verdeutlicht, wie sie mit einer Vielzahl undiskutierter Themen in ihrer Familie fertig zu werden versuchte, besonders hinsichtlich ihres Vaters; die Mutter blieb jedoch im Hintergrund. «Da war etwas.» Dieses ‚Etwas‘ verdichtete sich im Bewusstsein Magnes zu den begangenen Übeltaten ihres Vaters. Im Grunde lassen sich Magnes Verdachtsmomente in innerfamiliäre Konflikte oder Geheimnisse einteilen (hatte der Vater eine uneheliche Tochter?) und in Konflikte oder Geheimnisse, die die NS-Zeit betreffen (hat der Vater während seines Militärdienstes in Russland ein Mädchen sexuell belästigt und dann getötet?). Für Magne gab

es keinen festen Boden, auf dem sie eine der beiden Fragenkomplexe hätte beantworten können. Beide Fragenkomplexe hätten die paradoxe Gesprächsatmosphäre erklären können, an der Magne innerhalb ihrer Familie litt, und die sie dazu veranlasste, die Hilfe einer Psychoanalytikerin in Anspruch zu nehmen.

Wir können uns auch die Frage stellen, warum unserem Gefühl nach Magnes Geschichte so bedeutungsvoll erscheint? Vielleicht ist sie lediglich eine unbedeutende Fallstudie ausserhalb öffentlichen Interesses? Ich bin jedoch der Meinung, dass ihre Aussage die typische Situation vieler deutscher Familien widerspiegelt, in denen die Kinder in einer Art duftleerem Raum' aufwachsen. Ihre Eltern waren mit ihren eigenen unlösbaren Konflikten bezüglich ihrer Gefühle zur NS-Zeit beschäftigt: «War es so gut, wie wir damals dachten? War es so schlecht, wie es uns im Nachhinein gezeigt worden ist?» Wie kann es vielleicht beides sein? Da sie diese Fragen nicht offen diskutierten, konnten sie besonders ihren sensibleren Kindern gegenüber wenig oder keine Hilfestellung leisten. Diese Kinder wurden zu einer Bedrohung ihrer Eltern, sie stellten schwierige Fragen und zeigten keine Toleranz gegenüber Unklarheiten und Verdrängungen. Diese Kinder wuchsen sprachlos in einem emotionalen Vakuum oder in einem ‚double-bind‘ der Diskutierbarkeit auf. Sie waren nicht in der Lage, eindeutige Verbindungen bezüglich familiärer Probleme und der NS-Vergangenheit herzustellen. Insbesondere sahen sie keine klare Trennungslinie zwischen familieninternen Geheimnissen und übriggebliebenen versteckten Konflikten aus der NS-Zeit: zwischen dem Unbeschreiblichen und dem Unausprechbaren. Dieser Prozess wurde durch fehlende äussere Unterstützung (seitens Verwandter, Lehrer, religiöser Vertreter, Politiker) nur noch verstärkt. Es gab keine Hilfe, um solche empfindlichen Konflikte und Differenzen durchzuarbeiten.

Magnes Text führt uns ihre zahlreichen Anstrengungen vor Augen, die sie unternimmt, um Widersprüchlichkeiten und Misstrauen zu bekämpfen und ihnen einen Sinn zu geben. Sind Magnes Ausführungen ein Beispiel für eine Art Attributionsschleife, in der sie selbst versucht, ihre eigene Hypothese zirkulär zu bestätigen? Oder gelang es Magne, Schritt für Schritt eine michterzählte Geschichte» aufzudecken, vielleicht sogar zwei – über die NS-Verbrechen ihres Vaters und über sein uneheliches Kind? Wie hängen beide Möglichkeiten mit ihrem Verarbeitungsprozess zusammen? Aufgrund Magnes biographischer Rekonstruktion würden wir gerne herausfinden, welche sozialen und persönlichen Folgen aus solchen Fakten resultieren. Dies kann nicht von einem externen Standpunkt her geklärt werden (ausserhalb der subjektiven Gefühls- und Gedankenwelt). Wir würden gerne untersuchen, wie es Magne gelang, dem verwirrenden Familiendialog einen Rahmen zu geben, sich ein sinnvolles Bild davon zu machen, unterstützt lediglich durch ihre Psychoanalytikerin und ansonsten ohne fremde Hilfe.

Magnes Text kann als eine Art Lackmuspapier für die Sensibilität und die Werturteile dienen, die unterschiedliche Leser jeweils dem NS-Regime und seiner Folgezeit gegenüber entwickelt haben – ähnlich Gordon Allports *Letters from Jenny* (Allport, 1965), in denen er Jennys Normalität erörtert. Im Anschluss an Magnes Text traten gewöhnlich zwei typische Reaktionsweisen auf. Die eine Stimme pflegte zu sagen: «Es existiert alles nur in ihrer Vorstellung, sie hat keine konkreten Beweise für ihre Ideen und Phantasien. Keine Person, die eine solche Biographie aufgrund sporadischer stückweise zusammengesetzter Gefühle und Ideen rekonstruiert, kann als ‚normal‘ bezeichnet werden. Oder mit psychoanalytischen Worten: Magne entwickelte Phantasien bezüglich der Rolle des Vaters während der Nazizeit, von denen sie lediglich sekundäre Informationen besass. Wahrscheinlich hat sie ihren idealisierenden kindlichen Liebeskomplex gegenüber

dem Vater nicht gelöst, so dass dieser in Selbsthass umschlug und gegen eine distanzierte begeisterte Nazi-Mutter gerichtet wurde. Dies steigerte sich in Magnes Fall bis hin zu dem kritischen Punkt, paranoid zu werden: indem sie aufgrund unzureichender Fakten ihren (unschuldigen?) Vater anklagt, ein Mörder und Lügner zu sein.»

Die zweite Reaktion äusserte sich gewöhnlich in der Behauptung, Magne sei ein Opfer der paradoxen Verleugnung ihrer Eltern. Magne, so behauptet diese Stimme, ist unglaublich mutig, feinfühlig und intelligent. Sie rekonstruiert eine Lebensgeschichte aus all den widersprüchlichen Signalen ihrer Familie. Es gelang ihr systematisch, einzelne Elemente der Nazi-Vergangenheit ihres Vaters und die Familiengeheimnisse ihrer Eltern aufzudecken. Der Preis, den sie dafür zahlte, war ihre Entfremdung und der Verlust ihrer Anerkennung. Obwohl es ihr nicht vollständig gelang, die wahren Ereignisse zu rekonstruieren, stiess sie dennoch auf deren Spuren in den Familiengesprächen. Indem sie diese durcharbeitet, könnte sie vielleicht die Übertragung und fortdauernde Wirkung auf nachfolgende Generationen verhindern. Diese Stimme würde die Intentionalität der verzerrten Elternsprache hervorheben und zusätzlich die Gleichgültigkeit ihrer Freunde und Betreuer in einem sozialen Kontext aus Schweigen und kollektiver Schuld betonen.

Alle diese Faktoren halfen mit, ‚etwas‘ zu verschleiern, das Magne zuerst zerstören und anschliessend wieder aufbauen musste, ganz allein – mit Ausnahme der Hilfe ihrer Psychoanalytikerin. Bezüglich dieses zweiten Standpunkts ist Magnes schlüssige biographische Rekonstruktion ihre Normalität geworden, deren Herstellung sie sehr viel Zeit und Mühe kostet. So gesehen war Magnes Situation ähnlich der des missbrauchten Kindes, wie bereits oben erwähnt. Sie musste sich jedoch mit Ereignissen auseinandersetzen, die zwischen ihr und ihrem Vater gar nicht stattgefunden hatten und deshalb weitaus schwieriger nachzuvollziehen und

aufzudecken waren. Sie konnte sich an keinen gegen sie gerichteten unterdrückten Missbrauch erinnern oder derartiges aufdecken. Sie musste anhand verzerrierter fragmentaler Einzelheiten nachvollziehen, was ausserhalb ihrer persönlichen Erfahrung geschehen war und was die Reaktionen ihrer Eltern ihr gegenüber beeinflusst hatte – und somit auch ihr eigenes unabhängiges Selbstwertgefühl.

Entsprechend unseres früheren Modells konnte Magne ihren Durcharbeitungsprozess nicht beginnen, da ihr keine gesicherten Fakten zur Verfügung standen (Bar-On, 1990). Könnte Magne eine alternative Strategie zur Faktengewinnung entwickeln, um das Vakuum zu füllen? In dem unreinen ideologischen Kontext, in dem sie aufwuchs, hatte Magne nur Zugang zu indirekten Andeutungen über das Verhalten und Empfinden der Eltern in der reinen NS-Zeit. Als Kind war sie vielleicht ebenso von Hitler und dem Hakenkreuz fasziniert wie ihre Eltern es in der NS-Zeit waren. Diese hatten ihr da jedoch bereits zu verstehen gegeben, dass ihre (deren?) Faszination durch den Nationalsozialismus im aktuellen unreinen Kontext unpassend sei. Später während der Psychoanalyse wandte sich Magne gegen ihre frühere Begeisterung, indem sie den ‚bösen Nazismus‘ nunmehr auf ihre Eltern projizierte. Da sie keine stichhaltigen Informationen über die Verwicklung des Vaters während der Nazizeit erhalten konnte, war sie verunsichert. Nach und nach fand sie jedoch eigenständig heraus, dass die Geschichten, die ihr Vater ihr von anderen Übeltätern erzählt hatte, in Wirklichkeit seine persönlichen Erlebnisse waren.

Man könnte sich nun fragen – warum Magne keinen Versuch unternahm, die historischen Fakten herauszufinden? Sie berichtete, dass Simon Wiesenthal ‚ihr nicht helfen konnte«. Magne erwog, auf die «dänische Insel» zu reisen, um es herauszufinden, war sich aber nicht sicher, «ob sie mit den dort gefundenen Ergebnissen hätte fertig werden können». Dies lässt sich wiederum auf verschiedene Weise deu-

ten. Die eine Stimme könnte sagen: «Sie wollte nicht herausfinden, dass ihr Vater in keinerlei Naziverbrechen verwickelt war, denn sonst wären alle bösen Phantasiekonstruktionen, die Magne auf ihre Eltern projiziert hatte, zusammengebrochen und ihre eigene geistige Gesundheit gefährdet worden.» Die andere Stimme würde behaupten, Magne versuche deshalb keine ‚objektiven‘ Fakten über die Militärzeit ihres Vaters gegen Kriegsende herauszufinden, weil diese für sie nicht die relevanten Fakten darstellten. Was wäre, wenn sie herausfände, dass er in Dänemark keine Verbrechen begangen hatte? Wäre damit die von ihr phantasierte Möglichkeit ausgeschlossen worden, dass er bei seinem Militärdienst in Russland ein Mädchen sexuell genötigt und dann getötet hatte? Alternativ könnte man behaupten, dass es Magne gerade durch das Festhalten an ihren Zweifeln gelang, ein gewisses Mass an positiven Gefühlen ihrem Vater gegenüber, den sie ja noch liebte, aufrechtzuerhalten.

Einer der interessanten Wendepunkte in Magnes Geschichte liegt dort, als sie ihre Eltern nicht weiter ausfragen will, da dies ihre Chancen verringert, überhaupt irgendetwas herauszufinden. Magne fällt die Entscheidung, eine eigene Untersuchung durchzuführen und eine Dissertation zu schreiben, für die sie Menschen ‚aus ähnlichem Schicksal heraus« befragte. Ihre Hypothese («Tabu schafft Distanz») war ein bemerkenswerter Ausgangspunkt, besonders weil sie auf ihrer persönlichen Erfahrung basierte. Erst später wurde uns der wahre Ursprung dieser Erfahrung deutlich: das Familiengeheimnis der unehelichen Tochter zu brechen. Nicht weniger bemerkenswert ist, dass Magne bereits von Anfang an wusste, wie ihre Fragen lauten würden. Im deutschen Kontext der späten siebziger Jahre war dies ziemlich aussergewöhnlich, weil es im Hinblick auf diese Konfliktpunkte gar kein öffentliches Interesse» und keine systematische Forschung gab. Dies erklärt, nebenbei gesagt, vielleicht auch den Umstand, warum Magne von Seiten ihrer

Betreuer, Kommilitonen und Freunde so wenig Unterstützung erhielt (was wiederum zirkulär ihre Ausgangshypothese bestätigte: «Tabu schafft Distanz»).

Paradoxerweise zeigten lediglich ihre Eltern Interesse an ihrer Dissertation. Besonders eifrig erkundigte sich ihr Vater nach dem Fortgang ihrer Forschung. Eine mögliche Erklärung liegt darin, dass ihr Eifer von der Hoffnung getrieben war, dass Magnes Untersuchung sie wieder zusammenbringen würde; dass sie erkennen würde, ihre Familie hätte es noch besser getroffen als andere Familien. Vielleicht hofften sie, ihre Arbeit könnte ihnen dabei helfen, die eigene Geschichte und Erinnerung zu rekonstruieren, deren Bedeutung sie im aktuellen unreinen Kontext nicht ausmachen konnten. Man könnte jedoch ebenso kritisch fragen: Waren sie neugierig oder hatten sie Angst? Aufgrund ihrer späteren Reaktionen können wir jedoch annehmen, dass das Interesse in diesem Fall ohne jede Absicht war. Oder, «Wenn man sie nicht bekämpfen kann – verbünde dich mit ihr.» Bei ihrer Forschungsarbeit war Magne überrascht darüber, wie wenig sich ihre Interviewpartner ein Bild von ihren Eltern in der Nazizeit machen konnten. Durch die Antworten, die sie zu hören bekam, gelangte Magne ausserdem zu dem Schluss, dass sie von den Interviewpartnern mehr zu wissen verlangte, als sie selbst mit ihren Eltern durchgearbeitet hatte. Uns fällt jedoch auf, dass Magne ihren Interviewpartnern gegenüber einen höheren moralischen Standpunkt entwickelte, der sie ihnen gegenüber wohl ebenso distanzierte wie denen gegenüber, über die sie berichtete.

Die erste Stimme würde in ihrer Bemühung, herauszufinden, wie andere mit der NS-Vergangenheit ihrer Eltern fertig wurden, wiederum einen Beweis für Magnes *Attributionsschleife* erkennen: ihr von vornherein festgelegter Entschluss, lediglich ‚negative‘ Daten über die Nazi-Vergangenheit ihrer eigenen Eltern herauszufinden. «Tatsächlich fand sie dann auch, wonach sie suchte.» Dieser Stimme zufolge gilt, «*die Last der Kinder wurde zur (zugewiese-*

nen) *Last der Eltern*,» und nicht umgekehrt, wie Magne es in ihrer Formulierung darstellte. Die zweite Stimme würde behaupten, dass Magne sich keineswegs in einer Schleife oder einem Teufelskreis bewegt. Magne bewegte sich, anhand ihrer Studien, weiter. Aufgrund der Erfahrungen anderer rekonstruierte sie systematisch Begebenheiten, deren Vorhandensein sie bei ihren eigenen Eltern nicht für wahr hielt: Dass diese nicht nur begeisterte aktive Nazis waren, sondern dass sie zusätzlich die Schlimmstmöglichen Nachwirkungen dieses Engagements zu akzeptieren hatte. Diese andere Stimme würde folgendermassen fortfahren: Magne entwickelte ihre Behauptung, «*die Last der Eltern ist die Last der Kinder, besonders dann, wenn man die Last nicht kennt*,» aufgrund ihrer eigenen Studien und im Zusammenhang mit der Betrachtung eigener Kindheits-erfahrungen. Ihre Dissertation war eine Art Umweg und half ihr, sich für die Auseinandersetzung mit ihren Eltern besser zu rüsten und deren Last als ihre Last anzuerkennen.

Ich möchte betonen, dass es nicht darum geht, welche der beiden Stimmen die ‚richtige‘ ist. Beide sind auf ihre Art Produkte des Vakuums, welches Magne zu füllen versuchte. Die Hauptsache ist, dass es für die Nachkommen der Nazi-Zeit keine Möglichkeit zu einer umfassenden Darstellung beider Stimmen in ihrer chaotischen Folgezeit gab. Die heikle Verbindung aus Faszination und Bösem hat Kindern wie Magne Fragen und Phantasievorstellungen aufgebürdet, und dieses hat wiederum die Beziehungen zwischen ihnen und den Eltern der Nazi-Zeit belastet sowie eine gesunde Entwicklung dieser Beziehungen gestört. Der relative «Erfolg» des Nazi-Regimes lag nicht nur darin, dass es *während* seines Bestehens gewaltsam in die Familie einbrach, sondern dass es die Familienbeziehungen auch noch während vieler Jahre *danach* entscheidend beeinflusste. In Fällen wie demjenigen Magnes ist die Last bis zum heutigen Tag wirksam (Bar-On und Charny, 1992).

Man könnte (der ersten Stimme gemäss) sagen, dass von Anfang an belastete Familienbeziehungen immer gesellschaftliche und familiäre Zweideutigkeiten und Tabus aufwerfen. Ein belastetes Kind könnte daraus schreckliche Anklagen und eine moralische Überlegenheit seinen Eltern gegenüber rekonstruieren. Wäre Magne in den USA geboren, würde sie vielleicht andere gesellschaftliche und familiäre Geheimnisse finden, um ihre Eltern als Verbrecher darzustellen. Ich glaube, dass dieses Argument nur eine kleine Anzahl deutscher Individuen jener Generation betrifft. Für die Mehrheit der anderen traf eher das Gegenteil zu. Ein faszinierendes Regime der reinen Ideologie, wie das der Nazis, das undiskutierbare Verbrechen gewöhnlicher Menschen deckte (Browning, 1992), könnte fast in jedem Bewusstsein Phantasien auslösen, besonders bei denjenigen, die erst lange nach seinem Sturz in ein ideologisch unreines Regime hineingeboren wurden, das diese Themen zu verschleiern und zu verbergen pflegte. Vielen der Nachkommen war es unmöglich, die Spuren der Nazi-Zeit in dem darauffolgenden unreinen Kontext herauszufinden, anzuerkennen und durchzuarbeiten, weil ihre Eltern es vorzogen, die damalige Zeit paradox oder undiskutierbar erscheinen zu lassen, anstatt ihre eigenen Schwächen der Zugehörigkeit zuzugeben. Da fast jeder Erwachsene während der Nazi-Zeit in der einen oder anderen Weise in ‚irgendetwas‘ emotional verwickelt war (Faszination, Mitläufer, Täter), war es viel schwieriger, eine neue andere moralische Autorität aufzubauen, auf die die Kinder sich verlassen konnten. Mit Hilfe einer solchen Autorität könnte es ihnen möglicherweise gelingen, eine klare Grenzlinie zwischen *je-*
nen Nazi-Verbrechen und anderen, gewöhnlichen Familienereignissen und -geheimnissen zu ziehen.

Den Ausführungen Magnes hörte ich aufmerksam zu und konnte ihre Bemühungen, derartige konflikthafte Themen aufzuklären, nachempfinden, auch wenn ihr dies nur begrenzt gelang. Indem ich ihr zuhörte spürte ich, wie hin- und

hergerissen sie lange Zeit war, zwischen ihrer Liebe zu den Eltern und ihrem Zorn und ihrer Frustration gegen sie. Magne konnte ihre Eltern nicht akzeptieren, nicht nur weil sie es ablehnten, Verantwortung für das, was sie getan oder nicht getan hatten, zu übernehmen, sondern weil sie nie versuchten, sie selbst zu akzeptieren und Anteil zu nehmen an ihren Ängsten und Phantasien. Magne war somit in einer seltsamen Position, in der sie sich einerseits unterlegen aber auch überlegen fühlte und eine ‚Grenze des Bösem zwischen ihr und den Eltern zog. Aus dieser Argumentationsweise heraus fühlte sich Magne zwar moralisch sicher, geriet aber in eine psychologische Falle (Bar-On und Charny, 1992). Ich neige dazu, die schmerzliche Aussage dieser Tochter zu akzeptieren, auch wenn sie auf keiner gesicherten Datenbasis beruht. Magnes Eltern gelang es nicht, die Herausforderung anzunehmen und ihren eigenen Standpunkt zu klären, wodurch sie das Schmerzliche der ursprünglichen Aussage ihrer Tochter («Tabus schaffen Distanz») bestätigten sowie die zusätzliche Aussage: «Distanz schafft immer noch mehr Distanz».

Man sollte die Möglichkeit nicht ausschliessen, dass beide oben angeführten Stimmen nützlich sind, um gewisse fragwürdige Aspekte zu klären. Was würde zum Beispiel mit Magnes Einstellungen und Überzeugungen geschehen, wenn sich einige handfeste Fakten über den Militärdienst des Vaters während des Krieges (oder Fakten über seine uneheliche Tochter) klären liessen? Wenn man beispielsweise bestätigen könnte, dass sich die Geheimhaltung in der Familie in Wirklichkeit um familieninterne Punkte drehte (dass das adoptierte Mädchen tatsächlich die Tochter des Vaters ist). Wenn Magne nicht in der Lage sein sollte, die Möglichkeit zu akzeptieren, dass diese Fakten ihre anderen, selbsterzeugten Behauptungen ausschliessen, wird man nach Magnes ungelösten ‚Bedürfnissen‘ fragen müssen, einen «verbrecherischen» (oder im Gegensatz dazu, einen wunderbaren) Vater zu haben. Dies liesse sich durch ihr Bedürfnis erklären, die eigene Überlegenheit angesichts

dem bei ihren Eltern und der gesamten Gesellschaft empfundenen Mangel an Integrität und unklarem moralischen Selbst aufrechtzuerhalten.

Ich neigte dazu, in anderen Fällen der ersten Stimme zu folgen. Als Dieter seine Geschichte erzählte (Bar-On, 1989; dt. 1993, 10. Kapitel) und dabei seine Kindheitserinnerungen an die Geschichten seines Vaters über das Töten von Partisanen darstellte, wobei er ihre Glaubwürdigkeit nie in Frage stellte, fiel es mir schwer, die Richtigkeit seiner Rekonstruktion zu akzeptieren, besonders weil kein anderer Nachkomme eines Täters mir von einer solchen Offenheit ihrer Väter-Täter hinsichtlich ihrer Verbrechen berichtet hatte. Mir schien es, dass Dieter, der selbst fasziniert war von der Macht des Nazismus im Vergleich zur Schwäche des gegenwärtigen unreinen Regimes, es vorzog, lieber einen verbrecherischen Vater gehabt zu haben, statt einen lügnerischen und bedeutungslosen. In seinem Fall hätte man annehmen können, dass er pathologische ‚Borderline‘-Tendenzen hatte, die auch von irgendwelchen relevanten Inhalten anderer Kontexte hätten Gebrauch machen können. Doch selbst in den Fällen, in denen sich die verbrecherische Rolle des Vaters deutlich herauschälte, war es für die Nachkommen äusserst schwierig, diesen Teil der elterlichen Biographie anzuerkennen und durchzuarbeiten. Im Falle von Monika oder Renate (Bar-On, 1989; dt. 1993) war es erstaunlich, wie die Nachkommen einen Weg finden konnten, um jeweils eine emotionale Beziehung zu ihren Vätern herzustellen, während sie gleichzeitig deren Verantwortung für die von ihnen begangenen Untaten erkannten. Dennoch mussten sie nicht ständig gegen Ablehnung und Zweifel ankämpfen, wie Magne dies ihr ganzes Leben lang als Erwachsene musste.

In Magne's Fallstudie liegt der Hauptkonflikt nicht darin, welche Stimme die richtige ist, sondern wie schwierig es ist, einen Weg innerhalb und zwischen den diskutierbaren Linien in einer solchen Familie und dem gesellschaftlichen Kontext zu finden, und zu

versuchen, das unbeschreibbare Familienmuster und die unerkennbare Nachwirkung des Nazismus anzusprechen und damit fertigzuwerden. Wie ungemein kompliziert es ist, aus heutiger Perspektive heraus, die üblichen Familiengeheimnisse und -tabus anzuerkennen und durcharbeiten, die mit undiskutierbaren Konfliktpunkten der Nazi-Zeit verwoben sind. Man kann sich sehr leicht darin verlieren, jene Zeit entweder zu verleugnen oder von ihr völlig überwältigt zu werden. Es ist beinahe unmöglich, eine eigenständige kontinuierliche Mittellinie zu finden und die Familienprozesse von den schrecklichen Ereignissen der Nazi-Zeit zu trennen, während man versucht, eine gesunde Persönlichkeit zu entwickeln, ein positives moralisches Selbst und eine personale und soziale Identität, die sich nicht auf ähnlichem ‚Treibsand‘ befindet, wie ihn die deutsche Nachkriegsgesellschaft für Magne und andere Menschen ihres Alters angehäuft hat.

Die oben erwähnten Stimmen lassen sich durchaus ebenfalls in Magnes Text finden. Ihre Erzählung verband Teile und Stücke beider Stimmen auf interessante Weise. In ihrer biographischen Erzählung und Rekonstruktion lässt sich die zweite Stimme beinahe durchgängig verfolgen. Allerdings tritt auch die erste Stimme auf, hauptsächlich in Form von Selbstzweifeln, und zwar überall dort, wo Magne ihre eigene Sinnkonstruktion und geistige Gesundheit in Frage stellte. Magne befürchtete zum Beispiel, ihrem Vater unrecht zu tun‘ wenn sie ihn nach der Ermordung von Juden fragte, weil er «mit einer solchen Empörung in der Stimme» antwortete. Erst seine anschließende Bemerkung über sein ‚rostiges Gewehr, welches er zurückgab, in Verbindung mit der distanzierten Körpersprache ihrer Mutter, führte Magne wieder zu dem Schluss, dass er schliesslich doch ‚etwas‘ verbarg.

Man könnte auch hier wieder behaupten, dass Magne unbedeutende Signale aufgrund ihrer eigenen ‚paranoiden‘ Grundstruktur interpretiert. ‚Rostiges Gewehr‘ kann eine neutrale Bezeichnung alter

Dinge sein, ohne die von Magne hinzugefügte intentionale Struktur. In ihrem Zweifel konnte man allerdings auch spüren, wie gerne Magne ihren Vater vorbehaltlos geliebt hätte, wenn er nur an seinem «Tonfall der Empörung» festgehalten hätte. In diesem Sinne brachte sie ihren natürlichsten Wunsch zum Ausdruck, genau so wie jeder andere Mensch, der einen ‚guten Vater‘ haben möchte. Aber, sollte sie diesen natürlichen Vorzug erlangen und gleichzeitig ihre Gefühle verleugnen? Dies hätte die Konstruktion ihrer Identität als eine in sich zusammenhängende, sensible und intelligente Person durcheinandergebracht.

Als zusätzliche Ausdrücke der ersten Stimme berichtete Magne von Augenblicken, in denen sie ‚Angst davor hatte, verrückt zu werden«. Dies begann schon in ihrer Kindheit, als man von ihr erwartete, dass sie ihre Gefühle unterdrückte, um sich dem Verleugnungssystem ihrer Eltern anzupassen. Es setzte sich fort, als sie erkannte, was ihre Gedanken über die väterlichen Verbrechen tatsächlich vermittelten: dass sie, als sie ein Kind in den Armen hielt, darüber nachdachte, was es bedeutet, ein Kind zu töten. Und es kam zu einem Höhepunkt, als sie die Verbindung zwischen den Annahmen erkannte, der Vater verheimliche seine Kriegsverbrechen sowie sein uneheliches Kind. In diesen Momenten schien Magne bemerkt zu haben, dass Familienprozesse zwar unabhängig vom politischen Nazi-Kontext sein können, beides jedoch ihre Beziehung zu den Eltern zerstört.

Magnes Zweifel an ihrer eigenen Interpretation zeigten sich in ihren abschliessenden Bemerkungen, in denen sie zwar betont, dass Deutsche die fortwährenden Wirkungen der Nazi-Vergangenheit anerkennen sollten, gleichzeitig aber auch behauptet:

Andererseits ist dieser Vorgang des Durcharbeitens furchtbar schwierig und schmerzhaft. Wer kann denn bei diesem Prozess Trost spenden, wenn wir alle Trost brauchen, und wer kann uns Trost spenden angesichts der Ungeheuerlichkeiten, die anderen angetan wurden?

Plötzlich kam ihr Bedürfnis nach Trost, sowie das ihrer Eltern, an die Oberfläche. Beides scheint zu drängen, ist aber «angesichts des Ausmasses (des Bösen) das anderen (den Opfern der Nazis) angetan wurde» ungerechtfertigt. Die Nazis, die zum einen selbst Eltern ihrer Kinder, zum anderen Verbrecher waren, dachten niemals an Trost, den sowohl ihre überlebenden Opfer und deren Nachkommen als auch ihre eigenen Nachkommen benötigen würden. Magne ist klargeworden, dass ihr ihre Ergebnisse wenig Trost spenden, obwohl sie seiner, wie so viele andere auch, dringend bedarf.

Lassen Sie mich meine Argumente zusammenfassen. Wenn keine verifizierbaren Fakten vorliegen, dies ist normalerweise der Fall in gesellschaftlichen Kontexten ehemaliger Massenmörder oder bei sexuellem Kindesmissbrauch, lässt sich das Undiskutierbare erheblich schwerer erkennen und durcharbeiten. In solchen Fällen neigt man dazu, die Bedeutung der Undiskutierbarkeit für sich selbst zu leugnen. Kurzfristig gesehen funktioniert diese Verleugnung. Langfristig gesehen kann sie jedoch dazu beitragen, dass Undiskutierbarkeit auf Nachfolgegenerationen übertragen wird. Diesen werden leider wenige objektive Möglichkeiten zur Verfügung stehen, um die Vergangenheit in ihrer Mehrdeutigkeit anzuerkennen und durcharbeiten. In den meisten Fällen lernten die Menschen, mit der Leugnung dieser Mehrdeutigkeit zu leben. In einigen Fällen, wie in Magnes biographischer Rekonstruktion, wird sie zur Hauptbeschäftigung. In solchen Fällen bleiben einem am Schluss mehrere Stimmen und der Zweifel. Wie soll man seinen Weg durch diese Stimmen finden, die sich nicht von selbst dazu anbieten, in eine einzige zusammenhängende, umfassende Biographie und in das moralische Selbst integriert zu werden? Was geschah in einer Nachkriegsgesellschaft, die aus vielen leugnenden Individuen und einigen wenigen wachsamen, jedoch innerlich gespaltenen Personen wie Magne bestand? Dies liesse sich an anderer Stelle diskutieren.

Anmerkungen

- ¹ Der vorliegende Aufsatz ist Teil eines in Vorbereitung befindlichen Manuskriptes mit dem Titel «The Facthood of Facts» («Die Faktizität von Fakten»). Der erste Teil jenes Manuskriptes befasst sich mit dem Unbeschreibbaren bzw. den vielfachen Darstellungen von Mehrdeutigkeit (weiche Einschränkungen/Zwänge des interpersonalen Verstehens). Der zweite Teil befasst sich mit dem Undiskutierbaren (harte Einschränkungen/Zwänge). Das vorliegende Kapitel basiert auf dem zweiten Teil.
- ² Mein Text befasst sich mit Psychologie, genauer gesagt, der Psychologie von Ereignissen, die von Menschen verursacht sind, und anderen Menschen Leid zufügen. Es mag sehr wohl auch eine epistemologische Bedeutung haben. Da ich jedoch Psychologe bin, und mit den Methoden der Psychologie vertraut, werde ich innerhalb ihres begrifflichen Rahmens bleiben und es anderen überlassen, sich mit den epistemologischen Folgen der daran anschliessenden Diskussion zu befassen.
- ³ An einem bestimmten Punkt wollte ich den Terminus «factoids» benutzen. Interessanterweise taucht die Definition dieses Begriffes erst in der 8. Auflage des Oxford Dictionary auf (Clarendon Press, 1990): «An assumption or speculation that is reported and repeated so often that it becomes accepted as a fact; a simulated or imagined fact.» («Eine Annahme oder Spekulation, die so oft erzählt und wiederholt wird, dass sie als Tatsache akzeptiert wird; ein vorgetäushtes oder vorgestelltes Faktum.») Ich bezog mich auf etwas anderes. Ich wollte einen Ausdruck für das Faktum finden, das man so sehr als Faktum zu verkennen/missachten gewohnt ist, bis man schliesslich akzeptiert, dass es keines ist: siehe z.B. «The Purloined Letter» von Edgar Allan Poe und den Kommentar dazu von Lacan. Prof. Peter McCormick gab mir den Rat, den Ausdruck «Putative facts» («vermeintliche/angebliche Tatsachen») zu verwenden. Schliesslich entschloss ich mich, nach Beratung mit Dr. Johana Tabin aus Chicago, den einfachen Ausdruck «silenced facts» zu verwenden.
- ⁴ In der psychoanalytischen Theorie wurde das sexuelle Begehren (ein Ereignis, das noch nicht stattgefunden hat) als treibende Kraft (Budd, 1989) hinter undiskutierbaren Tatsachen vorgeschlagen. Ohne eine solche Möglichkeit zurückzuweisen, möchte ich mich doch auf das Erlebnis (Ereignisse, die stattgefunden haben) als Grundbestandteil dieser undiskutierbaren Fakten konzentrieren. Wie sich später zeigen wird, ist dies ein Hauptunterschied zwischen der psychoanalytischen Erklärung (von Motiven) und der biographischen Rekonstruktion von Ereignissen.
- ⁵ Ich meine damit, dass Kinder von ihren Eltern geschützt werden sollten (Dahl, 1989). Selbst wenn man diese Probleme auf gesetzlicher Ebene zu lösen versucht, wird dadurch der schwere psychologische Schaden nicht behoben, sondern manchmal sogar noch gesteigert, weil der grundlegende psychologische Vertrag gebrochen wurde (Herman, 1992).

- ⁶ Unter konstruktivem Dialog verstehe ich einen Weg, auf dem wir die Unterschiede zwischen unseren subjektiven und unzusammenhängenden Vorstellungen von Mehrdeutigkeiten klären können. Zu den Einzelheiten siehe meine Erörterung der Joint Sequential Pragmatics (JSP) in Bar-On, 1994.
- ⁷ John Steiner (1991) nannte dieses Phänomen «turning a blind eye» [«ein Auge zu drücken», «etwas absichtlich übersehen»], als er die Ödipussage erneut untersuchte und darauf hin wies, dass tatsächlich jedermann schon die ganze Zeit über etwas gewusst hatte. Vermutlich hatten alle zu viel Angst, um ihren Blick ganz darauf zu richten. Allerdings übersah Steiner die Möglichkeit, wie weit die einander ergänzenden Geschichten sich wechselseitig bestätigen.
- ⁸ Spence geht auf dieses Thema in seinem ausgezeichneten Buch (1980) ausführlich ein. Wie der Leser hier jedoch erkennen wird, bin ich mit seiner Verallgemeinerung nicht einverstanden, weil es Fälle des Kindesmissbrauchs oder von Kindern gibt, die Nachkommen von Verbrechern sind, bei denen die historische Wahrheit und nicht nur die narrative Wahrheit eine grosse Rolle spielt. Ich stimme seiner Analyse bei, dass dies im Falle des Wolfsmanns nicht unbedingt der Fall war.
- ⁹ Eine der Personen, die ich in Deutschland befragte, antwortete auf meine Frage, was denn der Vater im Krieg gemacht habe, spontan: «Mein Vater fuhr Züge, aber nur Munitionszüge.» Dies war ein eindeutiger Hinweis auf etwas Ungewöhnliches und Überprüfenswertes (warum sagte er das? Was versuchte er mit dieser besonderen Wortwahl zu verbergen? Warum «nur» solche Züge?). Natürlich erweckte auch der Tonfall in mir diesen Argwohn, nicht nur die Wörter.
- ¹⁰ Tatsächlich wurde den Therapeuten die Verbreitung dieses Phänomens erst in unserer Generation «bewusst». Herman (1992) bringt dieses Faktum mit der Frauenbefreiungsbewegung in Zusammenhang.
- ¹¹ Vgl. als herausragendes Beispiel Himmlers Rede von 1943 in Posen, in der diese raffinierte und bewusste Manipulation dargestellt wird (Pearson, 1975). Er spricht von der Schwierigkeit, einen Vernichtungsprozess durchzuführen: einerseits nicht zusammenzubrechen, andererseits nicht zu hart («herzlos») zu werden, besonders weil die Beteiligten über das, was sie tun, nicht reden können. Himmler rühmt ihre historische Rolle und überträgt ihnen als Lohn für ihr beharrliches und unausweichliches Schweigen eine ewige Mission.
- ¹² In diesem Sinne unterscheidet sich der Vorgang sehr stark sowohl von dem «tacit knowledge» [«unausgesprochenem Wissen»] als auch von gesellschaftlichen Konventionen. Bei ersterem hat man keine Worte für das, wovon man zwar weiss, wie es gemacht wird, bei dem man aber kein Bedürfnis hat, es zu verbergen. Konventionen bedeuten nicht unbedingt, unmoralische oder kriminelle Handlungen zu verbergen. Obwohl sie gewöhnlich nicht diskutiert werden, beruhen sie weder auf Selbstzweifel noch auf aktiver Täuschung.

Bibliographie

- G.A. Allport: Letters from Jenny. New York 1965.
- D. Bar-On: Legacy of Silence: Encounters with Children of the Third Reich. Cambridge 1989. Dt.: Die Last des Schweigens. Frankfurt/M. 1993.
- D. Bar-On: «Holocaust Perpetrators and their Children: A paradoxical morality», in: Journal of Humanistic Psychology, 29, 4, 1989, S.424-443.
- D. Bar-on: «Children of Perpetrators of the Holocaust: Working Through One's Moral Self», in: Psychiatry, 53, S.229-245. Dt. in: Integrative Therapie, 3, 1990, S.222-245. 67
- D. Bar-on, I.W. Charny: «The Logic of Moral Argumentation of Children of the Nazi Era», in: International Journal of Group Tensions, 22,1,1992, S.3-20.
- D. Bar-On: «Maps on Mind and Maps of Nature», in: Cybernetics and Human Knowing, 2, 3, 1994, S.35-55.
- D. Bar-on: Fear and Hope: Three Generations of the Holocaust. Cambridge 1995.
- D. Bar-on, E. Rottgardt: The Biographical Construction of a Daughter of a Nazi: Facts and Fiction (in Vorbereitung).
- C.R. Browning: Ordinary Men. New York 1992.
- S. Felman, D. Laub: Testimony. New Haven 1991.
- M. Foucault: Madness and Civilization. New York 1965. Dt.: Wahnsinn und Gesellschaft. Frankfurt/M. 1969.
- G. Hardtmann: «Partial Relevance of the Holocaust: Comparing Interviews of German and Israeli Students», in: Report to the GIF, Jerusalem, 1991.
- J. Herman: Trauma and Recovery. New York 1992.
- R. Janoff-Bullman: Shattered Assumptions. New York 1992.
- R.D. Laing: Politics of Experience. London 1968.
- W. Laqueur: The Terrible Secret. New York 1982.
- P. Levi: The Drowned and the Saved. New York 1988. Dt.: Die Untergegangenen und die Geretteten.' München 1986.

D.P. Spence: *Historical Truth and Narrative Truth*. New York 1980.

D.P. Spence: «The Paradox of Denial», in: S. Breznitz (Hg.): *The Denial of Stress*. New York 1983, S.103-123.

D. Sperber: *Rethinking Symbolism*. Cambridge 1974.

L. Wittgenstein: *Philosophical Investigations*. New York 1953.

S. Zizek: *The Sublime Object of Ideology*. London 1989.

HANS KEILSON

Rekonstruktion der Verfolgung in Literatur und Psychotherapie

In seinen Frankfurter «Poetik-Vorlesungen», unter dem Titel «Begleitumstände» 1992 in der «Edition Suhrkamp Leipzig» erschienen, erörtert Uwe Johnson am Anfang kurz das Verhältnis zwischen dichtender Kunst und wissenschaftlicher Forschung, wie es im neunzehnten Jahrhundert laut Meyers Lexikon von 1890 und achtzig Jahre später ebenda formuliert wurde. Die damalige Forschung billigte ihnen einige Gemeinsamkeiten zu, so spricht sie von einer «machenden, schaffenden, dichtenden Kunst» die z.B. mit der «wissenschaftlichen Erfindungskunst», der Heuristik, das erfindende Element gemein hat. Auch die Sprache ist ihnen gemeinsam. Johnson bemerkt dazu, dass die damalige Definition der Heuristik ihr einen wesentlichen Teil wieder aberkennt, wenn sie Erfindungen nur auf methodisch einwandfrei logischem Denken gründet, anstatt auf ästhetischen.

Von der Wissenschaft, heisst es weiter, trenne die Poetik allerdings, «dass sie Darstellung einer ästhetischen (d.h. nicht für wahr ausgegebenen, obgleich innerlich wahrscheinlichen, d.h. poetisch wahren) Gedankenwelt sei. «Wissenschaft hingegen», Zitat nach Johnson, «führe etwas vor, was sie für wahr halte, wahrer als etwas, das hierfür nur ausgegeben werde, in welchem Falle man sich ja mit einer Lüge eingelassen habe». Eine der Voraussetzungen für die «erfindende Kunst» sind «rhythmisch-musikalisches Sprachmaterial», «poetische Stimmung» und dergleichen mehr.

Auch 1970 wird in zwei Bänden eines in Leipzig erschienenen Buches über die deutsche Sprache, das sich ausdrücklich nur auf «relativ gesicherten Wissensstoff» stützt, die Poetik weiterhin zwischen den Wissenschaften angesiedelt. In all diesen Definitionen wird das assoziativ-intuitive Element eines Findens, Entdeckens wie es Reichenbach bei der Paradigmenforschung verlaublich hat, weggelassen. Es nimmt dann auch nicht Wunder, dass Uwe Johnson unten auf den kartonierten Einband der «Begleitumstände» drucken lässt, «was ich ihnen anbieten werde, sind meine Erfahrungen im Berufe des Schriftstellers.»

70 Verehrte Leserinnen und Leser, ich könnte mir gut vorstellen, dass bei einigen oder vielen unter Ihnen sich bereits bei der kritischen Kenntnisnahme des Titels dieses Beitrags leise Zweifel meldeten: «Rekonstruktion der Verfolgung in Literatur und Psychotherapie» – Zweifel, nicht nur ob der Möglichkeit, Literatur und Psychotherapie unter dem gemeinsamen Dach der Verfolgung zu betrachten, Johnson hat im Grunde das Risiko eines solchen Unternehmens bereits angedeutet, sondern auch Zweifel, inwiefern *ein* Mensch meint, sich einem solchen Unternehmen ausliefern zu können. Es sind nicht nur Ihre Zweifel, es sind auch die meinen. In Interviews werde ich des Öfteren gefragt, wie ich es mache, eine Praxis als Nervenarzt, Psychotherapeut und Analytiker zu haben, Wissenschaft zu betreiben und zu publizieren und dabei noch zu schreiben, Prosa, Gedichte, Essays. Meine Antwort darauf lautet, schon etwas stereotyp: Ja, das möchte ich eigentlich auch gerne wissen. Ich weiss nicht, ob es mir gelingt, einen wesentlichen Beitrag zu dem Thema, welches der Titel verspricht zu liefern. Aber vielleicht werde ich dabei ein klein wenig schlauer über mich selbst werden.

Der erste Zweifel regt sich bei dem Begriff «Rekonstruktion». Was ist seine Bedeutung? Welche Funktionen müssen wir ihm zuweisen, um sie richtig einzuschätzen? In welcher Hinsicht unter-

scheidet er sich von dem Begriff «Reparatur», falls es überhaupt eine anweisbare Unterscheidung gibt?

Im van Daele, dem repräsentativen Gross-Wörterbuch Deutsch-Niederländisch, das ich gebrauche, findet man unter Rekonstruktion das deutsche Äquivalent «Wiederaufbau» und unter «Reparatur» heisst es «Wiederherstellung, Erneuerung», und im ärztlichen Sinn «genesen, gesund machen». In historischen Abhandlungen stösst man häufig auf den Begriff «Imitatio» im Sinne der Nachbildung der Vergangenheit in der Darstellung. Die Sache wird etwas kompliziert.

Ich lief neulich durch eine mittelgrosse, norddeutsche Universitätsstadt, deren alt-historisches Zentrum im Zweiten Weltkrieg, wie man mir sagte, völlig zerbombt war. Man hatte es inzwischen wiederaufgebaut. In Archiven lagen noch die alten Zeichnungen und auch Photographien, nach denen man es rekonstruieren konnte. Die jetzigen Einwohner waren sichtlich stolz in ihrer schmucken Stadt zu leben, sie vergnügten sich auf den vielen Weihnachtsmärkten. Dass vielleicht die Patina in der Rekonstruktion der Fassaden und Giebel fehlte, störte sie anscheinend nicht. Sie hatten einen anderen Begriff der Wirklichkeit, in der sie lebten.

Der deutsche Historiker Ranke schrieb zu Anfang seiner Laufbahn, er wolle in der Darstellung historischer Fakten beschreiben, «wie es eigentlich gewesen.» Der zeitgenössische niederländische Historiker H.von der Dunk hat in einem Artikel «Die historische Darstellung bei Ranke: Literatur und Wissenschaft¹» auf die Naivität dieser Aussage hingewiesen und zugleich in ihr doch das fundamentale Problem jeglicher Geschichtschreibung entdeckt. Aber ist es auch zugleich das fundamentale und auch etwas naive Problem jeglicher Psychotherapie? Die mit Plünderung, Gewalttätigkeit, Massakern verbundene Verfolgung bestimmter Bevölkerungsgruppen, das russische Wort hierfür ist «Pogrom», ist ein historisches Faktum, das nur Gestalt erhält in der Weise, wie der betreffende Sprecher oder Schreiber die Wirklichkeit in-

terpretiert, die seinem Lebenskonzept gemäss ist. Ernst Jünger z.B. interpretiert die Wirklichkeit des Zweiten Weltkrieges auf andere Weise als etwa Heinrich Böll sie interpretiert hat. Ein Opfer wieder anders als ein Täter.

Wie definiert man historische Fakten des Zweiten Weltkrieges, die Vernichtungen, Zerstörungen, gibt es einen objektiven Kern, den Tod vielleicht, den von Millionen... Und wie beschreibt man den Weg dazu?

Verfolgung, wie sie im Zweiten Weltkrieg zu Tage trat, gehört im klinischen Konzept der «Psychiatrie der Verfolgten» zu den Terrorismusmassnahmen, zu *man-made-disaster* Traumatisierungen, was Menschen einander antun. Und das ist, wie bekannt, nicht wenig. Und aus diesem Konzept allein kann man die psychotherapeutischen Strategien für ihre Opfer ableiten. Ob auch literarische Strategien hier ihren Ursprung finden, ist eine andere Frage, die uns später beschäftigen wird.

Wenn Rekonstruktion des Verfolgungsgeschehens im vorliegenden Falle demnach die sprachliche Darstellung in Literatur und Psychotherapie dessen bedeutet, was Menschen einander Schreckliches antun, so dass im Dargestellten das einstmalige Geschehene sein unmissverständliches, einmaliges belebtes Abbild erhält, so müssen hier deutliche Abstriche gemacht werden. Was ist Literatur, was gehört zum Literatur-System, um in Analogie zu Luhmann zu bleiben. Heisst Literatur: eine Geschichte erzählen, ohne moralische oder ethische Aspekte, ohne sie mit Vorwürfen an die Historie zu befrachten? Und was ist Psychotherapie, in welche Sparte ordnet man sie ein, die der Wissenschaft oder die der Kunst?

In der literarischen Darstellung des Verfolgungsgeschehens gibt es, etwas grob und vielleicht auch einfältig gesagt, drei erkennbare und definierbare Welten: die Welt der Verfolger, die der Verfolgten und die Sprache in der Welt des Darstellers. Die Intention des Darstellers, mit der er seine Sprache einsetzt, bestimmt letztlich die Modalität des Darzustellenden. Was bewegt einen Schreiber, sich mit dem Verfolgungsgeschehen einzulassen, in das er selbst als Opfer

verwickelt ist, wenn man z.B. an die in den KZ-Lagern geschriebenen Tagebücher denkt. Und was die Sprache betrifft, so könnte sie in einer Art Notgemeinschaft die äussere und innere Welt des Verfolgers, die des Verfolgten und die Beziehungen und Interaktionen zwischen ihnen beiden schildern. Man sollte meinen, dass diese Tagebücher die direkte Spiegelung der grausamen Wirklichkeit sind. Man könnte dabei die Forderung erheben, dass ihre Sprache keine Attrappe, kein Klichee, kein «stand in» enthält, wie es im Filmgewerbe in mancherlei Situationen auf respektable und zuweilen notwendig unaufgedeckte Weise eingesetzt wird. Jedoch gilt es hier zu erwägen, dass die Sprache Metaphern und Symbole gebraucht zur Darstellung diffiziler Verhältnisse, denen jedoch nicht die Funktion zugeschrieben werden kann, das Unklärliche zu erklären. Hat die Literatur in der Katharsis vielleicht psychotherapeutische Ambitionen, für den Schreiber wie für den Leser? Kann man die Zielsetzung einer sogenannten engagierten Literatur: die Bewusstwerdung einer politischen, sozialen Thematik, als psychotherapeutischen Beigewinn einer Lektüre bezeichnen? Was schwebte Zola vor, als er seine Recherchen in der Borinage und in der Welt der Prostitution trieb, bevor er seine Romane «Germinal» und «Nanna» schrieb?

73

Was nun die Psychotherapie betrifft, hier tritt der Psychotherapeut aktiv in die Notgemeinschaft ein, die sich durch seinen Eintritt in eine Arbeitsgemeinschaft verwandelt. Auch wenn seine vorrangige Haltung die des Zuhörers ist, ist sie zugleich Symbol der Zielsetzung, unter dem die therapeutische Arbeitsgemeinschaft sich etabliert hat. Die Darstellung der Verfolgung etabliert sich hier im Wiederaufrufen der allgemeinen Traumatisierungsvorgänge, deren Spuren und persönliche Folgen in der Psychotherapie entziffert werden sollen. Von Genesung, gesund machen kann bei alledem, was sich um unser Thema rankt, schwerlich die Rede sein.

Jegliche Psychotherapie eines traumatisierten Menschen enthält, welcher Art das betreffende Trauma auch ist, durch die Wiederbelebung der traumatisierenden Situation und ihre sprachliche Gestaltung neue traumatische Elemente. Auf die Unterschiede in der Traumatisierung von Kindern und Erwachsenen soll hier nicht näher eingegangen werden. Ich möchte an dieser Stelle vor schlagen, statt «Psychotherapie» von psychologischen Konzepten im Dienste von psychotherapeutischen Strategien zu sprechen.

Soll mit dieser Aneinanderreihung der eben dargelegten Symmetrie und Antinomie von Poetik und Wissenschaft neues Leben eingblasen werden? Gewiss, es gibt Korrespondenzen und Diskrepanzen, es gibt Abgrenzungen und Grenzüberschreitungen. Aber ist es überhaupt möglich und ist es gestattet, diese beiden Dimensionen: Literatur und psychologische Konzepte zusammen unter dem Vortragshut der Rekonstruktion der Verfolgung, des Terrors auftreten zu lassen? Dies kann schliesslich nur zu Unglücken führen. Nun man wird sehen.

Das erste erhellende Inzident verlief folgendermassen:

Im März 1960 erschien in «Die Weltwoche» unter der Überschrift «Neuer Hiob» die Besprechung des Romans von Hans Keilson «Der Tod des Widersachers», Georg Westermann-Verlag Braunschweig, Preis Fr.15.60. Diese Besprechung, gezeichnet: R.J.Humm, lautete folgendermassen:

In diesem Roman unternimmt der Verfasser den verzweifelten Versuch, Hitler einmal interessant zu sehen. Es sind Aufzeichnungen eines jungen Juden, der in Deutschland das Aufkommen und sich Ausbreiten des Nazi-Unwesens erlebt, von den ersten Nadelstichen und dem blossen gesellschaftlichen Gemiedenwerden bis zu den späteren Verfolgungen, und der sich bemüht, in diesem furchtbaren Geschehen einen Sinn zu erblicken, dem «Widersacher» in der Weise gerecht zu werden, dass er ihn als Geissel Gottes versteht und gelten lässt. «Ich frage mich allen Ernstes», sagt er einmal, «sollen wir der Geissel nicht mehr Respekt,

mehr Achtung entgegenbringen?» Er glaubt, dem Jungen sei die alte Geschichte Hiobs wieder zu erleben aufgetragen; das Vorhandensein des «Widersachers» verleiht seinem Dasein einen biblischen Sinn. Darum kann er sich nicht damit einverstanden erklären, dass er umgebracht zu werden verdient. Freilich, wie er ihn einmal im Wagen an sich vorbeiziehen sieht, kann er nicht umhin, wiewohl er ihn erstaunlicherweise sympathisch findet, ihn in Gedanken zu erschiessen; aber diese und ähnliche triebhafte Regungen bekämpft er mit seinem nach den Zielen Gottes forschenden Gewissen. Seine Aufzeichnungen beginnen an dem Tag, da das Ende dieses Widersachers als sicher bevorsteht. Je näher dessen Tod rückt, desto mehr empfindet er auch sein eigenes Leben des Sinnes entleert. Dieser Widersacher war eine wichtige Figur in seinem Leben. Es versteht sich, dass er mit seinem weichen Zaudern und Grübeln seinen Schicksalsgenossen auf die Nerven geht. Dass er aber ein richtiger Egozentriker ist, ein schizoider Zärtling und Narziss, dem ein natürliches Gefühl für die Leiden anderer abgeht, erweist sich am Schluss. Auf der Flucht erschossen, erschießt er, bevor er stirbt, den Mann, der ihm das Leben nimmt. Und man weiss nicht, ob der Verfasser, der ein Psychoanalytiker zu sein scheint, sich bewusst ist, dass damit sein metaphysisches Scheingebäude jämmerlich zusammenbricht und er nur den Fall eines Sonderlings erzählt hat, aus dem Allgemeingültiges nicht hervorgeht. Der Roman ist aber gut geschrieben, als ein reichlich paradoxer, aber zweifellos ehrlicher Versuch könnte er zu Diskussionen Anlass geben.

Diese, wie ich meine, sehr interessante Besprechung aus dem Jahre 1960, für deren inhaltliche Rezeption allein der Rezensent verantwortlich ist, enthält bereits alle Elemente, Topoi wie man gegenwärtig sagt, unseres heutigen Themas: Rekonstruktion, Verfolgung, Literatur und Wissenschaft. Aber sie enthält natürlich noch mehr, wenn auch nur approximativ, nämlich die Frage: ist eine Rekonstruktion der Verfolgung ohne Sinngebung überhaupt möglich? Selbst der Wahnsinn ist nicht entblösst von «Sinn». Oder ist nur eine Dokumentation der Tatsachen, der Wirklichkeit, eine stumme Kamera,

die wahllos alles registriert, die einzig zuverlässige Rekonstruktion? Den Psychoanalytiker, den der Rezensent ins Spiel bringt, will ich gerne promovieren zum Nervenarzt, Psychiater, der, mit dieser ärztlichen Ausbildung als Basis, sein Fach ausübt. Ich bin mir bis zu einem gewissen Grade bewusst, auf zwei Pferden – vielleicht ungesattelt – zu reiten.

Zugleich will ich jedoch, in Anlehnung an Uwe Johnson, sagen: auch was ich Ihnen anbieten werde, sind meine Erfahrungen im Berufe des Schriftstellers und des ärztlichen Psychotherapeuten. Diese doppelte berufliche Ausstattung ist, soweit mir bekannt, in der deutschen Literatur nicht so selten. Alfred Döblin war gewiss einer ihrer hervorragendsten neuzeitlichen Vertreter. Obwohl es keinem Zweifel unterliegt, dass er aus den Lebensgeschichten seiner Patienten ihre spezifischen Erfahrungen und Schicksale zumal in seinen «Alexanderplatz»-Roman hat eingehen lassen, so dass man, konnte man die Originalschicksale, auch von einer literarischen Rekonstruktion ihres persönlichen Lebens im Kontext der allgemeinen Zeitläufte sprechen könnte, muss man doch hier den Rekonstruktionsproblemen unterschiedliche Gewichte zuerkennen. Man braucht nur nach den Zänkereien und Auseinandersetzungen unter den Historikern zu lauschen, betreffend die Historisierungsprozesse der Verfolgungsgeschichte des deutschen Reiches unter dem Nationalsozialismus, um sich der Unterschiede der jeweiligen Rekonstruktionsanforderungen bewusst zu werden.

Um bei der Psychotherapie zu bleiben.

Die Neuartigkeit der durch Krieg und Verfolgung auftretenden psychiatrischen Bilder, sowohl bei Kindern als auch bei Erwachsenen, erforderte mehr als eine diagnostische Einordnung in ein nosologisches Schema und ein neues psychiatrisches Konzept; diese Neuartigkeit erforderte ebenfalls eine neue psychotherapeutische Strategie. Die anfängliche Hilf- und auch Sprachlosigkeit bisher bestehender Psychotherapien und ihrer Vertreter, und darunter auch der Psychoanalyse, nach Beendigung des 2. Weltkrieges bestärken

im Rückblick die Einzigartigkeit eines historischen Geschehens, wohin die Sprache nicht reicht. Hiermit soll das Zustandsbild eines Untersuchers angedeutet werden, wie ich es selbst bei der ersten Untersuchung eines aus Bergen-Belsen zurückgekehrten zwölfjährigen jüdischen Kriegswaisen aus den Niederlanden bereits im November 1945 erlebt und später bei verschiedenen Anlässen beschrieben habe. Lassen Sie mich bei diesem Beispiel eben verweilen. Es gewährt mir die Gelegenheit, den Stellenwert der beiden Begriffe «Rekonstruktion» und «Reparatur» in der Psychotherapie näher zu beleuchten.

Als ich den Jungen im November 1945 in Amsterdam traf, war mir Bergen-Belsen bereits ein vor allem optisch geprägter Begriff im Prozess der Verfolgung und Vernichtung. Diese Koppelung: Verfolgung und Vernichtung scheint mir bedeutsam. Durch sie erhält Verfolgung erst ihre spezifische Konnotation. Es geht um die wenigen, Erwachsene und Kinder, die der Verfolgung und damit ihrer sehr wahrscheinlichen Vernichtung entkamen und dadurch erst zum Thema der Psychotherapie wurden. Ich selbst wusste aus Erfahrung, was Verfolgtsein bedeutet. Auch die Angst vor Vernichtung war mir nicht fremd. Man könnte meinen, dass ich also dem Jungen innerlich einigermaßen empathisch gegenüber trat. Dies war im gewissen Masse auch der Fall, wenn ich auch in der persönlichen Konfrontation auf einmal schmerzlich erfuhr, dass meine bisher gebrauchten Sprachkonventionen nicht mehr ausreichten, d.h. nicht mehr der Darstellung, der Rekonstruktion der Lage, in der sich der Junge im Lager Bergen-Belsen befunden hatte, genügten. Er hatte dort seine Eltern, drei Brüder und ein jüngeres Schwesterchen verloren. Man könnte seinen Zustand, als ich ihn traf, als eine Art Schock beschreiben. Ich ordnete das Bild ein in das zu jener Zeit allgemein bekannte Bild eines Überlebenden der Vernichtungslager.

Ich nahm den Jungen nach einem Jahr in Psychotherapie, die sich über Jahre hinzog. Es erwies sich, dass ich seinen Zustand nur zur Hälfte korrekt eingeschätzt hatte, dass mir, zum Verständnis der allgemeinen und seiner persönlichen Überlebenswelt in der Psychotherapie, bei der Rekonstruktion ein wichtiges Element aus seinem Aufenthalt in Bergen-Belsen fehlte. Er war eines Morgens aufgewacht und hatte seine Mutter tot neben sich auf der Pritsche gefunden. Diese Information erhielt ich erst nach jahrelanger, fragmentierter Psychotherapie.

78

Es handelt sich hier um den hermeneutischen Zirkel. Man muss das Ganze kennen, um die einzelnen Teile zu verstehen. Und zugleich tragen erst die einzelnen Teile zum Verständnis des Ganzen bei. Erst als der Adoleszent mir dies Detail vom Tod seiner Mutter erzählen konnte, vervollständigte er für sich, aber auch für mich, das Bild seines Aufenthaltes in Bergen-Belsen. Zugleich war die Rekonstruktion dieses Details im gesamten Verfolgungsgeschehen die Voraussetzung für die Weiterentwicklung des psychotherapeutischen Prozesses. Erst jetzt war es möglich, seine Gefühle von unablässiger Trauer, von Ohnmacht, Wut, zu besprechen, seine Allmachtsphantasien und seine Phantasiewelt überhaupt. Das Gesetz des hermeneutischen Zirkels hat bei jedem psychotherapeutischen Unternehmen seine Gültigkeit. Die Aufnahme einer Anamnese bedeutet in gewissem Masse bereits die 'sprachliche Rekonstruktion eines Lebenslaufes, wobei die etwaigen Konfliktstellen geortet werden können.

Jacob A. Arlow weist in seiner Arbeit «Methodologie und Rekonstruktion», ursprünglich der kritischen Betrachtung der Ergebnisse der neuen Kleinkindforschung gewidmet, darauf hin, dass die psychoanalytische Rekonstruktion nur ein anderer Aspekt der Deutung ist und dass ihre Validität nicht davon abhängt, ob es immer gelingt, die «tatsächlichen lebensgeschichtlichen Ereignisse zu fassen». Hiermit wird das äusserst komplizierte Problem des Gedächtnisses in seinen

bewussten und unbewussten Dimensionen und die Fähigkeit der Erinnerung traumatischer Erfahrungen im analytischen Deutungsprozess angesprochen.

Aber zugleich auch das Verhältnis von Fiktion und Wirklichkeit, gewiss das Hauptthema in der literarischen Darstellung der Verfolgung.

«Mit der Veränderung der Persönlichkeit ändert sich auch die Qualität der Erinnerung», ist ein Satz aus der «Psychiatrie der Verfolgten» von von Baeyer, Häfner und Kisker.

Die Frage bleibt, ob der aus Bergen-Belsen zurückgekehrte Junge erst mit der Veränderung seiner Persönlichkeit in der Adoleszenz imstande war, der Erinnerung an den Tod seiner Mutter die Qualität zu verleihen, die der Tod seiner Familie im KZ für ihn hatte. Aber es besteht auch die Möglichkeit, dass auch der Therapeut zu diesem Zeitpunkt erst fähig war, die soziogenetischen Aspekte in der Rekonstruktion der Verfolgung so in sich selbst zu integrieren und zu synthetisieren, dass er hierdurch, bewusst oder unbewusst, die dynamischen Qualitäten der Rekonstruktionsarbeit bei seinem Patienten stimulieren konnte.

Vor Kurzem hatte ich ein Gespräch mit dem jungen niederländischen Erzähler Leon de Winter über seine Rezension eines Buches, in dem ein jetzt in Amerika lebender Autor seine Überlebensgeschichte als jüdisches Kind in Polen erzählt. De Winter hatte das Buch gelobt; jedoch gegen das Konzept des Buches, das als Roman konzipiert und als solcher auch verlegt wurde, äusserte er bestimmte Bedenken. Die Grenzen zwischen Fiktion und Wirklichkeit müssten bei dieser Thematik peinlich genau in Acht genommen werden, meinte er, wolle man einer Devaluation des Themas, der Einzigartigkeit dieses Themas, vorbeugen.

Dieses Gespräch rief in mir wieder die Erinnerung auf an die Publikation von Frances A. Yates «Gedächtnis und Erinnerung. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare»². Im Vorwort heisst es:

«Die meisten Leser werden mit dem Gegenstand dieses Buches nicht vertraut sein. Wenige wissen, dass die Griechen, die ja viele Künste erfunden haben, auch die Erfinder einer Gedächtniskunst sind, die wie ihre anderen Künste an Rom weiter gereicht wurde, von wo aus sie dann ihren Weg durch die europäische Geistesgeschichte nahm. In dieser Kunst soll mit Hilfe einer Technik, bei der dem Gedächtnis «Orte» und «Bilder» eingeprägt werden, memoriert werden. Sie ist gewöhnlich als «Mnemotechnik» eingestuft worden, was heute ein ziemlich unwichtiger Zweig der menschlichen Tätigkeiten zu sein scheint. Aber in den Zeiten vor dem Buchdruck war ein geschultes Gedächtnis ungeheuer wichtig; auch musste bei der Manipulation von Bildern im Gedächtnis bis zu einem gewissen Grad immer die Psyche als Ganzes beteiligt sein».

Dieses Zitat hat auch für unser Thema seine Geltung. Die Literatur ist das Gedächtnis der Menschheit. Wer schreibt, erinnert sich, und wer liest, hat an Erfahrungen teil. Bücher kann man wieder neu auflegen. Von Büchern gibt es schliesslich Archivexemplare. Jedoch muss man auch heute noch hinzufügen: Von Menschen nicht. «Ich habe Auschwitz, wie andere Tb oder Krebs haben. Bin genauso schwer zu ertragen, wie alle Bresthaften» schreibt Grete Weil («Generationen»). Laureen Nussbaum und Uwe Meyer kommentieren («Frauen und Exil») hierbei, dass dieser Erfahrungssatz einer Frau, die für den Tod in einem Vernichtungslager bestimmt war, als gültige Metapher für die Existenz des überlebenden Opfers gelesen werden kann, geschrieben im Spannungsfeld individueller Lebenserfahrung und deren literarischer Verwandlung. Weiter führen sie Max Frischs These an, dass es Sätze gebe, die nur in der Ich-Form Objektivität gewinnen.

Ich hatte Ihnen zu Beginn versprochen, was ich Ihnen anbieten werde, sind meine Erfahrungen im Berufe des ärztlichen Psychotherapeuten und des Schriftstellers. Thematisch besteht zwischen beiden Gebieten keine Differenz. Man kann seiner Lebenserfahrung, wenn sie in «Gedächtnis» und «Erinnern, wie eingangs, der-

massen in «Orte» und «Bilder», eingebunden ist, in vielerlei Gestalten Form geben. Der einzige Unterschied wäre demnach ein formaler; d.h. was man in seiner täglichen Praxis tut oder in der Wissenschaft oder in der Literatur, alle Äusserungen liegen im gleichen Magnetfeld, sind in vielerlei Gestalt bezogen auf die immer gleichen Orte und Bilder. Dies könnte für den Aussenstehenden, den Betrachter ein wenig monoton erscheinen, gewiss die Monodie ist nicht zu leugnen. Aber sie kann zu gleicher Zeit auch zu Konfrontationen, zu Inzidenten führen, wie es R. J. Humm in der bewussten Rezension aufgezeigt hat. Der Zusammenstoss von Wissenschaft und Literatur – «der Roman ist aber gut geschrieben», diese Wertschätzung ist keine Salbe auf die ebenfalls gesalzene Kritik, im Gegenteil, sie ätzt den «verzweifeltsten Versuch des Verfassers, Hitler einmal ernst zu nehmen». Trotz aller formaler literarischer Möglichkeiten, die Verfolgung bleibt in einem Gebiet angesiedelt, wohin die Sprache nicht reicht. Alle Texte sind von allen Seiten wie von Glaswänden umgeben, durch die der Gestank der Ängste, der Verwesung, von Kot und Urin der Lager schwerlich dringt.

Aber was soll's, wer als Verfolgter sich einmal entschlossen hat, den Riss, der unsere Welt durchzieht, wirklich ernst zu nehmen, und im Schicksal der Verfolgung, die in der modernen europäischen Geschichte einzigartig genannt werden muss, nach den Motiven menschlicher Handlungen und Todfeindschaften zu fahnden, und diese bestimmt nicht nur in religiösen Anlehnungen an die Geschichte Hiobs interpretiert hat – warum der Rezensent sich hierauf versteift hat, ist mir rätselhaft – der weiss, dass er zugleich auch das Scheitern mit rekonstruiert hat.

Ich habe die massiv-kumulative Traumatisierung durch Verfolgung bei Kindern als Thema auch in meinen wissenschaftlichen Arbeiten ernst genommen: bei der follow-up-Untersuchung zum Schicksal der jüdischen Kriegswaisen in

den Niederlanden, einer repräsentativen Gruppe von 204 jüdischen Kriegswaisen. Sie trägt den Titel «Sequentielle Traumatisierung bei Kindern». Ich habe, wie es sich für einen ein wenig altväterlichen Untersucher geziemt, den Versuch unternommen, den Trauma-Begriff, wie er dem Verfolgungsgeschehen bei Kindern in meiner Sicht inhärent ist, mit Hilfe zweier Hypothesen und zweier Untersuchungsmethoden deskriptiv-klinisch und quantitativ-statistisch neu zu formulieren und dadurch zu neuen, hilfreicherem Einsichten zu gelangen. Ich genoss hierbei die Unterstützung des klinischen Psychologen und Psychoanalytikers Herman R. Sarphatie.

82 Dass die publizierten klinischen Fallgeschichten zuweilen auch als literarische Miniaturen gewertet werden, doet mij deugd, wie es im Niederländischen heisst, im Deutschen: freut mich. Aber es war bestimmt nicht meine Absicht, Literatur zu fabrizieren. Noch immer finde ich es schwierig, eine Definition zu geben oder zu finden, was Literatur eigentlich ist. Viele Literaturwissenschaftler, die ich in meinem Umkreis danach gefragt habe und die mir die eine oder andere Formulierung anboten, lachten ihr Kapitulationslachen und sahen mich verständnisinnig an, als ich sie nach dem Konzept von Literatur und Verfolgung fragte. Sie nannten mir ein Gedicht von Celan oder eine bestimmte Publikation von Primo Levi, in der er sich mit seinem Erlebnis «Auschwitz» befasst. Primo Levi hat aber auch erfundene Geschichten, Fiktion geschrieben, wie z.B. in seinem Buch «Das Periodische System», in dem jede Geschichte den Namen eines Elementes trägt. Bedeutet Literatur auch in der «Rekonstruktion der Verfolgung» soviel wie «Erhöhung der Wirklichkeit?» Ist die Frage: Celan oder Céline?

Wenn man schon Ordnung in die Vielfalt der Publikationen mit dem zentralen Thema der Verfolgung bringen will, kann man grob zwischen Fiktion und Dokumenten, Autobiographien oder Ego-Dokumenten unterscheiden, obwohl es auch hier Grenzüberschreitungen gibt. Sie können aufgrund Ihrer eigenen Leseerfahrungen

die betreffenden Kategorien füllen. Aber schon bei Primo Levi wird es schwierig, ihn als Schreiber nur in eine Kategorie einzuordnen. Anja Lundholm, Gerard Durlacher mit ihren KZ-Erfahrungen und Eli Wiesel, um nur einige zu nennen, sind leichter zu identifizieren. Renate Laqueur hat mit ihrer Arbeit über im KZ-Lager verfasste Tagebücher, darunter ihr eigenes, einen wichtigen Beitrag zu dieser Problematik geliefert. Auch Anne Frank mit ihrem Tagebuch wirft bereits einige fundamentale Fragen auf hinsichtlich der rein autobiographischen Dimensionen der Darstellung ihrer Untertauchsituation. Meine Novelle «Komödie in Moll», die ich während meiner eigenen Untertauchzeit in Delft schrieb, beruht auf einer Anekdote, einem Geschehen in einer Untertauchsituation, deren wahrer Kern verbürgt ist. Trotzdem ist ihre Gestaltung Fiktion, im Sinne der Wissenschaft demnach unwahr, nicht verifizierbar. Aber trotzdem: eine «wahre» Geschichte. Ist es vielleicht der Abstand des Schreibenden zu dem Sujet seiner Darstellung, der hier eine Rolle spielt? Die Verzweigungen der Verfolgungssituationen spiegeln sich in den literarischen Möglichkeiten der Darstellung wieder. Vielleicht ist es dann doch nur das formale Element, das den Unterschied der verschiedenen Formen der Darstellung ausmacht. Oder ist die einfache Tatsache, dass die Zeit der Ego-Dokumentationen der Verfolgung absehbar ist, die einfachste Antwort auf die Frage ihrer Rekonstruktion? Dann wird es nur noch Fiktion geben, was aber wiederum nicht bedeutet, dass das fiktiv Dargestellte als «unwahr» angemerkt werden kann. Vielleicht kommt einmal ein Genie wie Tolstoi, die Zeiten der Verfolgung darzustellen, als ob er alles selbst mit erlebt hätte?

Wie haben die Überlebenden ihr Überleben interpretiert und noch zu Lebzeiten versucht, in ihrer Sprache davon zu berichten? Was ein Rezensent mit dem Text beginnt, wie er einordnet, was er gelesen hat, die Frage, aus welchen Brunnen sein Urteil gespeist wird, ist im wissenschaftlichen Sinne schwerlich zu beantworten.

Es sei denn, es handle sich zu einem gewissen Grade um ein Vorurteil.

Wie ein Überlebender das Nicht-Überleben der Angehörigen seiner Gruppe, der er durch Geburt, Erziehung und Selbstbestimmung angehört, erlebt und rekonstruiert hat, möchte ich zum Abschluss an einem 1966 entstandenen Gedicht, das noch im selben Jahr in «Die Zeit» veröffentlicht wurde und in dem Gedichtband «Sprachwurzellos» aufgenommen ist, zeigen.

Der Golem

84

vor den steinen
der Verbannung
dem haus ohne beten
in Prag
 sah ich ihn
auch
bei der sightseeing
im hinterhof an der gracht
in Amsterdam
 stand er
oben
auf der treppe
neben der luke zum versteck
– das geschwätz der herren und damen –
in Berlin ging er durch die mauer

er ist der Golem
 Josef Seda
geschrumpft aus drei eilen
der einst mächtige leib
versteckt unter alten kleidern
ein klumpen
 unverwundbar
ohne trieb
 und
 geschlecht

in seinen brauen
Vogelnester
seine haut
 ausgelaugt ton
ziegelfarben geräuchert
in
 ohnmacht
 Verwesung

alles
hat er mitangesehen
zehn eilen über der erde
 und darunter
 mühelos

viel gehört
sprach nie
stemmte sich gegen trams
vergebens
zog an den notbremsen
vergebens
sprang ins feuer
vergebens
stieg auf wachttürme und kanzeln
blieb
in
konferenzen bunkern baracken
unsichtbar
ein amulett aus hirschhaut
den heiligen namen unter der zunge
vergebens
las er die codezeichen der nacht
in den kanalisationsrohren
wenn von Eden her
je um die stunde
der gartenwind kam
den sand zu reinigen

schauspieler ohne text

zeuge ohne aussage
Josef Seda
unaufgerufen sass er
in den ämtern
bei den prozessen
wartete in den ecken
der gerichtbarkeit
als
bekümmerte
 ihn
 nur
das warten
auf
eidam ältesten schüler
und
Arje den meister
dass sie die formel sprächen
umgekehrt in der folge
wie einst
als sie ihn riefen
sieben mal ein jeder
bedrängnis zu wehren
aus feuchten dämpfen
glühender kohle
zurück
zu
erde
 wasser
 feuer
 luft –

niemand kam

Unter Golem – ein hebräisches Wort für formlose Masse, siehe Psalm 139 Vers 16 – verstand man ursprünglich einen mit Hilfe eines sprachmagischen Rituals aus den vier Elementen künstlich erschaffenen Menschen. Die Analogie zur Erschaffung Adams ist evident. Die Golemsage gründet auf jüdischen Schöpfungsgeschichten und kabbalistischen Quellen.

Es gibt verschiedene Strömungen der Überlieferung, die erste im Kontext mit dem Chelmer Rabbiner Elijahu Ba'al-schem, die erste schriftliche Fassung der polnischen Legende um 1674. Jacob Grimm hat sie als literarischen Stoff 1808 veröffentlicht. Die zweite Tradition entstand Mitte des 18. Jahrhunderts um den Prager Rabbi Löw. 1837 wurde sie von Berthold Auerbach zum ersten Mal schriftlich niedergelegt. In der Prager Legende wird die Wiederholbarkeit mit Hilfe des magischen Sprachrituals von Belebung und Entleibung das Hauptmotiv. Für die Literatur des 20. Jahrhunderts wurde schliesslich die dritte Quelle wichtig, das um 1909 anonym veröffentlichte hebräische «Volksbuch», in dem der Golem erstmals positiv als Retter des jüdischen Volkes dargestellt wird.

87

Soweit die Angaben des «Neuen Lexikons des Judentums»³. Ich habe für das Gedicht die Sammlung «Der Born Judas», als fünfter Band der «Volkserzählungen» von M. J. Bin Gorion 1922 im Insel Verlag Leipzig erschienen, benutzt.

Wenn der Golem sein Werk getan hatte, z.B. die Blutbeschuldigung bekämpft, wurde er durch diejenigen, die ihn belebt hatten: Arje, das ist Rabbi Löw, Eidam und ältesten Schüler mit demselben magischen Sprachritual wieder «entleibt», zurückverwandelt in die Elemente.

Ich habe die alte Prager Legende wieder aufgegriffen und dabei vielleicht auf den Kopf gestellt. Bereits die ersten drei Zeilen des Gedichts sind eine Rekonstruktion der Verfolgung durch die Jahrhunderte. «Vor den Steinen der Verbannung / dem Haus ohne Beter / in Prag»... Die Legende erzählt, dass die Alte Synagoge in Prag aus den Steinen erbaut ist, die die Juden nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem 70 n.Z. durch Titus mit in die Verbannung geschleppt haben. «Ohne Beter»... Im Jahr 1965 sah ich in der Synagoge nur die marmornen Wandtafeln mit den unendlich vielen Namen der Deportierten und Nicht-Zurückgekehrten. Das für unser Jahrhundert neue Moment der alten Legende ist nicht nur die

Ohnmacht des Golem gegen die moderne Technik. Er sitzt und wartet auf diejenigen, die ihn mit ihren alten magischen Sprachritualen erschaffen haben, dass sie ihn wieder zurück verwandeln.

Aber er wartet vergebens. Niemand kam mehr.

Anmerkungen

- ¹ Leopold von Ranke und die moderne Geschichtswissenschaft, Hrsg. von Wolfgang J. Mommsen. Stuttgart 1988.
- ² Frances A. Yates: Gedächtnis und Erinnerung. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare. Weinheim 1990.
- ³ Neues Lexikon des Judentums. Gütersloh 1992.

Holocaust und Film

Am 27. Januar 1945 befreite die sowjetische Rote Armee das grösste Vernichtungslager der Nationalsozialisten, Auschwitz-Birkenau. Der fünfzigste Jahrestag der Befreiung diente vielen Fernsehanstalten in Europa als Anlass, an die Ermordung der europäischen Juden, und auch der Sinti und Roma, zu erinnern, an diesem Ort, dessen Namen ein Sammelbegriff für alle Todeslager des NS-Staates geworden ist. Bald wird es keine überlebenden Zeugen dieser Verbrechen mehr geben.

91

«Nicht wir, die Überlebenden, sind die wirklichen Zeugen,» schreibt Primo Levi in seinem Buch *«Die Untergegangenen und die Geretteten»*. Für ihn sind die toten Opfer des Massenmordes an den Juden «die eigentlichen Zeugen, jene, deren Aussage eine allgemeine Bedeutung gehabt hätte. Sie sind die Regel, wir die Ausnahme.» Aber die Untergegangenen können nicht mehr Zeugnis ablegen. «Jetzt sprechen wir, als Bevollmächtigte, an ihrer Stelle», sagt Levi. Es handelt «sich dabei um ein Unternehmen ‚für fremde Rechnung‘, um einen Bericht über Dinge, die aus der Nähe beobachtet, doch nicht am eigenen Leib erfahren wurden. Über die zu Ende geführte Vernichtung, über das abgeschlossene Werk hat niemand jemals berichtet, so wie noch nie jemand zurückgekommen ist, um über seinen Tod zu berichten.»¹

Primo Levi brach unter der «Bürde grausiger Erinnerungen» zusammen: «Alles ringsum ist Chaos, ich allein im Zentrum eines grauen wirbelnden Nichts: plötzlich weiss ich, was es zu bedeuten hat – habe ich immer gewusst: Ich bin wieder im Lager, nichts ist wirklich äusser dem Lager.»² Jahrzehnte nach der Befreiung nahm er sich das Leben, wie Jean

Améry, Paul Celan und andere Überlebende des Holocaust. Levis Bericht «*Ist das ein Mensch?*», Amérys Buch «*Jenseits von Schuld und Sühne, Bewältigungsversuche eines Überwältigten*» und das Gedicht «*Todesfuge*» von Paul Celan gehören zu den wichtigsten literarischen Zeugnissen von Überlebenden des Holocaust, die eine «Art moralischer Verpflichtung gegenüber den Verstummten» verspürten, wie es Levi formulierte, und zugleich versuchten, sich durch Schreiben von ihrer Erinnerung an die demütigende, brutale Wirklichkeit der Lager zu befreien. Aber wieviel von dieser Wirklichkeit vermag ein Leser zu erfassen, der ihr nie ausgesetzt war?

92 Lässt sie sich überhaupt darstellen?

Elie Wiesel, der als Kind die Konzentrationslager des NS-Staates erlebte und über diese Erfahrung Jahre lang schwieg, bevor er sein Buch «*Nacht*» schreiben konnte, forderte die Überlebenden der Vernichtungslager zu einer «Verschwörung des Schweigens» auf, denn kein Verschonter könne je verstehen, wie die Häftlinge in den Lagern lebten und starben. Er brach dieses Schweigen, aber ohne zu glauben, das Wesentliche über die Lager vermitteln zu können. Hat der Kampf gegen das Vergessen einen Sinn, wenn die meisten die Vergangenheit verdrängt haben oder verdrängen möchten, an die man sie erinnern will? Wiesel führt diesen Kampf seit Jahrzehnten, er glaubt aber nicht an die Möglichkeit, ihn gewinnen zu können.

Welche Erfolgchancen haben Filme über den Holocaust in diesem Kampf? Sagt nicht ein Bild mehr als tausend Worte? Die Frage ist, was Bildmaterial zeigen kann und was für Bilder vorhanden sind. Es gibt Standfotos und Filme, die Angehörige der SS von der Ankunft der Häftlinge in den Lagern und von Erschiessungen gemacht haben, aber keine authentischen Aufnahmen vom Alltag im Lager und vom Tod in den Gaskammern. Für den Film «*Mein Kampf*» konnte ich 1960 unveröffentlichte, stumme Filmaufnahmen verwenden, die während des Krieges im Auftrag der nationalsozialistischen Propaganda im Warschauer Ghetto gedreht

worden waren. Sie wurden damals nicht zusammengesetzt und vertont, weil man nicht sicher war, dass diese Aufnahmen die gewünschte Wirkung auf das Publikum haben würden. Bei geschlossenen Vorführungen hatten sie Mitleid mit den Opfern statt Verachtung und Hass ausgelöst. So blieb dieses Material Jahrzehnte lang unbearbeitet, und unbekannt.³

Bei der Befreiung der Lager drehten die Sieger Filme, die Sowjets u.a. in Auschwitz und Majdanek, die Alliierten in Bergen-Belsen, Dachau und anderen Lagern. Diese Filme zeigten, wie schwach und krank die überlebenden Opfer waren, und welche Leichenberge die SS zurückgelassen hatte. In der bekanntesten Szene aus diesen Reportagen werden die Leichen in Bergen-Bel- 93 sen von riesigen Baggern in ein Massengrab gekehrt. Diese Filme sollten vor allem die Deutschen über den wahren Charakter des Regimes aufklären, unter dem sie fast dreizehn Jahre gelebt und das sie getragen hatten. Sehr bald aber wurden die härtesten Bilder aus diesen Filmen entfernt, weil sie für empfindliche Zuschauer unerträglich waren; ausserdem wollten sowohl die Alliierten wie die Sowjets die Besiegten als Bundesgenossen in dem bald nach der Befreiung einsetzenden kalten Krieg gewinnen und meinten, man dürfe dem deutschen Publikum nicht zuviel zumuten. Abgesehen davon kann man nur wenige dieser unbarmherzigen Aufnahmen hintereinander sehen; eine Steigerung des Grauens gibt es nicht, und allmählich wird der Zuschauer abgestumpft.

Ruth Klüger, die im Alter von elf Jahren ins Konzentrationslager kam und in ihrem Buch *«weiter leben»* über ihre Erfahrungen als Häftling in Theresienstadt, Auschwitz-Birkenau und Gross-Rosen berichtet hat, veröffentlichte 1986 in den USA einen Aufsatz über *«Lanzmann's Shoah and Its Audience»*, in dem es heisst: *«Like all survivors I know that Auschwitz, when the Nazis killed Jews there, felt like a crater of the moon, a place only peripherally*

connected with the hu-man world. It ist this ‚otherness‘ of the death camps that we have such difficulty conveying. But once the killing stopped these former camps became a piece of our inhabited earth again.»⁴ Die Filme über die Befreiung der Lager vermitteln deshalb kein wahres Bild von der Hölle, in der die Menschen vorher lebten und starben. Ruth Klüger betont, dass sich Lanzmann in seinem Film «*Shoah*» (1985) auf die Vernichtung der Opfer konzentriert. «Only when it is absolutely necessary do we receive a scant bit of information regarding the fate of the witnesses.»⁵ Der Film handelt also nicht von den Überlebenden, sondern von der Ermordung der Toten.

94 Die Filme, die von den Alliierten und den Sowjets bei der Befreiung der Lager gedreht wurden, sind Dokumente über den Zustand der Menschen zu diesem Zeitpunkt, sonst sagen sie nichts aus. Die Filme, die nachträglich aus Bild- und Filmdokumenten wie den hier genannten zusammengestellt wurden, und die Porträts überlebender Opfer und Täter, die wir aus Fernsehsendungen und Videos kennen, lassen uns bestenfalls ahnen, wie es in den Lagern zugeht. Vielleicht ahnen wir, was die Zeugen dieser Vergangenheit erlebt haben. Das Wesentliche entnehmen wir unerwarteten Andeutungen über eine Episode, die uns konkret geschildert wird. Aber wir begreifen nichts, vor allem nicht, wie es möglich war, dass unscheinbare, bis dahin brave Bürger sich in Bestien verwandelten, für die die Folterung unschuldiger Menschen und der Massenmord etwas Selbstverständliches waren. Filme über den Holocaust müssen sich deshalb auch mit der politischen Entwicklung im NS-Staat vor der Errichtung der Todeslager beschäftigen, vor allem mit der Erziehung, die die Täter formte, und mit dem Aufbau des Machtapparates. Die Mentalität und den Werdegang der direkt für den Massenmord an den Juden Europas verantwortlichen SS-Offiziere lernen wir in Büchern wie Gitta Serenys «*Am Abgrund: Gespräche mit dem Henker. Franz Stangl und die Morde von Treblinka*» und Rudolf Höss' «*Kommandant in Auschwitz – Autobi-*

graphische Aufzeichnungen» kennen. Höss ist die Hauptperson des Spielfilms *«Aus einem deutschen Leben»* (1977) von Theodor Kotulla, der seinen Protagonisten Franz Lang nannte und sich auf den Mann konzentrierte, «der das industrielle Töten buchstäblich miterfunden und geleitet hat. Ich versuche zu beobachten, wie eine solche Person funktioniert.»⁶

Kotulla zeigt das Lager aus der Sicht der Täter. Die lernt man auch in Ebbo Demants gerade durch die Trockenheit seines Sprechertextes erschütterndem Fernsehfilm *«Lagerstrasse Auschwitz»* (1979) kennen. Demant hat drei Täter in der Strafanstalt aufgesucht und über ihre Teilnahme am Massenmord befragt, er lässt aber auch Opfer zu uns sprechen. Das Konzept, nicht das Lager als Ganzes, sondern einzelne Häuser an der Lagerstrasse zu zeigen und zu erzählen, was hinter diesen Wänden geschah, bringt dem Zuschauer das Geschehen von damals näher und verfehlt die emotionale Wirkung nicht, im Gegensatz zu Fernsehsendungen im Januar 1995, in denen die Themen nur aufgezählt und dann abgehakt wurden. Sowohl die Alliierten wie die Sowjets und die Polen drehten Filme über die Prozesse gegen die Kriegsverbrecher, die aber nur in Ausnahmefällen Aufnahmen mit Originalton von den Aussagen der Angeklagten enthalten. Weil der Sprechertext in den Reportagen von den Kriegsverbrecherprozessen verhindert, dass man die Stimmen der Angeklagten hört, wirken die Antworten der NS-Führer im Nürnberger Prozess auf die Frage nach einem Schuldbekennnis so sensationell. Wir hören sie sagen, dass sie unschuldig seien, «im Sinne der Anklage nicht schuldig.» Von den Kreuzverhören mit den Angeklagten gibt es keine mir bekannten Filmszenen mit Originalton aus dem Gerichtssaal in Nürnberg. Die Filme über die Kriegsverbrecherprozesse der Polen und Tschechen wurden in der Landessprache für ein einheimisches Publikum gedreht, das kein Deutsch verstand, deshalb sieht man zum Beispiel den Kommandanten von Auschwitz vor Gericht, hört aber nicht seine Stimme.

Die historischen Film- und Bilddokumente enthalten ein unentbehrliches Beweismaterial über den Charakter und die Verbrechen des NS-Regimes und sind zum grossen Teil immer wieder ausgewertet worden. Ihre Echtheit wird nur von unverbesserlichen alten und jungen Rechtsextremen und Holocaust-Leugnern in Frage gestellt. Nach den Fernsehsendungen von der Gedenkfeier in Auschwitz am 27. Januar 1995 haben sie es schwerer. Die Wirkung ihrer Propaganda sollte aber dennoch nicht unterschätzt werden. Noch erinnern sich allerdings die meisten Älteren daran, wie sich zu ihrer Überraschung 1945 die Lager öffneten und totgegläubte Opfer der Vernichtung an die Öffentlichkeit traten. Noch sind viele Tausende von überlebenden ehemaligen Häftlingen am Leben und können über ihre Leiden in den Todeslagern berichten. Erst wenn das nicht mehr der Fall ist, hat die Propaganda der Neo-Nazis eine echte Chance, sich bei einem grossen, ahnungslosen Publikum durchzusetzen, – mit der Lüge, der Massenmord an den Juden sowie an den Sinti und Roma im NS-Staat habe nicht stattgefunden, sondern sei die Erfindung der Opfer, um den deutschen Staat erpressen zu können.

Eine notwendige Ergänzung der erschütternden authentischen Aufnahmen aus den Ghettos und Lagern sind Filme, in denen nachträglich Opfer und Täter vor der Kamera über Leben und Tod in den Lagern befragt werden. Der wichtigste Film dieser Art wurde für den Norddeutschen Rundfunk hergestellt, der aber nicht wagte, ihn im Ersten Programm zu zeigen: «*Der Prozess*» von Eberhard Fechner, «eine Darstellung des sogenannten ‚Majdanek-Verfahrens‘ gegen Angehörige des Konzentrationslagers Lublin/Majdanek in Düsseldorf von 1975-1981». Fechner hat keine konventionelle Reportage über den Ablauf des Prozesses im Gerichtssaal gedreht, sondern dreimal neunzig Minuten Film aus dem reichen Material ausgewählt, über die Ermittlungen, die Verhandlungen und die Urteile. Mit bemerkenswerter Geduld hat er die Opfer und

Täter, im Prozess Zeugen und Angeklagte, einzeln vor der Kamera befragt und ihre Aussagen so montiert, dass eine Art fiktiver Dialog entsteht, in dem die Opfer Ereignisse genau beschreiben, mit denen die Henker nicht konfrontiert werden wollen; sie bezeichnen sich sogar als die eigentlichen Opfer.

Fechner trat in seinen Dokumentarfilmen nie selbst auf und schnitt auch seine Fragen weg, im Gegensatz zu Marcel Ophuls in *«Memory of Justice»* und *«Hotel Terminus»*, und Claude Lanzmann in *«Shoah»*. Ophuls hat seine Art der Befragung mit der Methode des Inspektors Columbo in den Spielfilmen mit Peter Falk verglichen und sie nur gegenüber Tätern angewandt. Lanzmann verzichtet in seinem neuneinhalbstündigen Film *«Shoah»* über die Massenvernichtung der europäischen Juden durch die Nationalsozialisten völlig auf historisches Bild- und Filmmaterial, weil sich diese Tragödie seiner Ansicht nach optisch nicht darstellen lässt, und er ist als Interviewer die zentrale Gestalt seines Films. Er tritt meistens selbst mit seinen Gesprächspartnern ins Bild und bekennt, dass der Film «von meinen eigenen Obsessionen»⁷ handelt. *«Shoah»* ist als «Fiktion von Realität»⁸ angelegt, die wesentlichen Aussagen entstehen wie in einem Theaterstück durch ein Zusammenspiel zwischen Lanzmann und den Befragten, in langen Szenen, die qualvolle Ereignisse aus der Vergangenheit der Zeugen rekonstruieren. So zwingt Lanzmann den Friseur Abraham Bomba in Tel Aviv, ihm zu beschreiben, wie er den Opfern in Treblinka vor ihrem Gang in die Gaskammern die Haare schnitt, auch Mitgliedern seiner eigenen Familie. Während dieser Erzählung schneidet Bomba einem israelischen Kunden die Haare. Lanzmann fragt Bomba, was er im Lager bei dieser Arbeit empfand, und lässt nicht nach, bis Bomba den gleichen Schmerz verspürt wie damals und in Tränen ausbricht.

Lanzmann wollte mit dieser Szene erreichen, dass sich der Schmerz auf den Zuschauer überträgt. Aber er machte das Experi-

ment auf Kosten eines überlebenden Opfers und begriff nicht, dass ein solcher Schmerz nicht von Menschen nachempfunden werden kann, die nie in einer ähnlichen Situation waren. Lanzmann hat «*Shoah*» vor allem da gedreht, wo sich das wirkliche Drama abspielte und wo nichts mehr an dieses Geschehen erinnert. Er geht so weit in seinem Verzicht auf historisches Bild- und Filmmaterial, dass er erklärt hat, er würde einen Film mit authentischen Aufnahmen aus den Gaskammern zerstören, wenn er ihn hätte. Er hat Recht insofern, dass sich die Wirklichkeit des Holocaust jeder Darstellung entzieht. Auch der eindrücklichste Film kann nur andeuten, was damals geschah. Aber Lanzmann hat Unrecht, wenn er meint, dass in der Phantasie seiner Zuhörer die richtigen Bilder zu den Erzählungen der Zeugen entstehen könnten. Solche Bilder gibt es, wenn überhaupt, nur in der Erinnerung der Überlebenden.

Nach «*Shoah*» sei es unnötig, Filme über die Vernichtung der Juden in Europa zu drehen, fand Lanzmann. Deshalb richtete er heftige Kritik gegen Steven Spielbergs Film «*Schindler's List*» (1994).⁹ Nicht nur er nahm Anstoss daran, dass Spielberg einen Spielfilm in Krakau und in der Nähe von Auschwitz drehte und mit Schauspielern an authentischen Schauplätzen Szenen aus der Wirklichkeit rekonstruierte. Aber Spielberg hielt sich an die historische Wahrheit, und «*Schindler's List*» ist ohne Zweifel der beste Spielfilm über die Vernichtung der Juden Europas im Zweiten Weltkrieg. Es ist ungerecht, Spielberg vorzuwerfen, dass sein Film über die Rettung der Schindler-Juden ein glückliches Ende hat, denn diese Geschichte über einen ,guten Deutschen ist in eine sehr realistische Schilderung der Judenverfolgungen im besetzten Polen eingebettet, und das Beispiel Schindlers beweist, dass man auch im NS-System menschlich handeln konnte, wenn man den Mut dazu hatte. Ausserdem erreichte Spielberg mit diesem Film ein grosses internationales Publikum, das sich die Dokumentarfilme über das gleiche Thema nicht ansehen würde, und leistete da-

durch einen wesentlichen Beitrag zum Kampf gegen das Vergessen. Durch Spielberg ist das Thema Holocaust wieder aktuell geworden, zu einem Zeitpunkt, wo die Leugner des Massenmordes an den Juden im NS-Staat ihre Propaganda in vielen Ländern verstärken.

«*Schindler's List*» hat eine ganz andere politische Durchschlagskraft und künstlerische Qualität als die Fernsehserie «*Holocaust*», die im April 1978 in den USA uraufgeführt wurde und im April 1979 zum ersten Mal das deutsche Fernsehpublikum erreichte. Im November 1982 wurde sie wiederholt. Der Autor, Gerald Green, zeigt keinen Respekt vor der historischen Wahrheit und machte die Mitglieder einer jüdischen Familie mit dem bezeichnenden Namen Weiss zu einem Jetset des Holocaust, das überall auftaucht, wo die Judenverfolgung einen neuen Höhepunkt erreicht. Elie Wiesel sagte über diese geschmacklose Vermarktung der jüdischen Tragödie, viele Zuschauer würden wahrscheinlich den Holocaust für ein triviales TV-Spektakel halten, nicht etwa für eine historische Tatsache. Der grosse Erfolg der Serie in der Bundesrepublik zeigt, wie wenig die damals jungen Deutschen über die Verfolgung der Juden im Dritten Reich wussten, und wie wichtig es ist, dass sich das Publikum mit den Personen einer Handlung identifizieren kann.

In ihrem Film «*Die letzte Etappe*» (1948) schilderte die Polin Wanda Jakubowska, die selbst Häftling in Auschwitz gewesen war, Episoden aus dem Lageralltag, als Teile einer Spielfilmhandlung, die aus heutiger Sicht unbefriedigend in ihrer Menschenschilderung ist. Der Film überzeugt durch den Realismus der Szenen vom Appellplatz und den Märschen der Häftlinge und wirkt vor allem durch die Authentizität der Lagerlandschaft. 1955 drehte der Franzose Alain Resnais einen Dokumentarfilm von nur 32 Minuten über Auschwitz, «*Nuit et Brouillard*» (Nacht und Nebel), der mit Farbaufnahmen von dem Gras beginnt, das um die Wachtürme nachgewachsen ist, und die grausame Vergangenheit in ein-

dringlichen Schwarzweissaufnahmen gegen die freundlichen Farben der Wiesen und Blumen stellt. Zu diesen Bildern hat Hanns Eisler eine intensive Musik geschrieben, und ein früherer Häftling in Mauthausen, der Dichter Jean Cayrol, einen poetischen Sprechertext verfasst, dessen Pathos in der deutschen Nachdichtung von Paul Celan gemildert wird. Kein Film, der seit «*Nacht und Nebel*» in Auschwitz gedreht wurde, erreicht die gleiche künstlerische Qualität. Gegen die Uraufführung des Films am 8. Mai 1956 in Cannes erhob der deutsche Botschafter in Frankreich Einspruch im Namen der damaligen Bundesregierung, weil beim Festival nach den Statuten «nur Filme gezeigt werden dürfen, die nationale Gefühle eines anderen Volkes nicht verletzen oder das friedliche Zusammenleben der Völker nicht beeinträchtigen»(!). Der Film wurde darauf von der Festspielleitung zurückgezogen, aber nach zahlreichen Protesten äusser Konkurrenz vorgeführt und mit dem Prix Vigo ausgezeichnet. In der Bundesrepublik wurde der Film am 1. Juli 1956 bei den Internationalen Filmfestspielen in Berlin gezeigt, in Anwesenheit des damaligen Präsidenten des Berliner Abgeordnetenhauses, Willy Brandt.

Auch gegen meinen Film «*Den blodiga tiden*» (1960, deutscher Titel «*Mein Kampf*») versuchten offizielle Vertreter der damaligen Bundesregierung vorzugehen.¹⁰ Erst als ich einem drohenden Verbot durch eine Reihe schneller Premierieren in den wichtigsten deutschen Städten zuvorgekommen war und der Film gute Kritiken erhalten hatte, waren seine Aufführungen in der Bundesrepublik nicht mehr gefährdet. Der grosse Erfolg des Films beruht wahrscheinlich auf der Einfachheit des Konzeptes. Im Gegensatz zu vielen anderen Filmen über das Dritte Reich verbindet er die Beschreibung des politischen Geschehens mit dem Versuch, Kausalzusammenhänge darzustellen und schildert die Tragödie der Verfolgten aus der Sicht eines Betroffenen. Die Vorbereitung der Vernichtung der Juden in Europa, von den Anfängen der NSDAP zur Machter-

greifung, der Bücherverbrennung 1933 und dem Novemberpogrom 1938, ist auch das Thema meines Films *«Die Feuerprobe»* (1988), der mit einem Bild verkohlter Leichen im Krematorium in Auschwitz-Birkenau endet. Die Vorgeschichte des Massenmordes an den Juden, Sinti und Roma wird zu selten filmisch gestaltet. Beim heutigen Publikum darf nicht vorausgesetzt werden, dass es diese Entwicklung kennt.

Die wesentlichen Aussagen über die Vernichtung der Juden Europas und die Spätfolgen des Lebens im Lager werden nicht durch Spielfilme vermittelt, sondern durch die Befragung der überlebenden Opfer und ihrer Kinder. Hans-Dieter Grabe lässt in seinem Fernsehfilm *«Mendel Schainfelds zweite Reise nach Deutschland»* (1972) einen überlebenden Häftling sein Leben erzählen, während er nach Deutschland fährt, um über eine angemessene Wiedergutmachung mit den Behörden zu verhandeln. Äusser dem Protagonisten, dem Abteil, in dem Schainfeld zu dem unsichtbaren Grabe und der Kamera spricht, sieht man gelegentlich die Landschaft, durch die der Zug fährt, sonst wird die Konzentration des Films auf Schainfeld durch nichts beeinträchtigt. In meinem Film *«Leben nach dem Überleben»* (1982) zeigen Menschen, die die Konzentrationslager überlebten, dass die Vergangenheit immer wieder in ihren Alltag eindringt. Die holländische Jüdin öffnet vor der Kamera ihre grosse Handtasche, in der sie alles hat, was ihr wichtig ist, Pass, Schlüssel und Fotos ihrer Eltern und ihrer Schwester, die im Lager umgekommen sind. Diese Dinge hat sie immer bei sich oder in der Nähe. Sie ist stets auf eine neue Deportation vor bereitet.¹¹ Wie die Erlebnisse der Geretteten auch das Leben ihrer Kinder prägen, beschreibt ein Abschnitt in *«Leben nach dem Überleben»*, in dem Aussagen von Helen Epstein, der Autorin des Buches *«Kinder des Holocaust»*, und ihrer Mutter Francis so miteinander verbunden werden, dass Sätze der beiden ineinander übergehen und in dem indirekten Dialog der getrennt aufgenommenen

Frauen drei Generationen des Holocaust sichtbar werden, nicht nur Francis und Helen, sondern auch die Eltern von Francis, denen sie nicht in die Gaskammer folgte.¹²

Die Interviews mit den überlebenden Häftlingen und ihren Kindern sorgen dafür, dass die Erinnerung an die Leiden der Häftlinge in den Ghettos und Lagern erhalten bleibt. Darüber hinaus ergänzen sie die Forschung der Historiker, die in den Akten der Lagerverwaltungen, soweit diese nicht vernichtet wurden, nicht die Angaben finden können, die überlebende Zeugen der Verbrechen des Nationalsozialismus vor der Kamera machen. Ein Beispiel, welche Bedeutung diese «oral history» haben kann: Aus einer langen Sequenz in meinem Film *«Die Feuerprobe»* über die Erlebnisse dreier früherer Häftlinge in Buchenwald geht hervor, dass Oscar Winter, der als politischer Häftling Jahre vor dem Novemberpogrom 1938 in das Lager verschleppt wurde, im Sommer 1938 am Bau der Baracken teilnahm, in denen die für November angekündigten Juden leben sollten. Die beiden anderen Mitwirkenden, Ernst Cramer, der spätere Herausgeber der *«Welt am Sonntag»*, und der Unterhaltungsmusiker Eric Wolffsberg, wurden nach dem Novemberpogrom in diese Baracken gebracht. Die Aussage Winters beweist, dass die sogenannte «Kristallnacht» keine spontane Reaktion der Nazis auf die Ermordung eines deutschen Diplomaten am 7. November 1938 in Paris durch einen jungen Juden war, der mit dieser Tat die Aufmerksamkeit der Welt auf die jüdische Tragödie richten wollte. Der Novemberpogrom fand genau fünfzehn Jahre nach dem missglückten Staatsstreich Hitlers 1923 in München und zwanzig Jahre nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches statt, er war lange im Voraus geplant.

James E. Young hat in seinem Buch *«Beschreiben des Holocaust»* darauf hingewiesen, dass die Sprache in einer Filmoder Videoaufnahme stärker wirkt als auf einem Tonband oder als literarischer Text. «Der Sprecher wird nicht von seinen Worten ge-

trennt, sondern erfüllt sie mit seiner Gegenwart, seiner Autorität, und so wird im Video die Verbindung zwischen dem Überlebenden und seiner Geschichte in einer Weise aufrechterhalten, wie dies in der literarischen Darstellung nicht möglich ist.»¹³ Das gilt sogar für Autoren wie Primo Levi und Elie Wiesel. Die Wirkung dessen, was sie zu sagen haben, wird durch die Ausstrahlung ihrer Persönlichkeit vor der Kamera und die leise Eindringlichkeit ihrer Stimme gesteigert.

Die überlebenden Häftlinge haben lange geschwiegen, denn es fiel ihnen schwer, über die Erlebnisse im Lager mit Menschen zu sprechen, die nicht die gleiche Erfahrung gemacht hatten und ausserdem nach dem Kriegsende mit sich selbst beschäftigt waren. Erst jetzt finden die Überlebenden, vor allem bei der dritten Generation, die Zuhörer, die sie brauchen. Sie erzählen ihre Geschichten, auch fünfzig Jahre nach der Befreiung, mit erstaunlicher Präzision der individuellen Erinnerung und in dem Bewusstsein, dass sie nicht mehr viel Zeit haben, um Zeugnis abzulegen. Die Qualität der Film- und Videoaufnahmen hängt nicht zuletzt vom Interviewer ab, der ein guter Zuhörer sein muss und den Erzähler durch seine Fragen dazu bringen soll, zum Wesentlichen vorzudringen. Immer wieder habe ich es erlebt, dass der Erzähler Episoden aus seinem Gedächtnis hervorholt, deren Schilderung er oder sie zunächst nicht vorgesehen hatte, weil die Erinnerung zu schmerzlich war, sie drängen sich beim Sprechen auf; andere Ereignisse kehren allmählich in das Bewusstsein zurück. Ich glaube, dass die überlebenden Opfer nicht vergessen; sie könnten aber nicht existieren, wenn sie alles präsent hätten, was sie erlebt oder gesehen haben. Und für vieles fehlen ihnen die Worte, weil die Sprache nicht ausreicht, um es zu beschreiben.

Das Wichtigste in den Filmen und Videos über den Holocaust und seine Vorgeschichte sind die Gesichter. Sie bleiben im Gedächtnis haften, viel länger als das gesprochene Wort.

Die historischen Filmszenen und Standfotos sind uns zum Teil so vertraut geworden, dass sie ihre ursprüngliche Wirkung verloren haben. Deshalb sind meine Mitarbeiter und ich jetzt, fünfzig Jahre nach der Befreiung, nochmals in die Archive der Siegermächte gegangen und haben festgestellt, dass es sehr viel Material gibt, das in den bekannten Filmen und Fernsehsendungen über die Lager nicht ausgewertet wurde, obgleich es dieselbe Ausdruckskraft hat wie die immer wieder gezeigten Aufnahmen, die ausserdem oft aus ihrem Zusammenhang gerissen wurden. Bei der Durchsicht der historischen Bilddokumente fällt der Unterschied zwischen Aufnahmen der deutschen Kameraleute in den Ghettos während des Krieges und denen der alliierten und sowjetischen Befreier der Lager auf; in den Augen der NS-Fotografen waren die Juden keine Menschen.

Vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges reiste der Fotograf Roman Vishniac durch Osteuropa; er wusste, dass die ostjüdische Welt zum Untergang verurteilt war und wollte wenigstens ihr Bild retten. In seinen Bildern und Filmen spürt man, dass er sich mit den Menschen identifizierte, die er in den Ghettos und kleinen Städten mit versteckter Kamera fotografierte. Bei den nach dem Krieg entstandenen Filmen über die Vernichtung der Juden Europas stellt man fest, dass es darauf ankommt, wann und von wem sie gemacht wurden. In den frühen Filmen spürt man noch Wut und Trauer, die Filmemacher wollten ihr Publikum aufrütteln. Ihre Bilder waren noch unverbraucht. Der Unterschied zwischen jüdischen und nicht jüdischen, deutschen und nichtdeutschen Filmemachern ist auffallend. Wann waren gewisse Regisseure imstande, dieses Thema anzupacken? «*Shoah*» wurde vierzig Jahre nach der Befreiung der Lager fertiggestellt. Spielberg brauchte viele Jahre, bis er sich an «*Schindler's List*» wagte. Die überlebenden Häftlinge im «Kibbuz der Ghettokämpfer» in Israel, die über viele unbekannte Filmdokumente verfügten, sahen sich vor ein anderes Pro-

blem gestellt, als sie 1975-1977 den Film «*The 81st Blow*» herstellten. Den fünf Regisseuren, David Bergmann, Jacques Ehrlich, Haim Gouri, Miriam Novitch und Zvi Shner fiel es schwer, auf gewisse Szenen zu verzichten, denn eine solche Entscheidung bedeutete, dass sie nur aufgrund der Qualität der Aufnahmen einige Freunde für den Film auswählten und andere zum Verbleib in der Anonymität verurteilten, die es ebenfalls verdient hätten, nicht vergessen zu werden.

Claude Lanzmann ersetzte das historische Bildmaterial durch seine Aufnahmen von den Orten des Massenmordes. Er glaubt, dass sich sein Gefühl für die Wirkung des Ortes auf den Zuschauer überträgt, obgleich es keine sichtbaren Spuren der Verbrechen mehr gibt. Ruth Klüger ist anderer Auffassung: «I don't believe in going back. Lanzmann does. The museum culture that has sprung up around the concentration camps is based on a sense of *Spiritus loci* which I lack. What was done there could be repeated elsewhere. I have argued, conceived as it was by human minds, carried out by human hands, somewhere on earth, the place irrelevant, so why single out the sites that now look like so many others? I don't go back to where I've been. I have escaped. Lanzmann goes back to where he has never been. No landscape, I have always believed, can recall what happened, for the stones don't cry out.»¹⁴ Ich glaube, dass Ruth Klüger Recht hat. Erst durch die Gegenüberstellung der toten Ruinenlandschaft auf den Farbaufnahmen und der schwarzweissen historischen Fotos von überfüllten Baracken, Arbeitskommandos im Freien, verhungerten Gefangenen und Toten im Stacheldraht erreicht Alain Resnais' «*Nacht und Nebel*» seine starke Wirkung. Ein völliger Verzicht auf historische Bilder bedeutet, dass die Gesichter der Opfer vergessen werden. Die Toten bleiben anonym.

Simon Wiesenthal hat von dem frohen Zynismus erzählt, mit dem die SS-Leute in den Lagern den Häftlingen vor Augen hielten, dass man ihnen die Wahrheit über ihre Erlebnisse

in den Lagern nicht glauben würde, falls sie nach ihrer Befreiung darüber Auskunft zu geben hätten. «Wie kann auch nur ein einziger Mensch diese unwahrscheinlich schrecklichen Dinge glauben – wenn er sie nicht selbst erlebt hat?»¹⁵ Die Versuche der SS, alle Beweise für die Massenmorde zu beseitigen und keine Zeugen ihrer Verbrechen zurückzulassen, sind missglückt, aber die Wahrheit über die Konzentrationslager bleibt für alle unvorstellbar, die ihr nicht ausgesetzt waren. Darin liegt die Chance der Holocaust-Leugner. Für Primo Levi waren die dringendsten Fragen: «Wieviel von der Welt des Konzentrationslagers ist tot und kehrt nicht mehr wieder, wie die Sklaverei oder der Ehrenkodex des Duells? Wieviel ist wiedergekehrt oder ist dabei wiederzukehren? Was kann jeder Einzelne von uns tun, damit in dieser von vielen Gefahren bedrohten Welt zumindest diese eine gebannt wird?»¹⁶

Die Filme, von denen hier die Rede war, sind Beiträge zum Kampf gegen das Vergessen. Er ist notwendig, wenn wir verhindern wollen, dass sich die Entwicklung wiederholt, an die hier erinnert wird.



Abb. 1: Auschwitz-Birkenau



Abb. 2: Die letzte Fahrt



Abb. 3: Bergen-Belsen nach der Befreiung



Abb. 4: Kinder im Warschauer Ghetto, aus «Mein Kampf» von Erwin Leiser



Abb. 5: Aufnahme nach der Befreiung der Häftlinge in Auschwitz-Birkenau, aus «Mein Kampf» von Erwin Leiser



Abb. 6: Aufnahme nach der Befreiung des Lagers Auschwitz-Birkenau, aus «Mein Kampf» von Erwin Leiser



Abb. 7: Franciszek Kieta, bevor er nach Auschwitz deportiert wurde ..., aus «Lagerstrasse Auschwitz» von Ebbo Demant

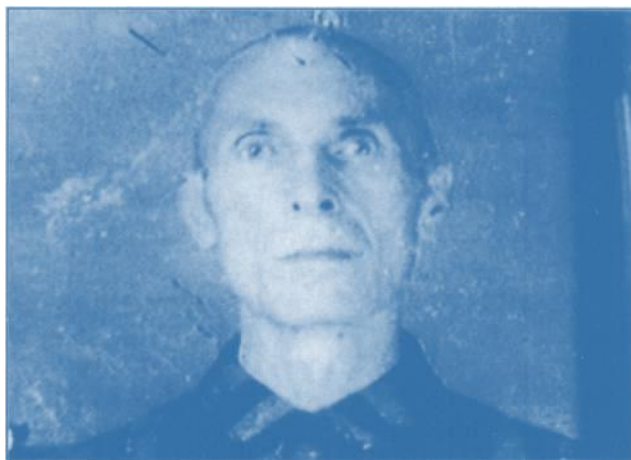


Abb. 8: Franciszek Kieta ...als Häftling Nr. 59589, aus «Lagerstrasse-Auschwitz» von Ebbo Demant



111

Abb. 9: Eichmann während des Krieges, aus «Mein Kampf» von Erwin Leiser

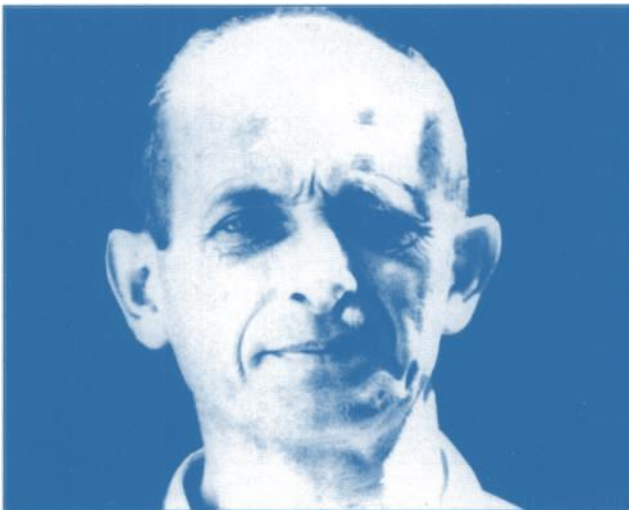


Abb. 10: Eichmann 1960, aus «Mein Kampf» von Erwin Leiser



Abb. 11: Die Angeklagte Hildegard Lächert, ehemalige SS-Aufseherin im Vernichtungslager Maidanek 1942, aus «Der Prozess» von Eberhard Lechner



Abb. 12: Die Angeklagte Hildegard Lächert, ehemalige SS-Aufs, herin im Vernichtungslager Maidanek 1981, aus «Der Prozess» von Eberhard Lechner

Anmerkungen

- ¹ Primo Levi: Die Untergegangenen und die Geretteten. München 1990, S. 83 ff.
² Zitat im Spiegel, 20.4.1987.
³ Erwin Leisers Film «Mein Kampf», Frankfurt a. M. 1979, S. 4.
⁴ Simon Wiesenthal Center Annual Volume 2,1986, S. 250.
⁵ Ebenda, S. 254.
⁶ Theodor Kotulla in: Frankfurter Rundschau, 14.3.1977.
⁷ Claude Lanzmann: Shoah. Düsseldorf 1986, S. 30.
⁸ Timothy Garton Ash: The Life of Death. In: The New York Review of Books. 19.12.1985, S. 30.
⁹ Claude Lanzmann: Ihr sollt nicht weinen. Einspruch gegen Schindler's List. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 5.3.1994.
¹⁰ Erwin Leiser: Gott hat kein Kleingeld. Köln 1993, S. 150-152.
¹¹ Erwin Leiser: Leben nach dem Überleben. Königstein/Ts. 1982, S. 126 ff.
¹² Ebenda, S. 154-159.
¹³ James E. Young: Beschreiben des Holocaust. Frankfurt a.M. 1992, S. 154-159.
¹⁴ Simon Wiesenthal Center Annual Volume 2,1986, S. 250.
¹⁵ Simon Wiesenthal: Doch die Mörder leben. München 1967, S. 423.
¹⁶ Ebenda, S. 17.

Bibliographie

Jean Améry: Jenseits von Schuld und Sühne. München 1966.

Paul Celan: Gedichte I-II. Frankfurt/M. 1975.

Helen Epstein: Children of the Holocaust. New York 1979
(deutsche Übersetzung: Die Kinder des Holocaust. Gespräche mit Söhnen und Töchtern von Überlebenden. München 1987).

Rudolf Höss: Kommandant in Auschwitz. Stuttgart 1958.

Ruth Klüger: weiter leben. Göttingen 1992.

Claude Lanzmann: Shoah. Düsseldorf 1986.

Erwin Leiser: Gott hat kein Kleingeld. Köln 1993.

Erwin Leiser: Leben nach dem Überleben. Königstein/Ts. 1982.

Erwin Leisers Film «Mein Kampf». Frankfurt/M. 1979.

Primo Levi: Die Untergegangenen und die Geretteten. München 1990.

Primo Levi: Ist das ein Mensch? Frankfurt/M. 1961.

Gitta Sereny: Am Abgrund: Gespräche mit dem Henker. München 1995.

Roman Vishniac: Verschwundene Welt. München 1983.

Elie Wiesel: Nacht. In: Die Nacht zu begraben, Elischa. Trilogie. München 1961.

Simon Wiesenthal: Doch die Mörder leben. München 1967.

James E. Young: Beschreiben des Holocaust. Frankfurt/M. 1992.

KULTUR DER NACHGESCHICHTE

«Neuanfang» in der westdeutschen Nachkriegsliteratur – Die «Gruppe 47» in den Jahren 1947-1951¹

1. Zur Struktur der Gruppe 47 überhaupt

Die Gruppe 47 ist eine politische Legende in der deutschsprachigen Gegenwartskultur und darüber hinaus. Sie existiert noch immer, jederzeit könnte man sie wieder zusammenrufen, und sie überlebt in ihren Verwandlungen und Nachahmungen. Das erste Mal hat sie zum letzten Mal 1967 getagt², dann 1972 (Berlin), 1977 (Saulgau) und 1978 (ebenda); zuletzt 1990. Erscheint sie unbeendbar, so hat sie doch einen Anfang. Doch um ihm kritisch beizukommen, müsste versucht werden, die Legende in unseren Köpfen, dem Ort ihrer Form, ein wenig zu destabilisieren. Dort bildet sich die Gruppe ab sogar ohne rechten Beginn, jedenfalls wie zeitlos, ich will nicht sagen wie ein Gespenst, wohl aber konturschwach, wenn auch beharrlich, inhaltlich unbestimmt, wenn auch geschwätzig. Darüber, was sie gewesen sei? getrieben habe? und was von ihr wie und wo weiterlebt? wird im Unklaren gelassen, wer bloss in den Berichten liest, die über sie geschrieben werden, gar dem Selbstlob lauschen mag, das wie ein Strohfeuer abgebrannt wird, wann immer ein Kalenderdatum dazu die Veranlassung bietet. Es scheint im Gesamtfeuilleton inzwischen auf die his-

torische Forschung abgeschoben zu werden, Wahrheiten zu den Fragen nach dem Was und Wie der Gruppe zu finden. Wann soll das sein? Das Abschiebemanöver überliesse weiterhin nur denen das Feld im Gesamtfeuilleton, die das Selbstlob anstimmen oder unkritisch, eins zu eins, dazu ihre Kommentare und Anekdoten liefern. Sollte es denn aber nicht uns, in den Öffentlichkeiten einer Kultur in der Krise, abzufordern sein, heute den Zeitgeist etwas genauer ins Auge zu fassen, der sich in der Legende «Gruppe 47», wie ich behaupte, klar ausspricht und seine hier festgeschriebene Aktualität durch unsere Tage trägt?! – eine Aktualität der gemüthlichen Verkürzungen unsres geschichtlichen Gedächtnisses.

Wenn dies ein Tatbestand ist, dann muss er sich in der Struktur der Gruppe längst verkörpert haben.

Ein Blick zunächst auf die Legende unter dem Aspekt, dass die Gruppe stets vorgab keinen Chef zu haben und doch einen hatte, vorgab, einen Hauptsprecher zu haben, der dies in der Tat wohl beanspruchte zu sein, es jedoch nicht war. Hans Werner Richter, Publizitätsmanager der ersten Stunde, wuseliger Planer von Freundschaften, Beziehungen, Einfluss, Plattformen und eines multiplen Selbstbildes der Gruppe nach innen und aussen und dank dieser Kunst zunächst unangefochten Herr über die Einladungsliste, er lancierte Verlautbarungen in unzähligen Briefen, Artikeln, Vorworten, Features und Interviews, allesamt berechtigt und unpräzise geordnet nach dem Leitmotiv, Auskunft darüber zu geben, was die Gruppe nicht sei.³ Richters Rollenbild sieht autonom aus. Der Schein trägt. Sein Genie war, seine Macht intern regeln zu lassen von denen, die eine solche Rolle brauchten. Und Macht ist die Kategorie, die uns das Spiel der Gruppe erklärt: ‚Machtspiel‘ eben. Es ging stets auch um Rivalität und Usurpation; jedoch nur Hollerer und Grass haben es geschafft, ohne als Königsmörder dazustehen, Richters Rolle als das, was sie wirklich war, zu nützen: Attrappe vor den Kulissen, hinter denen man selber die Fäden zog.

Hollerer konnte es mit seinem Berliner Literarischen Colloquium im Rücken, Grass mit seinem Weltruhm. Walter Jens, Martin Walser haben das Spiel um Führung versucht, aber verloren, graue Eminenzen gab es, die die Macht übten ohne aufzufallen, mit dem grössten Einfluss der Springer-Journalist Christian Ferber, alias Georg Seidel, der Sohn Ina Seidels, am vornehmsten Walter Kolbenhoff (in den ersten Jahren) und Günter Eich. Sie alle sind Sprachrohr der Gruppe.⁴ Die Sprecherfunktionen übernahmen ausserdem naturgemäss die als wortführende Kritiker in der Gruppe tätigen Feuilleton-Publizisten, eher problemlos und bewusst Joachim Kaiser und Jens, eher mittelbar und ein wenig kritisch Hans Mayer und, nach schmeichlerischem Beginn 1958, Marcel Reich-Ranicki; sowie ihre Feuilleton-Epigenen bis hin zu Leuten vom Schlage eines Hellmuth Karasek.⁵ Ein Sprecher der ersten Anfänge der Gruppe ist ihr Berichterstatter geblieben, Heinz Friedrich⁶, ein anderes Mitglied der frühen Kerngruppe⁷, Jürgen von Hollander, übernimmt bei Bedarf das Amt eines Fürsprechers⁸, als treue Agenten in der Öffentlichkeit wirken die Rundfunk-Redakteure Ernst Schnabel und Roland H. Wiegenstein (seit früh)⁹ oder z.B. der Lektor und Kritiker Fritz J. Raddatz (später)¹⁰; einige der ‚grauen‘ Gruppenchefs brachten sich ihre Berichterstatter und Berichterstatterinnen gleich mit¹¹ usw.

121

Der kurze Blick auf die Diffusion des Sprecheramtes mag genügen, unterm Titel, sagen wir: einer Richtlinien-Anarchie, aufmerksam darauf zu werden, was es bedeuten mag, dass die Gruppe sich über sich selbst verständigte, indem sie nach aussen den Eindruck erweckte, keine zu sein.¹² Sieht das nicht nach Leugnung einer gemeinsam zu erarbeitenden Verantwortung dafür aus, dass man *von keinem Selbstzweifel angekränkt* einen Neuanfang in der deutschen Literatur nach 1945 gesetzt zu haben beanspruchte? Man sprach und spricht von Offenheit der Gruppe 47. Wir werden sehen. Zunächst klingt es ja sympathisch, wenn ein deutscher Verein

kein deutscher Verein zu sein behauptet, ohne Satzung, ohne verfahrensförmig geregelte Organfunktionen, Sprecheramt etc. Doch sehen wir auf das Einladungsprinzip und auf die Art der Gesellung dieser sogenannten Gäste bei den Tagungen, so muss man sich wundern, dass die Legende noch lebt; dass nicht herausgeschrien wurde, diese Gruppe, wenn sie tagt, exekutierte das Gegenteil von Offenheit, nämlich Geschlossenheit, ja Ausgrenzung von etwas ihrer Art Fremdem; Verschlossenheit. Es ist meine These, dass die Gruppe 47 seit ihren Anfängen etwas ihr sehr Eigenes unter Verschluss hält, dass dieser Tatbestand die Form ihrer Aktualität in West-deutschland *ist* und ihren politischen Beitrag zum kulturellen Wiederaufbau dieses Teils des ehemals Deutschen Reiches garantiert hat.

Indem ich diese These nun unterm Aspekt von Externität und Internität und des internen Umgangs miteinander erläutere, werde ich Ihnen gewiss nichts Neues über die Gruppe erzählen können. Aber vielleicht, wenn wir die genannte These dabei im Auge behalten, deutet sich eine andere Sicht als die gewohnte wenigstens an. Eine Grenze zwischen dem personellen Innen und Aussen der Gruppe ist nie gezogen worden, wer eingeladen wurde, ist drinnen, kann aber zur nächsten Tagung schon wieder draussen sein: nicht eingeladen. Diese Ungewissheit hat im entstehenden Kulturbetrieb im Westen die Brache des Begehrens angelegt, dazuzugehören. Woran man sich dabei messen sollte, war unbekannt, blieb unsichtbar in Worthülsen wie Nichtnazi, Antifaschismus, Realismus, Sprache der jungen Generation. War man schon öfters dabei gewesen, entstand dennoch kein Bleiberecht. Richter hat stets betont, das letzte Wort über Sein oder Nichtsein in der Gruppe zu haben. Die von ihm freiwillig gemachte Ausnahme war die Kerngruppe des Anfangs um Heinz Friedrich, Hans Georg Brenner, Walter Kolbenhoff, Walter Mannsen, Wolfgang Bächler, Alfred Andersch und wenige mehr.¹³ Unfreiwillig musste er eine sich erweiternde

Kerngruppe akzeptieren, am Gewicht gewisser Persönlichkeiten konnte er nicht rühren, Günter Eich, Ilse Aichinger, Hildesheimer, Böll, später Ingeborg Bachmann, Martin Walser; Peter Weiss, Erich Fried, so feindselig manche dieser Beziehungen auch wurden; manche, wie Walter Jens, luden sich per serviler Schmeichelei bei Richter praktisch selber ein. Andere wollte er wieder los werden, Ernst Schnabel, Marcel Reich-Ranicki konnten ein Lied davon singen. Andere wiederum luden sich selber wieder aus, Böll, Hildesheimer und Hans Mayer zuweilen, auch Andersch, Enzensberger. – Usw. usw. Das Wesentliche aber im Funktionsganzen ist: Das latent wachsende Klientel, die Einladungsmasse blieb fragil, dort hatte man im Gegenzug das Einladungsprinzip als Zugehörigkeitskriterium an und für sich längst verinnerlicht und so funktionierte es.

123

Der Nimbus des Nochnichtdabei und der Hoffungs-schimmer einer Einladung machten blind. Ward man eingeladen und trat über die Schwelle, fragte man nicht nach dem Was und Wie. War man drinnen, unterwarf man sich. Was ist das dergestalt begehrte und empfangene Gut? Sie können mir glauben, es ist nichts. Es ist der Gegenstand eines nunmehr fast fünfzig Jahre sich wiederholenden Selbstlobs. Ich zitiere Ihnen die vorerst letzte Version aus dem Bericht über die Tagung auf Schloss Dobris von Fritz J. Raddatz:¹⁴ «Unter der leisen, behutsam-diktatorischen Regie von Hans Werner Richter (...) bewährte sich das alte Ritual ein anderes Mal: Autoren lasen ihre Texte, Kollegen ‚schmeckten sie ab‘.» Raddatz, in seiner unnachahmlichen Fähigkeit, als Chronist einer sich selbst feiernden Nichtigkeitskultur besonders hymnisch zu werden, blickt auf die Geschichte des Gruppenrituals: «Der wundersame, gleichsam erotische Magnetismus der Literatur schuf ganz rasch ein eigenes Kraftfeld. (...) Das Wunder dieser Tagungen, das Geheimnis ihrer Mechanik war es immer (...), dass das funktioniert: stundenlang oft hart über Vorgelesenes urteilen – und hinterher beim Bier (möglichst bis tief in die Nacht) zusammensitzen.» Hinzuzufügen ist,

woran die Gruppe 47 zur Anekdote geworden ist: Die Autoren durften nach ihrer Lesung nichts sagen, schweigend sassen sie auf ihrem sog. Elektrischen Stuhl, dem Schwall der Urteilsätze einer kleinzahligen schwadronierenden Kritikercrew ausgeliefert. Richter schwieg meist auch, ebenso die Masse der Anwesenden. Einer aus der Königsnähe, zuerst Andersch¹⁵, später mit Vorliebe Grass, übernahm es, den Geprüften zu signalisieren, ob sie als bestanden oder durchgefallen sich nun zu verstehen hätten. Heimliche Tränen und öffentliche Kritik haben an diesem Verfahren nichts geändert, nichts an seiner historischen Form: nämlich garantiert unbeanstandeter Mechanismus.

Wer oder was zwingt uns Historiker eigentlich, in die Pantoffeln der Selbstüberlieferung in der Gruppe 47 zu steigen und beschreibungstreu die Legende, die Raddatz nocheinmal in dem einen Zweiwortsatz «Das funktioniert» gefasst hat, ewig fortzuspinnen? Die bisherige Geschichtsschreibung der westdeutschen Gegenwartsliteratur macht das in der Regel so. Und natürlich, das bunte Treiben zwischen Lesungen und Nachtgeselligkeit in den Landgasthäusern, wo man meist tagte, ist ja nicht wie ich behauptet habe, bloss «nichts», es kommt auf die Betrachtungsweise an. Man kann, was aber auch die Gruppe meist selber unverblümt preis- und weitergibt, alles Mögliche aufdecken: die Skandale, Intrigen, das Drum und Dran; die Stimmung also, die Kräche, das Aushandeln von Verlagsverträgen mit den angereisten Lektoren und Grossverlegern, die planvolle Annäherung an die Medien¹⁶, die Politik der Preisverleihung, finanzielle Undurchsichtigkeiten in Richters Gruppenbuchhaltung usw. Es ist ein Drum und Dran, das unter die banale Kategorie zu bringen ist: ein Verein vernetzt im Kulturbetrieb.¹⁷ Der Historiker muss sich fragen, wie er ‚das Wesentliche‘, das umspielte Nichts, und die Konstellation um die leere Mitte der Gruppe 47, um den elektrischen Stuhl, betrachten und beschreiben solle. Er sollte die Aura von Zweckfreiheit, die sich dort gebildet hat, ausserkraftsetzen wollen. Er hat m.E. zwei

Möglichkeiten. (1.) Er betrachtet die leere Mitte, die Text-pur-Darbietung in ihrer Beziehung zu ihrem Drum und Dran und (2.) dieses Drum und Dran, in seiner Beziehung zur leeren Mitte, als das, *was die Gruppe tatsächlich produziert hat*. Dann zeigt sich erstens, dass das Nichts auf ein denkbare Etwas verweist, das es selbst *nicht* ist. Sagen wir, es sei dies: Debatte. Debatte aller mit allen als Organ gemeinsamen Nachdenkens über die Voraussetzungen ihres Tuns. Hier sei gleich angemerkt, dass nicht nur die Beteiligung der Autorinnen und Autoren an der Kritik ihrer Texte untersagt war, sondern Debatte überhaupt, literaturtheoretische, geschichtliche Debatte unter Individuen, die auf sich selbst sehen und die Gelegenheit wahrnehmen, eine Reflexion auf eine Literarästhetik des Nachkriegs anzuzetteln. 125

«Keine Debatte!» das war jedoch das ungeschriebene Gesetz der Gruppe, der Boden, auf dem der Elektrische Stuhl stand.

Zweitens stellt sich dem Studium dar, wie dieses Nichts, des Pudels Kern, im Drum und Dran des Gruppenhandelns und in den Texten wie verkapselt steckenbleibt, wenn sie, die Texte, vom elektrischen Stuhl ihren Ausgang nehmen und an die Kette der Literaturproduktion genommen werden. Das gilt für die Masse mit latenter Mitgliedschaft, um 1968 etwa 150 Schreibende und Verlegende/Vermittelnde; zur Zeit ist ihre Zahl nicht auszumachen. Das blinde Begehren nach Zugehörigkeit bestimmt den Durchschnitt, der nach wie vor auf eine Einladung wartet, noch immer. Das begehrte Mitsein in der leeren Programmatik einer Ansammlung wie der Gruppe 47 hält die Täuschung wach, dass es eine Programmatik sei, dazuzugehören. Das dergestalt lebendig Starre, 1945ff. Verschlussene, unerlöst, daher ein Nichts in der Kultur unserer aktuellen Wahrnehmungen der Geschichte, es wartet noch, dass wir seinen Anblick nicht scheuen. Das ist die Hypothese dieses Referats.

Der Nutzen, den die Gruppe 47 wie eine symbolische Ordnung des Schweigens in die westdeutsche Nachkriegsliteratur gebracht hat, wird mit Hilfe dieser Hypothese beschreibbar. Nichts weiter ist dazu nötig, als dass unser Blick historisch tatsächlich sein will, *und* dass er methodisch sich im Ansatz auf den negativ formalen Modus konzentrierte, der das Zugehörigkeitskriterium in der Gruppe 47 charakterisiert: Keine identitätsgefährdende Infragestellung des Weiterschreibens nach 1945 oder Zweifel für Anfänger am Kontinuum deutscher sogenannt realistischer Schreibtraditionen; kein Herabsteigen in die Schächte eines verstörten Kriegsgedächtnisses, wobei eine kommunizierende Reflexion in einem kleinen

Kollektiv, das innezuhalten und zurückzusehen versteht, gewiss hilfreich gewesen wäre. Nein, Identität beim Schreiben und durch Schreiben bot die Gruppe an dank ihrer inhaltlichen Unbestimmbarkeit und kritischen Konturlosigkeit: Randbedingungen, die dem Begehren nach Zugehörigkeit an und für sich entgegenkamen und die aus jüngster Vergangenheit vertraute Tugend neu zu binden halfen, nämlich auf einem Elektrischen Stuhl schicksalhörig Platz zu nehmen. Der Nutzen war auf allen Seiten. Die Gruppe zog ‚neue Literatur« in ihren Bann nach dem einzigen bekannten Kriterium, sie werde zerpfückt und abgeschmeckt werden, und nach der einzig behaupteten Regel, man werde dies tun unter handwerklichen Gesichtspunkten. Auch diese Regel wurde nicht diskutiert. Und der Weg der Texte in Zeitschriften, Rundfunk, später Fernsehen war ebenfalls rein formal geebnet; in der Gruppe gelesen zu haben, war bald ein zureichendes Gütesiegel selbst im Falle des Durchfallens, denn zur Kategorie ‚Dabeigewesen‘ gesellte sich die Kategorie ‚Im Feuilleton genannt«. Die angereisten Verleger wiederum konnten nach Gutdünken, auf das alle für sich hofften, die auf den Minimarkt der Gruppentagung getretenen Autoren mit auf den grossen Markt nehmen und in der qualitativen Spitzengruppe auf die Preisverleihungen Einfluss nehmen¹⁸; kurzum: von

Kritik unbehelligte Abschöpfung schein-kritisierter Produkte. Von den grossen Autornamen, die wir heute mit der Gruppe in Verbindung bringen, und von den dazugehörigen herausragenden Werken ist einzig Günter Grass' Blechtrommel (1. Kapitel) und, kaum beachtet, Wolfgang Hildesheimers Tynset-Monolog (Ausschnitte im Stile der «Lieblosen Legenden») über den elektrischen Stuhl gegangen, Ilse Aichinger, Heinrich Böll, Ingeborg Bachmann, Hubert Fichte, Peter Weiss und Uwe Johnson haben ihre grossen Titel ganz ohne Vermittlung der Gruppe, ja ohne oder gegen ihren Segen geschrieben und in die Welt gesetzt. Das soll noch einmal den kultursoziologischen Stellenwert der nach Zugehörigkeit strebenden Durchschnittsgarde, nämlich ihre qualitative Austauschbarkeit beleuchtet haben *und den formellen Charakter des Sinns akzentuieren*¹⁹ den die Gruppe 47 für die deutschsprachige Nachkriegsliteratur hatte. Es war, so tautologisch es ist, der Sinn einer formalen Funktion. Er ist genauer zu erforschen. Einige Aspekte einer solchen späten Nachforschung will ich zu formulieren versuchen.

Es kann nur eine Skizze sein; Probleme, die in diesem Band zur Debatte stehen, werden dabei gewiss beleuchtet werden. Ich suche zunächst eine kleine Konstruktionshilfe bei der Psychoanalyse.

2. Das rhetorische Konstrukt einer Diskurseröffnung 1947

Wir haben die Gruppe 47 auf den Begriff ihrer Kernszene gebracht: Texte auf dem elektrischen Stuhl. Nehmen wir dieses von der Gruppe selber gewählte Bild für sich¹⁹, als Zeichen, ohne alles Drum und Dran, so lässt es sich kennzeichnen als der Auswurf eines noch nicht gestillten Todestriebes. Man ist versammelt zu einer Triebgemeinschaft in einer ambivalenten Stimmung geprägt von Schweigen und Geschwätz. Der Lustgewinn, den je für sich

der sadistische und masochistische Kitzel, die Vorfreude auf das Stuhlritual zu Beginn der Sitzungen verschafft, verliert sich am 1. Tag schon bald oder wird negiert, umgewandelt, so würde Freud es vielleicht beschreiben, bis zu einer Destruktivität, von der die Gruppe aus der eigenen Mitte erfasst wird und die sie kollektiv gegen sich selbst wendet. Sie regrediert im Verlaufe der Aus-Sprache gemeinsam auf einen erogenen Sadismus, der die latenten und auf dem Stuhl benötigten masochistischen Energien nur noch vor-aussetzt. Wer gerade liest, wird «erbarmungslos»²⁰ einbezogen in den sich durchsetzenden Prozess der Regression, deren Ziel unerreichbar die Erlösung aller Gäste im permanent sich wiederholenden Ursprungsphänomen der Gruppe ist. Dort ginge das Rätsel auf, weshalb man sich versammelt hat. Können wir es rückschauend enträtseln?

Man kann ein solches Beschreibungsangebot, das die Psychoanalytische Theorie bereithält, wieder vergessen, nicht aber ganz so leicht, wenn wir einen Schritt näher an die Gruppe herangehen. Die Gäste spielen mit, was die Leitrollen vorspielen: das Spiel des deutschen Kriegsheimkehrers, der sich nicht lieben kann, so heftig er nach Liebe verlangt. Zu viel hat er «erlebt». Wir sind bei der Zentralkategorie der Heimkehrpublizisten, «Erlebnis». Das Erlebnis ist im Heimkehrer verkörpert. Mit einer Wahrnehmungsstarre kehrt er heim, in seinen *Ausdrücken* fixiert auf die Worthülse «Erlebnis», «Erlebnis», das nach Anerkennung lechzt. Die kollektive Kriegserzählung kann beginnen. Und Erlösung ersehnt der Heimkehrende sich von einer vollständigen Entspannung des Kampfes in ihm selber zwischen Lebenstrieb und den Todesbildern aus dem Krieg; Erlösung durch «totalen Frieden». Dass dieses Sehnen, bleiben wir bei Freuds Hypothese vom Todestrieb, unter Wiederholungszwang gerät, unstillbar, sich auch in der Sprache nach aussen wenden muss, destruktiv, aggressiv, Fortsetzung des Kriegs mit anderen Mitteln, das haben unsere Heimkehrerpublizisten der er-

sten Stunde natürlicherweise nicht wissen wollen. Schreiben verhiess ihnen Leben. Aber Leben auf der Flucht vor den Bildern im Gedächtnis und mit dem Ziel des Friedens mit sich selbst treibt Proben auf die Wahrheitsfähigkeit von Verleugnungen hervor. Richter und Alfred Andersch im Kältewinter 1946/47, die Hände tief in den Manteltaschen, bei einem ihrer Gänge durch die Trümmerlandschaft Münchens, die jetzt in Schnee und Eis erstarrt ist, versichern sich, «das Dritte Reich überstanden», keinen «Demütigungen nachgegeben» und «keine Konzessionen gemacht» zu haben.²¹ Es ist eine Allegorie der Auferstehung Schuldloser in den Neuen Frühling 1947. Die wärmende Sonne wird der Starre nur die Aura einer abgesprochenen Erinnerungssprache verleihen, die sich von den Kriegsbildern gelöst habe, indem sie sie «realistisch» verwandelt. Es wird Idylle sein. In der Idylle wird die Gruppe 47 plötzlich da sein wie aus dem Nichts. Ich komme darauf zurück.

129

Die vorangestellte Strukturskizze und das in ihr aufblitzende Psychogramm der Gruppe gibt für das Phänomen ihres plötzlichen Daseins einen diskursgeschichtlichen Anhaltspunkt, der zunächst beleuchtet werden soll.

Die Ritualisierung der Heimkehr aus dem Krieg in eine Gruppe, die ihre Form gewinnt durch nichts als durch die Zugehörigkeit an und für sich – manifestiert in einem geschwätzig vereinheitlichten Schweigen über die eigenen Texte und ihre Voraussetzungen –, es verweist offensichtlich auf einen vorausgesetzten Diskurs, dessen Organ zu sein die Gruppe taugen konnte, weil ihre Leitrollen an der Eröffnung und Fütterung dieses Diskurses teilhatten und ihn familiäresellig in vertrauter Runde zu festigen wünschten. Es ist der Diskurs eines Neuanfangs, in dessen krieglerische Sprachzurüstung die literarisch gemeinten Texte gepresst wurden. Enteignet. So hart wie sie kritisiert werden, so hart sollten sie sein, Härte, das war die oberste Parole in den Selbstverständigungen der ersten Tagungen,

wo man umstandslos weitersprach wie vorgesprochen war. Im «Ruf», «Unabhängige Blätter für die junge Generation», war der Ton angegeben worden, August '46 bis März '47. Er war offen soldatisch. Hören Sie die Startfanfare:

«In dem zerstörten Ameisenberg Europa, mitten im ziellosen Gewimmel der Millionen, sammeln sich bereits kleine menschliche Gemeinschaften zu neuer Arbeit. Allen pessimistischen Voraussagen zum Trotz bilden sich neue Kräfte und Willenszentren. Neue Gedanken breiten sich über Europa aus. Der auf die äusserste Spitze getriebenen Vernichtung entsprang, wie einst dem Haupt des Jupiter die Athene, ein neuer, jugendfrischer, jungfräulich-athenischer Geist. Die Bedrohung, die hinter uns liegt, und diejenige, die uns erwartet, hat nicht zur lähmenden Furcht geführt, sondern nur unser Bewusstsein dafür geschärft, dass wir uns im Prozess einer Weltwende befinden.

Die Träger dieses europäischen Wiedererwachens sind zumeist junge, unbekannte Menschen. Sie kommen nicht aus der Stille von Studierzimmern – dazu hatten sie keine Zeit –, sondern unmittelbar aus dem bewaffneten Kampf um Europa, aus der Aktion.»²²

Sie hören das Pathos, die Pathosformeln, die Kitschmetaphern aus Männerphantasie, das sprachliche Wie-Weitermarschieren. Die Grundformeln sind aggressiv militant, klingen wie pazifistisches Säbelrasseln. Dieser Ton verstärkt sich bald noch. Wie haben wir das zu verstehn? Am Rande sei vermerkt, dass die beiden Lizenzträger der Zeitung, Andersch und Richter, beides ehrenwerte Kriegsgegner waren. Ich sehe es so:

Das Lob einer jungen europäischen Elite, zu der das junge Deutschland gehöre, war ein reiner Willensakt und war geboren aus einem Zugzwang. In den Elite-Camps der nordamerikanischen Ostküste zu auserwählten Deutschen (selected citizens) umgeschult²³, war man früh heimgeschickt, die Demokratie zu errichten. Aber ein historisches Problem komplizierte den Auftrag; ein

scheinbar objektiv notwendiges Tempo schien vorgegeben: In Deutschland hatte es 1945 keine befreiende Revolution gegeben, sondern eine hartnäckig nationale Identität des Niedergeschlagen-seins und des Selbstmitleids en masse stand dem Demokratie-Import entgegen. Gehörte daher nicht selbstkritische öffentliche Arbeit zur Aufgabe? Andersch aber wendet sich diesem Problem gar nicht zu, sondern polt den Aggregatzustand des besiegten Soldaten und auserwählten Bürgers um in einen emphatischen Formungs-Ehrgeiz. Einwirkung auf andere! Rein abstrakt. Konkret auf wen? «Das junge Europa formt sein Gesicht» heisst seine Fanfare. Von Deutschland ist nicht die Rede: *ihm* gilt das Pathos der inflatorischen Elendshinweise, worauf ich hier nicht näher einzugehen brauche. Das Aufbruch-Pathos ist der Adresse «Junges Europa» geschuldet. Aber die bebende deutsche Seele steht im Schreibprozess am Arbeitsplatz schon unter Aussendruck.²⁴ So wird die thetische Sprache aggressiv-destruktiv aufgeladen. Folgender Umstand ist zu beachten:

131

Die Kulturoffiziere der Besatzungsmacht haben eine andere Vorstellung vom Auftrag dieser jungen Demokratieagenten, die Europa-Adresse ist ihnen zwei Nummern zu gross. Sie signalisieren Aufsichtsrechte als Verantwortliche. Ihre Politik ist anders und kontraproduktiv einem Selbstbewusstsein, das sich bloss nach einer Parole: «Junges Deutschland!» zu profilieren wünscht und Schuldgefühle verneint.²⁵ Es reagiert mit und ohne Anlass trotzig, selbst-identifikatorisch, abstrakt deutsch. Andere Faktoren kommen hinzu. Die Kollektivschulddebatte, deren Wortführer andere sind, die Nürnberger Prozesse, in denen man selber nicht aussagen kann²⁶, die Informationen aus den Vernichtungslagern, der Elitetausch auf höheren Ebenen, Zensurwirklichkeit, Reisebeschränkungen, der wachsende Einfluss älterer Publizisten aus der Inneren Emigration, der eingebildete Einfluss der Deutschen (Juden) im Exil in der westdeutschen Öffentlichkeit. Schon während seiner

Lehrzeit in der «Neuen Zeitung» hatte Andersch bemerken müssen, dass die jungen Deutschen in Europa nicht gebraucht, nicht gehört, ja wohl noch verachtet wurden. Ein entsprechender Beleg geriet nolens volens²⁷ in die Spalten des «Ruf»: «Die jungen Deutschen von heute sind die erschöpfteste, unwissendste und gedankenärmste Generationsgruppe in dieser Welt».²⁸

Noch einmal also: Welches war eine konkrete publizistische Adresse der Blätter für die junge Generation? Der Ehrgeiz bei Andersch und Richter, auf andere einzuwirken, sie zu «formen», nimmt im Winter 46/47 wahnhafte Züge an, die Wahl ihres Gegenstandes, der zu formen sei, die junge deutsche Generation in der europäischen, gerät zur nationalen Illusionsbildung.²⁹ Abei; so sollten wir wohl fragen, gibt es nicht Illusionen, nicht Realabstraktionen, die im Nichts zu wurzeln scheinen und ihrem Gehalt nach auch wirklich nichts sind: die aber doch in dieser Form Wirklichkeit werden? So war es in diesem Fall. Nehmen wir die tiefere Konstitution dieses national-literarischen Nachkriegs-Realismus in Augenschein!

Im weiteren Verlauf des Fanfarentextes, aus dem ich Ihnen den Anfang vorgelesen habe, offenbart sich, dass die scheinbar ‚bloss‘ metaphorische Militanz eine Gewalt für sich ist. Ihr Selbstbewusstsein spricht sich dahingehend aus, dass Ich, ein männliches Ich, imstande sei, es mit sich selbst aufzunehmen, und imstande, mit derselben «leidenschaftlichen Schnelligkeit», wie «diese junge deutsche Generation» kraft «eingesetzten Lebens» ihre «Hinwendung» zum *neuen Europa* vollzieht, auch bei *sich selber* anzukommen.³⁰

Ein Abstraktum kommt an seinem Ursprung ersteinmal bei sich selber an. Es ist zirkulär in Bewegung gesetzt. Antworten der Adressaten gibt es zunächst nicht. Wir erleben die Geburtstunde einer extremen individuellen Unmittelbarkeit zu sich selbst, reaktiv gegen reale Nachkriegswahrnehmung abgesetzt und erregt von Trotz und einem pygmalionischen Schöpfungstrieb. Rhetorik mit

publizistischer Chance, Proselyten zu machen. Andersch führt vor, dass man zu diesem Zweck erst einmal einen Männlichkeitsbeweis ablegen muss. «Die Junge Generation», sagt er, «stand für eine falsche Sache. Aber sie stand.»³¹

Dies ist das Phantasma einer phallischen Wir-Erzeugung. Wir schaffen das Neue, die Einheit, die Revolution, wie es auch hiess, ohne Atempause aus dem unmittelbar Alten. Es ist die Unmittelbarkeit zum Krieg.

3. Unmittelbar zum Krieg. Die Abwehr der Bilder

133

Die Voraussetzung, ein schöpferisches Wir in dieser Unmittelbarkeit zum Jüngstvergangenen zu denken, ist die rückgewandte Vorstellung, einen realen Schauplatz gehabt zu haben, auf dem das Ich sein Ringen um Selbstbehauptung und Anerkennung hat in Szene setzen dürfen.³² Dass dies erfolgreich gewesen sei, muss für die Gegenwart behauptet werden können. Andersch und Richter laden zur ständigen Feier einer solchen These, anerkannt zu sein, dadurch ein, dass sie das Fronterlebnis als Leistung besonderer Art würdigen. Angesichts des Todes auf den Schlachtfeldern von Stalingrad, El Alamein und Monte Cassino gestanden zu haben, sagt Andersch, macht, dass wir als Anerkannte vor *uns jetzt* dastehen.³³ Im Handumdrehen. Schriftlich, rhetorisch. Diese Rhetoriker entscheiden dergestalt, dass ‚wir‘ *gebraucht* sind – in einer Welt von neuen Feinden. Im Krieg geläutert von der Diktatur wird die Jugend Europas den «Kampf gegen alle Feinde der Freiheit fanatisch führen», heisst es im Text «Das junge Europa formt sein Gesicht»³⁴, diese Jugend wird den Kampf also deutsch führen. Dies werde auch die *Wandlung* der soldatischen und unschuldigen Jungen Deutschlands sein, Wandlung zur Unschuldsgewissheit aus dem Stand und bloss zu sich selbst. Dort im Selbst werde man dann auch, so bald die Verbrecher ausgelöscht

sind, frei sein für den Hass auf die Schuldigen.³⁵ Das Konstrukt, das für eine solche antizipierte Heimkehr in anerkannte Unschuld zum Empfang bereit steht, hat Andersch im ersten Fanfarenstoss, Sie haben es gehört, sogleich benannt: «kleine menschliche Gemeinschaft», im Plural überall in Europa, so auch hier, im rhetorischen Singular, Jetzt. Eine verschworene Gemeinschaft aus «eigener Leistung», wie Andersch am Ende beteuert.³⁶ So ist die Gruppe 47 im Kern begründet: als Konstrukt eines Kriegsnarzissmus.

In ihn hinein, in das Wahngelbte, in dem keine Sprache der Nachdenklichkeit über den *ganzen* Krieg Platz bekommt in diesen Hohlraum werden die Gründungsmitglieder rasch

eintreten, die jetzt schon im Ruf schreiben: neben Andersch und Richter, Walter Kolbenhoff, Wolfgang Bächler, Walter Mannzen, Friedrich Minssen, Heinz Friedrich, Wolfdietrich Schnurre, Nicolaus Sombart, auch, stets distanziert bis in die späten Jahre der Gruppe 47, der deutsche Jude Walter Maria Guggenheimer. Auch zwei Frauen sind dabei, Freia von Wuehlisch und Ilse Schneider-Lengyel, ihnen verdankt Richter und die Truppe viel, aber ihre Spur verliert sich bald. Die Diskurswache über möglicherweise, ja wahrscheinlich lauernde Entfaltungstrieb unzensurierter Wahrheiten in Texten bleibt bis auf den heutigen Tag, in allen Variationen der Gruppe, männlich; als Kritikprinzip zeugt die Wache sich fort. Entzückt berichtet ein schweizer Teilnehmer von der ersten echten Arbeitstagung im November 1947, wie «erbarmungslos»³⁷ dort kritisch zur Sache gegangen worden sei. Andersch fand die Gruppe inzwischen schon zu unpolitisch³⁸, aber stolz konnte er sein, wie genau sein Prinzip der Kampfgemeinschaft in praktische Kritik umgesetzt wurde. Entzückt ist besagter Bericht vor allem über die Kritikervorstellungen über Form, Bau und Gewicht der Texte, die ein «unverzerrtes Bild» unserer Wirklichkeit von 1947 geben sollen, und über die Schärfe, Sezierbereitschaft und peinliche .Analyse wann immer sie, die armen Texte, das unverzerrte Bild nicht

geben konnten und dann «beschnitten», «zurechtgerückt» und in ihren «Gelenken verschoben» worden sind.³⁹ Das Stuhlritual war installiert und funktionierte bereits glatt im organisierten Diskurs des Heimkehr-Realismus.

Von einem Diskurs können wir wohl sprechen, da er eröffnet war, seine Ereignisse hatte und sich schon wiederholte. Ross und Reiter seiner schwadronierenden Ordnung kann ich hier nicht im Einzelnen einführen. Jedoch zwei seiner Eigenschaften müssen noch geprüft werden. Wie regelte er, der Diskurs, seine Selbstbegrenzung und wie wurde er mit der Unmittelbarkeit zum Krieg fertig.

Das eine geschah durch Ausgrenzungen, das andere ist Fehlanzeige, denn der Diskurs wurde *nicht* mit dieser selbstproduzierten Vorstellung einer Unmittelbarkeit zur Vergangenheit fertig. Hier fließt die Quelle der Geschäftigkeit und Geschwätzigkeit im Drum und Dran der Gruppe 47.

Doch zunächst zum ersten Problem: Ausgrenzung. Das Zugehörigkeitskriterium sagte: (1.) Keine Nazis in der Gruppe. Wie plausibel das klingt. (2.) Keine Alten, denn unter ihnen hatte man die Schuldigen an den furchtbaren Verbrechen zu suchen, die im deutschen Namen begangen worden sind. Auch das plausibel? (3.) Keine Leute aus dem sogenannten Inneren Exil, das sich im Dritten Reich einer Fortpflanzung unseliger deutscher Verinnerlichungspraktiken schuldig gemacht habe, was immer das sei. Wie merkwürdig das alles in Wahrheit ist. Keine Nazis? Wohl möglich, dass diejenigen, die die Grenze vom Nichtnazi zum Nazi nach 1933 überschritten hatten, diese Grenze hätten benennen können. Sie gab es in der Gruppe. Aber sie schwiegen. Nicht schwiegen die Sozialisten, Richter und Andersch in erster Linie, die mit einem Sozialismusappell, der alle differenzierte Erinnerung an die Niederlage der Linken 1929-33 überdröhnte, dem Gedenken des Widerstands, an dem teilgehabt zu haben vor allem Richter ungebremst phantasierend behauptet hat⁴⁰, einen schlechten Dienst leisteten.⁴¹

Die Abgrenzung gegen die Über-40-Jährigen ist besonders prekär ebenso wie die gegen das Innere Exil. Denn in diese Gruppe war man verwickelt, ohne dass man das verheimlichen konnte wie etwa die Mitgliedschaft oder begehrte Anwartschaft in der Reichsschrifttumskammer.⁴² Die Gruppe 47, bei entsprechenden Jahrgängen, ist samt und sonders eine Fraktion des Inneren Exils mit meist mehr oder weniger linken Einstellungen gewesen und eben die Jugend damals, aber nicht anders vielfältig in den Nationalsozialismus verwickelt als die Alten.

Die Rhetorik der Abgrenzung gegen Nazismus, Alter und Innere Emigration ist als notwendiger Gestus des soldatischen Heimkehrdenkens auch strukturell ziemlich leicht zu erklären. Ein Konstrukt nämlich, das aus Härtenostalgie und Sozialismus, Demokratie, Schuldabwehr und Realismuspostulat sowie aus der Reminiszenz ‚Frontkampf als Freiheitskampf‘ per Definitionem entsteht und das die Dynamik eines Neuanfangs bergen soll und eine offene Gruppe zu seiner Inangriffnahme einlädt – wie konnte ein solches Konstrukt, wenn es nicht bereits bei seiner Definition auseinanderbrechen sollte, anders gegen mögliche Konkurrenzkonzepte abgegrenzt werden, als durch äusserste Verengung auf das vage gemeinsame «Erlebnis» Krieg? Einerseits. Und andererseits, wie konnte die dergestalt beheimatete Verständigung (alle Kriegserlebnisse zusammenzuziehen zum Kern einer organischen Rede über sich selbst) anders ihre Diskursordnung regeln, als durch die Anerkennung eines leeren Zentrums, in dem alle Heimkehrenden einen imaginären Zielort ihres Begehrens, vereint zu sein, suchen können?

Unter diesem doppelten Aspekt, Verdichtung und Identität aller Erlebnisse in einem Konstrukt von Heimkehr und Dazugehörigkeit, ist die Bedeutung der Zeitschrift «Der Ruf» für die Gruppe 47 plausibel. Hier wurde ihre Setzung aufgeschrieben (Satzung); Grund und Boden für das «Erlebnis» das nicht zu debattieren war. Hier entstand das Bild- und Syntaxmilieu, in dem die Verneinung

eines intersubjektiv-reflexiven Stimmenaustausches als kulturelle Bedingung des beginnenden Weiterschreibens gedeihen konnte.

Man hätte aber debattieren *können*:

Mit Nazis – sie waren verschwiegen in den eigenen Reihen –, mit älteren Schriftstellern – die konnten oft besser schreiben –, und mit dem Inneren Exil – da wartete ein Gedächtnis auf Gespräch unter ehrlichen Leuten. Es scheint uns heute so klar, dass Debatte und Gespräch diese Kriegsköpfe auf ihre jüngste Vergangenheit hin hätte öffnen *sollen*.

Dieser Ausschnitt aus dem Abgrenzungsrepertoire der Gruppe 47 bedeutet eine der beiden starken Verunsicherungszonen ihrer jungdeutschen Diskurspolitik, wo wir die Rede vom Neuanfang inhaltsleer oszillieren sehen. Hier haben Verkrampfungen und Verhärtungen ihren Ursprung, aus denen andere Abgrenzungen folgten. Wie die gegen Emigranten und Juden.

137

Ich möchte Ihnen noch ein strukturelles Abgrenzungskriterium zeigen, das den Gewaltkern der *Ausgrenzung* besonders deutlich mit sich führt, es ist das Kriterium Nation und Reinheit. In der Begründungsrhetorik bei Andersch und in ihrer Anwendung auf die Literatur bei Richter und schliesslich in der Ernst Jünger-Hommage der Gruppe am 9. November 1947 kommt es zur Geltung.

Andersch knüpft es an die Schlachtfelder, wie wir schon gehört haben.⁴³ In dem zweiten Grundsatztext nach «Das junge Europa», einer fiktiven Tribunal-Ergänzung: «Notwendige Aussage zum Nürnberger Prozess»⁴⁴ entwickelt er eine komplizierte Stütz-Argumentation:

Auf den Schlachtfeldern, sagt Andersch, haben die jungen Deutschen «erstaunliche Waffentaten» vollbracht. Die Generale jedoch haben sie in eine Niederlage geführt, die *an sich* ehrenvoll ist, jedoch *als solche* von ihnen verraten wurde und wird: durch ihr Schweigen. Deshalb stünden jetzt auch die Unschuldigen, «wir», vor der Welt, die alles weiss, als Schuld-

verstrickte da. Die Generäle aber allein sind die Schuldwissenden, die «eigentlich Verantwortlichen». Ehe sie nicht, deren Schweigen die wahren Verbrecher, «die Verfluchten» deckt, den Blick auf die Schuld und die Täter freigeben, können die Heimkehrer, die «unschuldig sind an den Verbrechen von Dachau und Buchenwald», in ihrer «ehrvollen Niederlage» nicht zur Ruhe kommen.

Sie seien, meint Andersch, doppelt verraten. An der Front, als Nation gegen Nationen kämpfte⁴⁵, seien sie darüber getäuscht worden, «wo ihre wirklichen Feinde standen», und wieder daheim: Nun könne man das grosse Verbrechen nicht sehen, weil die Führer von einst es verbergen, wofür Keitels Aussage in Nürnberg steht: «Wenn die deutsche Wehrmacht davon gewusst hätte, dann hätte sie sich zur Wehr gesetzt»⁴⁶.

Andersch befindet sich vor der dramatischen Erkenntnis-Chance seiner Analyse: vor dem Spalt, durch den er hinaustreten könnte aus der Fixierung an den Kampf der bewaffneten Nationen, der, als Bild, das *Ganze* des Krieges konstruktiv *verdeckt*.

Aber er verbaut sich den Weg; dem Anschein nach bloss deshalb, weil sich seine Rhetorik, der der NS-Krieg als Läuterung gilt, in einer neuen Dolchstosslegende verheddert: In der Konstellation ‚Verbrechen‘ – ‚Wissende/Schweigende‘ – ‚kleiner Kämpfer auf der falschen Seite‘ werde man per Aussenzuschreibung unschuldig zum Schuldigen. In Wahrheit verspricht sich die Rhetorik aus der Tiefe ihres Pathos. «Die Distanz», sagt Andersch, die die Schuldigen an Dachau und Buchenwald von den *Unschuldigen trennt*, «ist so gross, dass *sie* die Täter nicht einmal wegen des reinen Tatbestandes hassen können.» Diese Distanz, so spricht es sich hier offenkundig aus, verordnet der Sprecher sich und seiner Gruppe, um im Neuanfang «überleben» zu können.⁴⁷ Die überangestrengte Konstruktion einer Distanz zur Schuld – die Heerführer treten als «Verantwortliche» dazwischen – dient zur Verleugnung eigenen Schuldwissens, das so schwer zu wiegen scheint, wie die

Schuld selbst. Hier steckt der Geburtsgedanke einer ehrenhaften, reinen Nationalität fest, der den Neuanfang, ehe es *wirklich* so weit ist, in alter Sprache schon einmal rhetorisch konstituiert.

Die «Notwendige Aussage» endet in diesen Bildern: «Sie sind die eigentlich Verantwortlichen. Sie haben die besten Eigenschaften des Volkes, seine Treue, seine Tapferkeit, seine mystische Inbrunst benutzt, die Nation in die Ehrlosigkeit zu führen. (...) Die Nation wird die Ehre wiederhaben an dem Tage, an dem die Generals-Verräter im Geist und im Bewusstsein des jungen Deutschland ihrer Ehre entkleidet sind.»⁴⁸

Es ist unschwer zu erkennen, dass eine solche Heimkehr mit einer solchen Hoffnung die «Wehrmacht» paradox verinnerlicht hat und sie im Bild ihrer Führer symbolisiert. Sie speisen, Übertäter vor Gericht, das alles andere niederdrückende Trauma vom Krieg. Ihm begegnet man durch Austreibung und Substitution im Fiktionsrahmen der gereinigten Nation: Man selbst wird nun führen und formen! Die Dynamik dieses Willens bewirkt Wunder, die Sprache der Pazifisten ist geborgt vom Gegner in einem selbst, der nicht entweichen will: vom verantwortlichen General.⁴⁹ Die Fixierung wird nicht weicher dadurch, dass man sich als «Überlebende» und «Opfer» zugleich empfindet und sich unentwegt versichert, es zu sein. Im Gegenteil.

Auch unter diesem Aspekt können wir den Übersprung vom Rhetoriker zum Gründer verstehen. Denn in der Tat kehren alle späteren Jungdeutschen der Gruppe 47 ohne Schuldwissen heim. «Schuldwissen» gedacht als tätiges Bewusstsein im Bilderstrom des Krieges. Und natürlich haben sie viel erlebt *und gesehen*. Mehr als in der Fixierung Platz hat. So vertrauen sie sich dem Diskurs an, der ihnen das Supplement der Bilder *vorspricht* im permanenten Versprechen, dergestalt «Standort und Halt» zu geben.⁵⁰ Die Bilder bekommen ihre Namen, aber ihre Bedeutung wird immer nur die sein, die das

Ausgrenzungs- und Vermeidungsreglement, dem sich das offene Ganze der Gruppe unterwirft, ihnen zuschreibt.

Richter, dessen *literarisches* Gewicht in der Gruppe immer gering sein wird und das so gesehen in ihrer Gründungsstruktur ähnlich markiert ist wie das des Freundes Andersch, der aus der späteren Gruppenentwicklung sogar wegzudenken wäre, Richter übernimmt die Umschrift der nationalen Reinigung und ihrer Fixierung auf ihre kriegerische Voraussetzung hinüber ins literarische Terrain.

Aus seinem Manifest in der letzten «Ruf»-Nummer vom 15. März 1947, «Literatur im Interregnum», gebe ich Ihnen hier nur eine Probe, die den Übersprung des kriegerischen in den literarischen Nationaldiskurs der Gruppe veranschaulicht.

«Deutschland ist leergebrannt», die «jungen Talente», die dem «ungeheuren Blutverlust dieser Jahre» entgangen sind, kehren heim mit einer einzigen Erfahrung, die den «Hohlraum», das «Vakuum» ausfüllt als *Geburtsgrund* der neuen Literatur: «Es ist die Erfahrung ihrer Erlebnisse».⁵¹

In der Hommage an Jünger, die Andersch vorträgt⁵², werden «Kräfte der Emigration», die in den Vorwurf einer Kollektivschuld der Deutschen eingestimmt haben⁵³, dem *inneren* Emigrationsbild konfrontiert, das Jünger verkörpere: Vorbild an Selbstreinigung und der «militärischen Jugend Deutschlands», Held geglückter Selbstbesinnung. Jünger, der als Künstler per se kein Nazi gewesen sein könne⁵⁴, wird den Emigranten vorgezogen, die erst noch eine Reobjektivation der Nation leisten müssten, ehe sie literarisch heimgekehrt sein können; das ist: zwräc&gekehrt aus Ressentiment und «leidender Enttäuschung».⁵⁵

Der Heimkehrdiskurs zeigt das klare Profil eines Nationaldiskurses. Unzählige Beispiele belegen das. Selbst-Verdichtung vor dem Jünger-Bild. Konkrete Ausgrenzung vor allem der jüdischen Emigration.⁵⁶ Ein Jüngerer, Heinz Friedrich, strukturiert diese Selbstreinigung etwas unverblümter: Wenn wir den verengten Na-

tionalismus der Nazis aufgeben, dann «können wir völkisch frei werden und die nationalen Kräfte fruchtbar wirken lassen.»⁵⁷ Unwillkürlich fällt ihm, in einem Brief vom 4. August 47, nachdem er soeben, im Gründerklügel in Altenbeuern am 27. Juli, über den «deutschen Menschen als geistigen Typen» vorgetragen hatte⁵⁸, «das Jüdische» und «der Jude» ein, berichtend vom Hass, wie ihn Überlebende der NS-Vernichtungspolitik ihm als Deutschen gegenüber empfinden; aber er spricht nicht über «die Juden», sondern über die Tschechen, Polen, Franzosen usw. und formelt: «Und da fühle ich mich betroffen ebenso, wie sich der Jude betroffen fühlte (konjunktiv!!), wenn man gegen das Jüdische vorginge (konjunktiv!!)».⁵⁹ Ich will hier die Beispiele abbrechen, deren Fülle belegt, wie die soldatische Standortbestimmung «Junges Deutschland» in Ausgrenzungsgesten progrediert.

Im Sommer 47 hatte man sich als Gruppe die «Leere im Gemüt», «den tönernen Hohlraum Mensch»⁶⁰ freigeräumt zum Lebensgenuss in der Idylle des nun befriedeten Standorts. Man traf sich mit der Inneren Emigration unbeschadet der installierten Abgrenzungsrhetorik in den heil gebliebenen Orten des Inneren Reiches, Juli bei Gräfin Degenfeld im Kreis um Rudolf Alexander Schröder und Bernt von Heiseier in Altenbeuern/Obb.⁶¹ (dort noch einmal Sept. 1948), am Bannwaldsee/Allgäu im September⁶² und in Herrlingen⁶³ im November, usw. Immer wieder in späteren Berichten das Echo auf diese Monate: Es war Aufbruch. Es war eine herrliche Zeit.⁶⁴

Die zweite Haupteigenschaft, das neben der Selbstabgrenzung zweite Problem des Diskurses dieser Leute bin ich Ihnen noch schuldig: Wie werden sie mit der Unmittelbarkeitsstellung zum Jüngstvergangenen fertig?

Halten wir fest, dass eine Heimkehr, die in gelerntem Aktionismus bei sich selbst ankommen will – ich nannte es den Ort der Leere –, dort auf ein Wahrheitsproblem stösst. Die

Heimkehrer lösen es mit der Rede von einem Realismus, der in der «Erfahrung des Erlebnisses» wurzelt und im «natürlichen Kreislauf der Erlebnisse in einem Volk» endet⁶⁵, sich «unverzerrt» in der Jetztzeit «1947» sammeln soll und in geläuterter deutscher Sprache Zukunft verheisst.⁶⁶

Aber ein Diskurs, der aus einem geschichtlich freigeräumten Anfang nur nach vorne in die Zeit sprechen will, von einem wirklichen Erlebnis im Jüngstvergangenen dabei begründet sein will, kann das Gedächtnis, das sich dort gebildet hat, nicht zugleich auslöschen. Seine Sprecher stecken in einer Selbstbegegnungsfalle. Was hier passiert, klang im Heinz Friedrich-Zitat schon an. Er sah die Vernichtung der Juden vor sich, macht daraus einen sprachlichen Konjunktiv und ersetzt die Juden durch die Namen anderer Völker. Bis jetzt überwiegt diese Praxis. Die Gruppe 47 hat es wie alle anderen Sprechergruppen im Nachkrieg mit einem Sprach-, Bild- und Vorstellungsmaterial zu tun, in dem es von den Zeichen wimmelt, vor denen man die Augen schliessen möchte. Diese Gruppe aber, die aus dem Freiheitserlebnis an der Front und aus einem in Innerer Emigration geläuterten Nationalkonsens ihren Anfang erfindet, hat es besonders schwer. Sie schreibt über den Krieg, *muss* es auch aus politischer Selbsttreue tun gemäss ihrem vernünftigen Beschluss, nicht wie die Altrepublikaner einfach dort weiterzumachen, wo man 1933 aufgehört hat. Sie ist zur Unmittelbarkeit verurteilt kraft ihrer Diskursordnung. So schreiben sie über Tod, Feuer, Terror, Lager, endlose Züge von Menschen mit schlürfendem Gang ... und fallen von einem Schrecken in den anderen. Hören Sie H.W. Richter aus «Literatur im Interregnum», 15. März 47:

Realismus, das bedeutet Bekenntnis zum Echten, zum Wahren und zur Wirklichkeit des Erlebten, das bedeutet, dass sich die Sprache dem Gegenständlichen anpasst wie ein festgeschneidertes Kleid, das bedeutet die unmittelbare Aussage und die lebendige Gestaltung. Das Ziel einer solchen Revolution aber kann immer nur der Mensch sein, der Mensch unserer Zeit, der aus der Verlorenheit seiner zertrümmer-

ten Welt nach neuen Bindungen strebt, der durch die Konzentrationslager und über die Schlachtfelder unserer Zeit ging, der seine Existenz in den Nächten des Massensterbens nur noch wie einen irrationalen Traum empfand ...⁶⁷

Nächte des Massensterbens: Nächte in Hamburg, Kassel, Dresden, Würzburg. Züge: Züge der Flüchtlingstrecks und Displaced Persons. Lager: Kriegsgefangenenlager und KZs vor 1941. Feuer: Deutschland ist leergebrannt.

Im Hinsehenmüssen und Wegschreiben werden einige dieser jungdeutschen Schriftsteller Meister, die deutsche Literatur im Nachkrieg hat hier einige ihrer anhaltenden Impulse erhalten.⁶⁸ Heute lesen wir die Mühsal mit, die das Wegschreiben gekostet haben mag, jedenfalls unsre eigene. Relektüren auf diesem weiten Feld sind oft kaum zu ertragen.

Sie schrieben in einem anschwellenden Strom des Schuldwissens, verdrängten es politisch in der sog. Schulddebatte, literarisch durch Verdichtung der Bilder auf den Kern ihres Organisationsprinzips: Leerlassen, Debattenverbot.

Im Zentrum auch ihres Schuldwissens stand der Augenschein, seltener war es tätige Verwicklung, spätestens am Dokumentationsmaterial aus der Shoah. Die meisten hatten die Bilder in ihren Heimkehrköpfen schon mitgebracht, ab 1945 mit Sicherheit im Nachrichten-, Film- und Buchmilieu aufgenommen. Die Verhörprotokolle von Rudolf Höss, dem Kommandanten von Auschwitz, die Bilder von der Befreiung des Lagers Bergen-Belsen durch die Britische Armee, die Nürnberger Protokolle und Dokumente, Eugen Kogons «SS-Staat», der Film «Der lange Weg» usw. Im Münchner Raum, dem Ursprungsort der Gruppe, hatte man die Begegnungschance mit den hier besonders häufig durchkommenden Rückkehrzügen überlebender Juden aus Osteuropa, mit Abertausenden hier zusammengezogener Displaced Persons und mit Angestellten des UN-Flüchtlingssekretariats.. Oder denken wir an Landsberg, den Journalisten um Kolbenhoff und Andersch

wohl bekannt, Name des Orts, wo NS-Verbrecher exekutiert und ein offen geheimes Ausbildungslager sich befand, in dem sich Juden auf ihren bewaffneten Kampf um Erez Israel in Palästina vorbereiteten.

In diesem Anschauungsraum musste es jeder deutschen Literatur schwer sein, einen «Neuanfang» zu finden. Der Anschauungsdruck, das Schuldwissen waren so übermächtig, dass niemandem das Wegschreiben so recht und auf Dauer gelingen wollte. Richter und Andersch rechtfertigen denn auch vor allem erstmal das Schweigen der jungen Generation.⁶⁹ Ganz aber kam man um gelegentliches anekdotisches Reden über die Juden in der Shoah auch jetzt schon nicht herum.⁷⁰ Unsre oberbayerisch gestimmten Pazifisten hatten in dieser Zwangslage das Vorbild Ernst Jünger zur Hand. Dessen Schrift «Der Frieden. Ein Wort an die Jugend Europas. Ein Wort an die Jugend der Welt» (beendet 1945) kursierte in unzähligen Typoskriptfassungen. Jünger hatte 1942/43 in Paris von dem gehört, was er in der Friedensschrift, eingerahmt in eine rauschhafte Typologie der Kriegsoffer, die Feier endloser «Bluthochzeiten» nennt, ein «Bild des Leidens», «wo die Welt sich rein zum Schlachthaus wandelte, zur Schinderstätte, deren Ruch weit hin die Luft verpestete.»⁷¹

Hier ist Öffnung des Schreibens zurück unmittelbar zu Bildern der Gaskammern; wenn auch schuldbewusst zugedeckt mit Farben, die diesem schlechten Stilisten meist schlierig kitschig geraten.

Auch verrät sich in den Metaphern, wenn wir sie so nennen wollen, der Zynismus des deutschen Salon-Antisemiten. Aber ein anderes Vorbild stand im 47er-Diskurs nicht zur Verfügung und so, eingeklemmt zwischen ihm und den Fakten, quälte sich da und dort im schon durchgesetzten Manierismus des Wegschreibens eine auch literarische Unmittelbarkeit zu Ghetto und Gaskammern bei den Jungdeutschen hervor. Es bleibt bis 1965 und darüber hinaus die Ausnahme und wir beobachten an den Beispielen, wie mit

dem Mute der Verzweiflung der Diskurs in der Gruppe sich an die Bewältigung der Schreckensbilder macht. Jüngers auch philosophische Vorbildlichkeit⁷², wie man nämlich den Frieden dem Kriege *innewohnend* erfährt⁷³, und dergestalt heimgeführt in Übereinstimmung mit sich selbst – Einigung nach Reinigung nennt Jünger das⁷⁴-, das schlägt strategisch, langfristig durch: Juden werden in die Literatur überführt um dort symbolisch noch einmal zum Verschwinden gebracht zu werden.

Richters Roman «Sie fielen aus Gottes Hand», 1951 vollendet, transformiert aus Material des Lagers Hersbruck, Erlebnisberichten von Displaced Persons, verfolgt erstmals eine solche Strategie. Der Autor liest den Bericht von Shlomo Galperin, einem Schneider aus Galizien, 32 Jahre alt beim Einmarsch der Sowjets 1939, der Frau und Kind im Unterschlupf, den ihnen Polen gewähren, verlieren wird. Bericht eines frommen erwachsenen Juden, der nach Israel geht, um dort betend weiterzuleben: Richter macht aus ihm eine pazifistisch gemeinte Karikatur. Schusterjunge in Warschau, 13 Jahre alt, gute Erfahrungen mit Deutschen noch im Ghetto, sogar in Auschwitz, ein jüdischer Parzival, der nicht begreift, warum man kämpfen soll, im Ghetto, später in Palästina, *so tumb und desexualisiert*, dass er *überhaupt nichts* begreift, auch zur Liebe zu seiner geliebten Kampfgenossin nicht fähig ist, er wird von der verirrtten Kugel eines Militärpolizisten getroffen und muss einen kitschigen Märtyrertod sterben im Arm von Lagergenossen, die seinen Erlösungsweg segnen: Zieh hin in Frieden, nach Israel, deiner Heimat. Die deutschen Selbstaussöhnungsworte, die diesen Weg aus dem Krieg in den Frieden, aus der jüdisch-deutschen Symbiose in ihre symbolische Nach Vernichtung begleiten, diese Worte muss ein Rabbi sagen, der die Leiche des letzten Juden, den der Autor in Gottes Hand noch aufzufinden wusste, eingesegnet hatte: «Es gibt Kräfte, die weiter wirken, aus der Vergangenheit in die Gegenwart und vielleicht in die Zukunft.» Die-

ser Satz ist unschuldig. Das junge Deutschland bleibt bei sich selbst. Ein Anfang ohne Juden nach 1945.

Es wäre ein eigenes Kapitel, zu untersuchen, wie einzigartig die Strategie der Schuldwissen-Verschiebung im Diskurs der Gruppe 47 im Zeitvergleich dasteht. Ein Ergebnis hier nur vorweg: Es gibt Vergleichbares, aber nichts hat die westdeutsche literarische Kultur so geprägt, so von Anfang an hart gemacht, wie das Reden aus einer leeren Mitte über den Krieg im Einzugs- und Wirkungsbereich der Gruppe 47. In dieser leeren Mitte vervielfältigte sich der Hohlraum, von dem im Neuanfang so viel die Rede ist, zur Leerstelle schlechthin, in der der 47er Diskurs sein Schweigen über die Shoah eingekapselt hat, auch und gerade, wenn das Schweigen in pazifistisches Geschwätz, oder Erzählen wie bei Günter Grass in den Hundejahren, und wieder in pazifistisches Geschwätz ausbricht, wie es sich im Kontext der deutschen Wiedervereinigung und des Golfkrieges zuletzt wieder manifestiert hat.

Zwei Anmerkungen noch.

Es gab 1947-1951 noch kein befreundetes Ausland für die Deutschen. Eine Ausnahme ist die Schweiz. Hier machte man den Anfang mit Buchspende-Aktionen, Fussball-Städtespielen, Kongressen. Und freundlichen Äusserungen, wie der eines Verlegers auf der Konstanzer Kunstwoche im Juni 1946: Deutschland sei in künstlerischer Beziehung noch immer als ein Mutterland der Schweiz anzusehen und man erhoffe aus den positiven Kräften, die aus der Niederlage erwachsen seien, sich eine neue und starke Entwicklung.⁷⁵ Herausragend die Genfer Gespräche im September 1946, auch im Blick auf ihre Signalwirkung nach Deutschland.⁷⁶ Trotz differenzierender Beiträge von Georg Lukàcs und Karl Jaspers wurde in Genf von Intellektuellen aus Frankreich und der Schweiz der Trend formuliert, von deutscher Schuld so zu sprechen, dass einem philosophisch Allgemeinen, wonach eine Kollektivschuld schwer zu denken sei, das Übergewicht zugestanden wird über eine reflexiv geführte Debatte zum Phänomen des Schuldwis-

sens: eines Schuldwissens, welches sich in einem Volk bis 1945/47 aufgetürmt hatte, das in seiner überwältigenden Mehrheit sehend und zustimmend den Weg in das grösste Kollektivverbrechen seiner Geschichte gegangen war. Schaut man heute zurück, so erscheint in den «Rencontres internationales» ein Schulddiskurs erstmals profiliert, der eine europäische Tradition christlicher Tragikauffassung in einem Augenblick fortsetzt, der geboten hätte, innezuhalten und darüber nachzudenken, aus welchem Grund gerade jetzt das «Christliche Abendland» seine Wortführung nicht abzugeben in der Lage schien. In Genf wurde eine Pointe europäischer Schwermut gesetzt. Warum sie ein ewig guter Boden für ästhetisiertes Denken und ästhetische Innovation in katastrophischen Kulturbrüchen ist, blieb unenträtselt. Den Deutschen konnte es recht sein. Ihrer Schulddebatte⁷⁷ wuchsen aus der Aktualisierung eines christlichen Europa Rechtfertigungen zu, kraft derer es leichter wurde, ‚philosophisch‘ zu bleiben und die Debatte aus der literarischen Textarbeit herauszuhalten, als schlossen sich Kollektivschuld und Subjektivität des Wissens und Gedenkens gegenseitig aus.

Ebenfalls aus der Rückschau ist gut erkennbar, dass eine Selbstbegegnung Europas mit sich selbst so, wie sie in Genf stattfand, die Wirksamkeit Ernst Jüngerscher Friedenstöne fördern musste, nicht nur in Deutschland. Ein ‚Nebenkrieg‘, wie ihn NS-Deutschland geführt hat, ist in einer Kategorie von Krieg, dem ein gerechter Friede und die Einigung der Kriegsgegner bereits innewohnten, nicht mitgedacht, mitgeföhlt. Und so bleibt sie abstrakt dergestalt, wie sie im deutschen Heimkehrerelend als «Hohlform»⁷⁸ und Ausgangspunkt herumgeschleppt wird.

Dieser ganze Komplex, ein paneuropäisches Selbstversöhnungs-Denken, dessen prädestinierter Wohn- und Vermittlungsort die Schweiz gewesen zu sein scheint, verdiente ein sorgfältiges Nachforschen. In Deutschland war es die Gruppe 47, die dieses Denken begierig aufnahm kraft eigener Setzungen. «Krieg», das

«Grunderlebnis», organisierte sie so, dass in seine Hohlform jederzeit europäische Gäste eintreten konnten, die deshalb politisch weitaus beliebter waren als etwa deutsche Emigranten. Im «Ruf» schon entsprechend gefeiert⁷⁹, gedeiht denn auch in den frühen Tagungen das Wunder, dass der *deutsche* Selbstaussöhnungstext am unbefangenen von den «besten Kräften aus den ehemaligen Siegerstaaten» zu Protokoll gegeben wird. Zum Beispiel von A. Wiss-Verdier am 16. Oktober 49: «Das junge Frankreich», sagte Wiss-Verdier, «blickt nach Deutschland. Von euch erwarten wir viel, auch auf dem Gebiet der Literatur. Ihr habt die Fülle der Erlebnisse, ihr wart in Afrika, Amerika, Russland, ihr habt nicht nur hinter dem Stacheldraht gesessen, sondern das wirkliche Erlebnis des physischen und psychischen Terrors gehabt, ihr seid sechs Jahre durch den mechanisierten Krieg gegangen, ihr müsst reden und schreiben und neue Wege finden, um diese ungeheuren Erlebnisse zu gestalten. Wir erwarten das von euch.»⁸⁰

Aus dem kriegsneutralen Zürich kommt auf derselben Tagung das Angebot, nicht zurückzuschauen um der literarischen Entwicklung willen. «Mit der Zeit gehen heisst mit der Entwicklung gehen (...) Die Entwicklung steht der Verwicklung gegenüber.»⁸¹ Im Tagungsbericht des Münchner Merkur wird dazu angemerkt: «Dem wurde in der anschliessenden Diskussion kaum widersprochen.» Also wurden Debatten doch geführt, wenn es um Schuldabwehr ging?

Im Wintersemester 1946/47 hielt Emil Staiger eine Vorlesung über «Fausts Heilschlaf.»⁸² Sie wissen, dass Staigers Einfluss auf die ästhetischen Befriedigungstendenzen in Westdeutschland kaum zu überschätzen ist; nicht nur, wenn dort auch vor allem, in akademischen Kreisen.

«Anmutige Gegend». Sie kennen gewiss jene wunderbaren Verse am Anfang zu Faust II «Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig. Ätherische Dämmerung milde zu begrüssen; Du, Erde,

warst auch diese Nacht beständig...» Goethe hatte zu Eckermann bekannt, er habe die Heilung Fausts von seinen Verbrechen in seiner «bisherigen milden Art» ausgesprochen, sich nicht anders zu helfen gewusst. Mit Hinweisen aber wie: «Es ist, als wäre alles in den Mantel der Versöhnung eingehüllt. Wenn man bedenkt, welche Greuel (...) auf Gretchen einstürmen...», Faust dürfe «in einem tiefen Schlummer die Greuel der verlebten Vergangenheit vergessen», so bekennt Goethe seinen inneren Widerstreit angesichts dieses Entsühnungstextes. Staiger hat diese Skrupel nicht. In *seiner* milden Art feiert er den Willen der Natur, die den Schuldigen in den Schlaf versenkt, wo er das Denken aufgibt. In Jüngers Friedensschrift heisst es: Im Frieden seien «die Ziele zu erfassen, die im Krieg als Ganzem eingeschlossen sind. Die Erde drängt in ihm zu neuen Formen...»⁸³ «Irgendwie schuldig», sagt Staiger, «ist jedermann», die Gnade der Natur schenkt den Schlaf des Vergessens. Das Rezept, offen ausgesprochen:

zwar Schuld bekennen, dann den Geist entspannen: den Schuld-schreck in Demut gewähren lassen, dann «das Haupt neigen, schliesslich verdämmern, entschlafen und alles Vergangene vergessen – nur dieser Mensch darf zu neuem Leben erwachen.» In dieser Weise hat meine Generation klassische Literatur nach 1945 lesen gelernt.

Vielleicht wäre es wichtiger, sich nach den Kontrasten im Berichtzeitraum umzusehen. Denn: Wo bleibt das Positive? Dazu die zweite, die letzte Anmerkung.

Zur selben Zeit, als man in Deutschland Staigers Vorlesung über Fausts Heilschlaf lesen konnte und als Richters Kerngruppe in Altenbeuern einkehrt, hätte man in der Schweizer Presse *auch* lesen können, wie vor dem Internationalen PEN ein deutscher Schriftsteller, Johannes R. Becher, seinen Heimkehrweg und den Kern seiner Erlebnisse konkret beschrieb: «unbeschreibliche Greuel-taten der SS-Truppen».⁸⁴ Von Becher, Erich Kästner; Th. Mann sekundiert, bemühte sich die Londoner deutsche Gruppe des Exil-

PEN unter Leitung Hermann Friedmanns um deutsche Rückkehr in die internationale Literatur. Andere deutsche Schriftsteller aus Innerem und Äusserem Exil nahmen an diesem Versuch teil⁸⁵, die Gruppe 47 nicht. Doch auch in ihren Reihen wurden Kontraste gesetzt.

Der geschlagene Held in Heinrich Bölls drittem Roman «Wo warst du Adam?» (1951) kehrt von der Balkanfront heim. Diese Heimkehr endet deutsch-kriegspazifistisch und kritisch gegen die Verrückten, Fanatiker im Soldatenrock: die Granate eines Artilleristen, der seine letzte Munition gegen Häuser verschießt, die den anrückenden amerikanischen Truppen die weisse Flagge zeigen, zerfetzt den Kriegsmüden. Dennoch, dieses für die ‚47er‘ Literatur so typische Ende hat ein Zwischenspiel auf Nebenwegen. Was der Held nicht mitansehen musste, erzählt sein Autor: In Ungarn wird in einem Vernichtungslager Ilona, eine zum Katholizismus konvertierte Jüdin, mit der der Heimkehrer in eine Liebesgeschichte eintreten möchte, auf absurde Weise, wie die Erzählung uns zur Anschauung bringen möchte, in den Tötungsbefehl des Kommandanten einbezogen. Eine sehr kritikbedürftige Episode gewiss. Fast geht es vordringlich um eine Täterstudie. Immerhin. Doch nicht um den Aspekt unterlassener Kritik geht es mir hier am Schluss. Sicherlich, sie hätte geführt werden können. Das Skandalon aber, das nach allem Gehörten für Sie wohl aber keines im Einzelnen mehr ist, das Skandalon ins Allgemeine unsres Themas gestellt ist dieses: Die Rezensionen in jenen Tagen, super aufmerksam auf neue deutsche Literatur, verschweigen die Episode. Diskursführendes kommt aus der Kerngruppe. Andersch bespricht das Buch ausführlich, verdeckt aber die verschwiegene Episode zusätzlich dadurch, dass er bloss die Liebesgeschichte erzählt und Ilona da bereits ‚übersieht‘.⁸⁶ Auch Ingeborg Bachmann, bei ihrem Eintritt in die Gruppe 1952, rezensiert im Trend, bietet *offen* lediglich die Figurenperspektive

des schrulligen, kritisch-katholischen Autors zum Nachdenken an: Der Held fragt sich am Ende, wie er Gott trösten könne «für alles, was geschehen ist.»⁸⁷ So macht man im Gruppen-Kontext dicht. Das Ritual in der Leere funktioniert verheissungsvoll gleich am Anfang einer anderen Spur in ihrem eigenen Kreis, als sich aus Erzählung eine Debatte hätte aufdrängen sollen. Über Bachmanns Todesarten, Hildesheimers Tynset und Masante bis zur Ästhetik des Widerstands von Peter Weiss und Gert Hofmanns *Unsere Vergesslichkeit* war noch ein weiter Weg. Er führt notwendig aus dem Kreis der Gruppe 47 hinaus.

Anmerkungen

- ¹ An einigen Stellen ist auf Informationen Bezug genommen, die nur in den archivierten Hinterlassenschaften der Gruppe 47 zu finden sind. Wegen Schutzrechten kann dann nicht immer formgerecht zitiert und belegt werden.
- ² Vgl. die Rekonstruktion in Klaus Briegleb: 1968. Literatur in der antiautoritären Bewegung. Frankfurt/M. 1993, S. 123 ff.
- ³ 1947 scheint das anders zu sein, aber die Rhetorik der positiven Selbstbestimmung (wie: wir sind «fest konsolidiert», «die stärksten Kräfte des jungen schreibenden Deutschland», «eigentlich möchte ich sagen (...), das junge Deutschland», «absolute Gemeinsamkeit der geistigen Haltung», Planung «einer einheitlichen Wirkung» usw.) täuscht. Vgl. Dichter und Richter. Die Gruppe 47 und die deutsche Nachkriegsliteratur. Ausstellung der Akademie der Künste Westberlin 28. Oktober bis 7. Dezember 1988. (Ausstellung und Katalog von Jürgen Schütte mit Elisabeth Unger und Irma Traud Gemballa.) Berlin 1988, S. 140, 148f. u.ö. Von der rhetorischen Bestimmtheit des von Richter formulierten Selbstbilds der Gruppe bleiben bald nach der Konsolidierungsphase nur noch übrig eine Kerngruppe (die sich ergänzen und verändern wird), die «Gäste und Förderer» (1950 so benannt, als dieser Personenkreis noch von der Wahl der Preisträger ausgeschlossen bleiben sollte, ebd., S. 196) und das Tagungsritual (siehe im Text weiter unten). Richters spätere leerbleibende Charakterisierung der Gruppe 47 vgl. z.B. in Hans Werner Richter (...) mit Walter Mannzen (Hg.): Almanach der Gruppe 47 1947-1962. Reinbek 1962, S. 8ff.; Hans A. Neunzig (Hg.): Hans Werner Richter und die Gruppe 47. München 1979, S. 171 ff.; Hans Werner Richter: Im Etablissement der Schmetterlinge. Einundzwanzig Portraits aus der Gruppe 47. München 1986, S. 275ff.
- ⁴ Phasenweise haben das Spiel der Definition und Aussenvertretung der Gruppe auch andere mitgespielt, denen dadurch jedoch keine feste Rolle im Gruppenbild zugewachsen ist; bis hin zu den ‚jüngsten‘ Gästen, die seit etwa 1963 geladen werden, zum Beispiel F.C. Delius, der in der Retrospektive die Verteidigung der Gruppe übernimmt, als sie anlässlich von Ausstellung (siehe Dichter; Anm. 3) und Podiumsgespräch (am 1.11.88) in der Westberliner Akademie der Künste von Erich Kuby (ihrem frühesten internen ‚Widersachen) attackiert wird (vgl. taz vom 4.11.88 und vgl. Briegleb: «1968». Debatte im logischen Raum. Ein Versuch. In: Ders.: Unmittelbar zur Epoche des NS-Faschismus. Arbeiten zur politischen Philologie 1978-1988. Frankfurt/M., S. 320). Delius findet für das Profil der Vereinigung als solcher keine genauere Bestimmung als: sie sei «eine wechselnde Hundertschaft von Schriftstellern und Schriftstellerinnen» gewesen (taz vom 11.11.88). Delius über sich selbst: «lesender, sonst aber stummer Teilnehmer», ebd.). Ein anderes Beispiel: Hans Mayer, gewiss kein stummer Gast, sondern einer der sogenannten Starkritiker der mittleren Phase (später; 1967: «ich kann wirklich mit der neuesten Literatur nichts anfangen», gemeint z.B. Peter Handke, vgl. Dichter Anm. 3, S. 308), er sichert das Selbstlob der Gruppe ebenfalls retrospektiv in einem grossen

bibliographischen Antiquariatskatalog ab: «Wir alle wollten es so.» (in: Gruppe 47. Stuttgart 1988, S.3f.) Andere prominente Vertreter der Gruppe sind als Sprecher im Selbstlob-Kontinuum gar nicht zu gebrauchen, denn sie haben sich differenziert geäußert; neben, zum Beispiel, Uwe Johnson (siehe Begleitumstände. Frankfurt/M. 1980, S. 276ff.) und auch H.M. Enzensberger (siehe Die Clique. In: Almanach Anm. 3, S. 22ff.) allen voran Heinrich Böll (Angst vor der Gruppe 47? In: Reinhard Lettau Hg.: Die Gruppe 47. Bericht. Kritik. Polemik. Ein Handbuch. Neuwied und Berlin 1967, S. 389ff.) Allerdings hätten sich an Bölls Text ‚Sprecher‘ orientieren können, denen es um eine *kritische* Begleitung der Verwandlungen gegangen wäre, die die Gruppe nach 1967 am Leben halten. Sie hätten dann dem Umstand – vielleicht – Rechnung getragen, den Böll so beschreibt: «(...) Ihr mythischer Charakter ist unverkennbar. Sie ist vorhanden und doch nicht fassbar, man bekommt sie nicht zu packen. Und auch darin gleicht sie der bundesrepublikanischen Gesellschaft, die nicht die geringste Angst vor ihr zu haben braucht.» (Ebd., S. 400)

- ⁵ Von Karasek stammt der Nachruf des SPIEGEL auf Hans Werner Richter; ein noch immer im Kriegs-Ton gefasster Nachklang der Gruppe («Gruppenführer ohne Truppe», «Feldwebel ohne ein Kommando», «Richters Liquidation der Gruppe 47» usw.; es soll ironisch sein, ist aber der Echoton aus einer unbegriffenen Leere). Mit steilgestellter historischer Plakativität wird Nachkriegsgeschichte verstellt oder mithilfe grobflüchtiger Erinnerungsfetzen und blödelnder Fehlurteile an den wichtigsten Krisenpunkten der Gruppenentwicklung (1947, 1964, 1968) verfälscht. Richter selbst erscheint als Pommernschädel, Zuchtmeister; Glücksritter; Meistermanager – was er alles wohl war; aber ohne alle Kritik oder gehaltvolle Ironie wird, was zu Person und Gruppe gesagt ist, bloss lächerlich und einer kritischen Erinnerung entzogen. Ein unsehrer, schäbiger Nachruf. Und peinlich: «Wer nicht kuschte, wurde nicht geladen. (...) Der Verfasser muss der Korrektheit wegen hinzufügen, dass er die letzten drei Jahre zu den von Richter zur Gruppe geladenen Kritikern zählte...» (Herbergsvater der Dichter. In: Der Spiegel, Nr. 13/1993, S. 257f.)
- ⁶ Vgl. u.a. Nationalismus und Nationalismus. In: Der Ruf. Unabhängige Blätter für die junge Generation. Nr. 14, 1. März 1947. Meine Gedanken zur geistigen Lage der jungen Generation. In: Ruf der Jugend. Treffen in Altenbeuern- ‚Hinterhör‘ 26.-28. Juli 1947. Karlsruhe (1947), S. 74ff. Vereinigung junger Autoren (September 1948). in: Lettau (Anm. 4), S. 261ff. Das Jahr 47. In: Almanach (Anm. 3), S. 15ff. Jagdszenen aus Oberfranken. Zur Tagung der Gruppe 47. In: Neue Züricher Zeitung, 14.10.1967.
- ⁷ Richter zählt 1986 im Rückblick dazu: Walter Maria Guggenheimer, Friedrich Minssen, Walter Mannzen, Wolfgang Bächler; Heinz Friedrich, Horst Mönich, Franz Josef Schneider, Hans Josef Mundt, Christian Ferber, Armin Eichholz, Jürgen von Hollander, Roland H. Wiegenstein, Ernst Schnabel. In dieser Reihe nicht genannt die ihm selbstverständlichen Namen der ‚Allererstem‘: Andersch, Kolbenhoff, Wolf Dietrich Schnurre und Günter Eich. Vergessen

jetzt hat Richter u.a. Nikolaus Sombart, Heinz Ulrich, Dietrich Warnesius, Walter Heist, Wolfgang Lohmeyer, Gunter Groll, Ernst Kreuder, Hans Georg Brenner; Ilse Aichinger und Walter Hilsbecher. Siehe Schmetterlinge (Anm. 3), S. 279f.

⁸ Vgl. Café Grössenwahn auf Rädern. Das Geheimnis der Gruppe 47. In: Epoca, Nr. 11/1964. («Alle, die kritisieren und sich stark genug dazu fühlen, sind aufgerufen: Gründet eine bessere!», zit. nach Dichter (Anm. 3), S. 323. Zu Angriffs- und Verteidigungsartikeln siehe vor allem Robert Neumanns gelungenen Versuch, 1966 mit einer Attacke ein ganzes Wespennest von ‚Sprechern‘ der Gruppe aufzuwecken: Spezies. Gruppe 47 in Berlin. In: konkret, Nr. 5/1966. Neumann polemisiert gegen das monopolistische Gebahren der Gruppe und den Attrappencharakter ihres «Engagements». Das Ganze dokumentiert in Horst Ziemann (Hg.): Gruppe 47. Die Polemik um die deutsche Gegenwartsliteratur. Frankfurt/M. 1966 und in Sprache im technischen Zeitalter.

154 H. 20/Oktobre 1966. Kunst und Elend der Schmähere. Zum Streit um die Gruppe 47. Vgl. auch Roland H. Wiegenstein: Die Gruppe 47 und ihre Kritiker. In: Dichter (Anm. 3) S. 103f.

⁹ Von Schnabel kamen die ersten entscheidenden Starhilfen aus Radio-Ressourcen (Höhepunkt NWDR-Erholungsheim Niendorf 1952 und anschließende PR-Lesungen von Gruppenmitgliedern in Hamburg). Wiegenstein schnitt, z.B., die Tagung 1963 in Saulgau für den WDR mit und sorgte für eine Vorfinanzierung; er war gegenüber Schnabel der weitaus geeignete Helfer bei Richters Plänen in puncto Entwicklung und Ausbeutung des Gruppen-Renomes in den Medien. – Eine Dokumentation, vergleichbar dem «Handbuch» von Lettau, fehlt für die Rezeption und die Aktivitäten der Gruppe in Rundfunk und auch (später) Fernsehen. Eine erste umfangreiche Darstellung hat Knut Hackethner vorgelegt: Aufbruch in die Mediengesellschaft. Die Gruppe 47 und die Medien. In: Dichter (Anm. 3), S. 114ff.

¹⁰ Es beginnt mit einer Tagungsbesprechung 1955. Der Text oszilliert, wie oft bei diesem Autor, unentscheidbar zwischen Sympathie und Kritik; siehe Lettau (Anm. 4), S. 11 Off. Der Widerstreit, noch einmal ausgetragen im Almanach (Anm. 3), S. 52ff., ist bald kaum noch erkennbar. Vgl. auch Richter über seine Raddatz-Entdeckung in: Schmetterlinge (Anm. 3), S. 277.

¹¹ Es waren keine Gruppenmitglieder. Der krasseste Fall solcher Pressepolitik vielleicht: Grass und Sabina Lietzmann von der FAZ in Princeton 1966; siehe Lettau (Anm. 4), S. 245; vgl. auch die Liste der «Kritiker und Gäste auf Tagungen der Gruppe 47» ebd., S. 530f.

¹² Vgl. die bündigste Analyse dieses Aspekts der Legende durch Friedhelm Kröll: Die Gruppe, die eine Gruppe war. In: Dichter (Anm. 3), S. 124ff. Kröll, im Unterschied zu meinem Bild, sieht den Gruppenchef in seiner Integrationsfunktion durchaus ‚positiv‘.

¹³ Siehe Anm. 7.

¹⁴ Zeit, Nr. 24/8.6.1990.

- ¹⁵ Richter berichtet, Andersch habe die Kaiser-Nero-Geste in Jugenheim 1948 eingeführt: erhobene Faust, Daumen gesenkt. Siehe Schmetterlinge (Anm. 3), S. 34. Dazu Richter auch in: Neunzig (Anm. 3), S. 90.
- ¹⁶ Vgl. Anm. 9. Als die Währungsreform in den westlichen Besatzungszonen 1948 die ökonomische Existenz des freien Schriftsteller-Berufes bedrohte, war das Netzwerk der Gruppe bereits so zuverlässig mit dem föderativen Produktionssystem der Rundfunkanstalten verknüpft, dass das personelle Gros der Gruppe nicht nur ungefährdet blieb, sondern bald von dem grundgelegten Wirtschaftsboom profitierte.
- ¹⁷ Kröll (Anm. 12) vertritt die These, gegen das Sterben der vielen (grösseren) Literaturzeitschriften nach der Währungsreform sei die Gruppe, zu deren konstitutiven Arbeitsbedingungen das Verbot (und Scheitern) ihrer Zeitschriftenprojekte 1947 gehört hatte, bereits immun gewesen. Sie selber sei eine wandelnde Zeitschrift («die oral review mit Namen Gruppe 47»). Diese These ist gruppensoziologisch gewiss plausibel, historisch aber nicht zu halten ohne Rücksicht auf die erfolgreiche connection-Ökonomie der Kerngruppe um Richter, deren Emsigkeit und Umsicht auf dem gesamt-publizistischen Markt die Institution «Gruppe 47» allein wirklich stabilisieren konnten. Das Quellenmaterial in den Archiven ist in dieser Hinsicht eindeutig. Im Übrigen hat Richter auch nach 1948 vehement nach eigener Zeitschrift gestrebt (mit kurzem Erfolg: «Die Literatur» 1952 bei der DVA); oder nach einem Forum (Literaturclub) der Gruppe in Berlin.
- ¹⁸ Der ‚demokratische‘ Wahlmodus ist von Anfang an, nicht erst später ein Aspekt der selbstfortgeschriebenen Legende in der Gruppe. Richter hat rigide versucht, seine Kerngruppe zum Wahlgremium zu machen, bevor noch der Preis ein erstes Mal verliehen worden ist; vgl. Dichter (Anm. 3); S. 196f.
- ¹⁹ Richter hat in all seinen Retrospektiven die Wendung benützt, meist mit der Bezeichnung «sogenannt»; wahrscheinlich ist sie früh ‚aufgekommen‘ und geläufig geworden, öffentlich aufgegriffen, so weit ich sehe, zuerst 1956 nach der Tagung in Niederpöcking in der FAZ (Hans Schwab-Felisch). Siehe Lettau (Anm. 4), S. 116.
- ²⁰ Im Selbstlobkontinuum der Gruppe eines der häufigsten Vokabeln zur Bezeichnung dessen, was zur Reinigung der neuen Literatursprache kritisch nottue.
- ²¹ Die Szene stelle ich mir vor. Zitate aus Hans Werner Richter: Alfred Andersch. In: Schmetterlinge (Anm. 3), S. 44.
- ²² Nr. 1/15. August 1946, S.1f. Von Andersch geschrieben für «Die Redaktion». Am leichtesten zugänglich in Hans A. Neunzig (Hg.): Der Ruf. Unabhängige Blätter für die junge Generation. Eine Auswahl. Vorwort von Hans Werner Richter. München 1976, S. 19ff. (Zitiert als Neunzig, Ruf).
- ²³ Im Einzelnen vgl. Stephan Reinhardt: Alfred Andersch. Eine Biographie. Zürich 1990, S. 123ff.
- ²⁴ Seinen zum Zwecke der «Ruf»-Arbeit zeitweise ausgesetzten Redaktionsdienst in der amerikanischen Zeitung für Deutschland, Die Neue Zei-

tung, den Andersch seit Herbst '45 zunächst als Gehilfe von Erich Kästner im Feuilleton verrichtet hatte, beendete er endgültig zum Jahresende 1946. Aber bis dahin hatten sich seine journalistische Lehrzeit als Angestellter der US-Kultur-Administration und seine schwungvoll selbstbewusste Herausgeberschaft im «Ruf»-Kreis richtlinienabhängig überkreuzt. Aus dieser Situation versucht Andersch sich rhetorisch in ein Manifest zu retten, das noch einmal wie im Europa-Text die Identifikation des Jungen Deutschland mit den «besseren Kräften (...) in den Siegerstaaten» verkündet (Der Ruf, Nr. 8/1. Dezember 1946, S.1f., und vgl. «Sorgen im Lager der erhobenen Zeigefinger» ebd., Nr. 13/15. Februar 1947, S.3), diesmal sich aber Rückhalt verschafft in einer offensiven Schuldrechnung: «Selbst die allerunwilligsten und strengsten Beobachter der deutschen Entwicklung im In- und Ausland» könnten nicht umhin festzustellen, «dass das deutsche Schuldkonto sich allmählich zu schliessen beginnt.» Die Schuldenseite, nämlich «die grundsätzliche Kriegsschuld der deutschen Führung und die von ihr begangenen Verbrechen» (siehe weiter unten im Text) «erfahren ihre Kompensation (...) durch die Fülle der Leiden, die, scheinbar als natürliche Folge einer so totalen Schuld, über Deutschland hereinbrechen.» Gemalt ist ein Bild der Leiden in der Gegenwart, *nach* der deutschen Kapitulation! Wirkung der Bombenangriffe, Vertreibung, Hunger; Demontagen usw. und «die babylonische Gefangenschaft von Millionen früherer Soldaten.»

- ²⁵ Vgl. die definitorische Form, die Laplanche/Pontalis der Freud'sehen Kategorie der Verneinung geben: «Vorgehen, wodurch das Subjekt, obwohl es bis dahin verdrängte Wünsche, Gedanken, Gefühle jetzt klar ausdrückt, diese weiterhin abwehrt, indem es verneint, dass es die seinen sind.» Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt/M. 1980, S. 598.
- ²⁶ Vgl. Alfred Andersch: Notwendige Aussage zum Nürnberger Prozess. In: Der Ruf, Nr. 1/15. August 1946, S. 2.
- ²⁷ Einen Reisebericht aus Deutschland, den Stephen Spender im «Contact» publiziert hatte, übernimmt Andersch in ausdrücklicher Dankbarkeit für die Deutschland gegenüber versöhnliche Europa-Idee des Autors (vgl. dazu Anm. 75), die ein «Ringeln um die deutsche Seele» bezeuge und zum Entschuldungsgestus des zeitgleichen Manifests (siehe Anm. 23) wie ein Echo zu passen scheinen konnte: Zerbrochene Brücken über den Rhein. Nr. 9/15. Dezember 1946, S.6f. und Nr.10/1. Januar 1947, S.6f. Redaktionelle Vorbemerkung Nr. 9/15. Dezember 1946. S.6.
- ²⁸ Ebd., S.7. Andersch vermerkt dazu ebd., S.6: «Aus manchen Beobachtungen sind offensichtlich falsche Schlussfolgerungen gezogen, wie etwa in der Betrachtung des Generationen-Problems. Im Ganzen gesehen aber (...)»
- ²⁹ Als bewusster Ausdruck an der ‚Oberfläche* grandioser Ich-Inszenierung zeigt sich diese Symptombildung des Unbewussten oft in der Form einer Selbstbehauptung, die an den «Geist der Nation» delegiert wird; an einem Beispiel: Carl Hermann Ebbinghaus, zunächst selbst Mitarbeiter im «Ruf», inzwischen «einer der deutschen Redakteure (...) des amerikanischen Regierungsorgans» Neue Zeitung, wie Andersch jetzt nach

seinem Abschied von der NZ formuliert, hatte einen Offenen Brief dort am 31.1.1947 abgedruckt, dem «Ruf» vorhaltend, er benütze den Namen des jungen Deutschlands, «eine orthodox-nationalistische Propaganda zugunsten von Gesichtspunkten zu betreiben, die Deutschland eigentlich mit der Niederlage Hitlers aus den Augen verloren haben sollte.» Andersch blockt die Kritik so ab: Allein die Verelendungs-Politik der Besatzer, die «zu einem physischen Zusammenbruch des deutschen Volkes führen» werde, sei für den Nationaldiskurs im «Ruf» verantwortlich: diese «teilweise heftige und leidenschaftliche Verteidigung der Lebensgrundlage unsers Volkes». So könne in der Tat der «Beifall von der falschen Seite» nicht ausbleiben. Unbeirrt aber müsse dieser Diskurs bleiben: «(...) Wir formen auf diese Weise eine demokratische Opposition»: ein konstruktive[^] wenn nicht *der* «in der gegenwärtigen Situation entscheidende Beitrag zu einer geistigen Umformung des jungen Deutschland.» Dass dieser Kurs verstanden werde, könne Ebbinghaus «aus Hunderten von Briefen junger Menschen» ersehen. Wir vermitteln ihnen, sagt Andersch, «das Erlebnis der *Freiheit* (...) in einer kritischen Schärfe», die «der verstockteste Faschist», der den «Ruf» liest, «nie vorher erlebt hat»: eine «Grundlagendebatte mit den Mächtigen dieser Welt». 157
Wir sind die wahren deutschen Demokraten: «eine Gruppe durchaus internationalistisch gestimmter junger Sozialisten (...), die als Minderjährige bereits in die Konzentrationslager Hitlers wanderten. *In der ganzen Welt gibt es heute nur suchende, verstörte Menschen, die sich untereinander kameradschaftlich geistige Hilfe gewähren sollen. Wir wissen uns in dieser Erkenntnis mit den sorgfältigsten Beobachtern jenseits der deutschen Grenzen einig.*» (kursiviert. v. Verf.) Aus: Sorgen im Lager der erhobenen Zeigefinger. In: Der Ruf, Nr. 13/15. Februar 1947, S.3. Verfasser des redaktionell chiffrierten Textes könnte auch Richter sein; vgl. Neunzig (Anm. 3), S.24.

³⁰ Das junge Europa formt sein Gesicht. Zit. nach Neunzig, Ruf (Anm. 22), S. 24.

³¹ Ebd., S. 21.

³² Vgl. die konzentrierte Diskussion des Anerkennungs-Problems bei Alexander Garcia Düttmann. «We're queer; we're here, so get fuckin' used to it». Spannungen im Kampf um Anerkennung. In: Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart. H. 13-14/Dezember 1994, S.61ff.

³³ Notwendige Aussage zum Nürnberger Prozess. In: Der Ruf, Nr. 1/ 15. August 1946, S. 2. Zit nach Neunzig, Ruf (Anm. 22), S. 26.

³⁴ Ebd., S. 21.

³⁵ Inzwischen habe man bloss den Hass auf die Wissenden, die Generäle, deren Schweigen wie ein Dolchstoß schmerze. Der Hass auf *sie* macht das Unschuldgefühl noch nicht frei! Die Metapher: «Auf der dunklen Folie des Verbrechertums steht eine Gruppe in düsterem und unheimlichem Glanz. Es sind diejenigen, die mit den roten Streifen der Generalsuniform und mit allen Orden und Insignien angetan sind, die Macht verleihen kann. Ihnen gilt der Hass der Jugend doppelt und dreifach. Die anderen waren die Verbrecher aus Instinkt und Anlage oder

die Narren oder die berauschten Kleinbürger. Sie aber waren die Wissenden, und sie wurden zu einer Sorte säbelrasselnder Pharisäer. Sie sprachen unter sich mit einem bösen Augurenlächeln und den Soldaten gegenüber mit kalter Maske von Pflicht, weil sie zu feige waren, dem Verbrechen in die Arme zu fallen.» Zu dieser neuen Dolchstosslegende siehe weiter unten im Text.

³⁶ Das junge Europa. Neunzig, Ruf (Anm. 22), S. 23.

³⁷ In: Du, 24.11.1947. Zit. nach Dichter (Anm. 3), S. 147. Herrlingen bei Ulm, 8./9.11.47.

³⁸ Er las am 9. November ohne Erfolg (so Richter: Schmetterlinge, Anm. 3, S. 33, und Neunzig Anm. 3, S.88) die «Heimatfront» (später Cadenza finale). Seinen berühmten Versuch, die Gruppe wenigstens literarisch zu politisieren: Deutsche Literatur in der Entscheidung, trug er am selben Abend im erhalten gebliebenen Rathaussaal in Ulm vor; diesmal mit Erfolg, wie Richter anmerkt. Gegen diesen Eindruck finden sich keine Belege; spärlich die Bestätigungen in der spärlichen Quellenlage; eindeutig das Echo aus dem politischen Gruppenkern: «gab damit allen jungen Bestrebungen Standort und Halt» (Heinz Friedrich), «Nachweis (...), dass innerhalb der deutschen Literatur junge Kräfte unterwegs sind (...), die sich zu wacher Bewusstheit lösen und in kraftvoller Hinwendung zum Leben einen neuen, einen eigenen Weg finden» (Minssen). Beide in Lettau (Anm. 4), S. 27 und 30.

³⁹ Die Metaphorik des soldatischen Metzgers an Texten bleibt, meist im reinen Selbstlobton oder unkritisch beschreibend, allen Tagungsberichten zu eigen. Nicht immer so ‚naiv‘ wie aus der Laufenmühle bei Ulm, Oktober ’51, im Bericht Armin Eichholz’, eines frühen Kernmitglieds: «Es wird – mit der handwerklichen Grausamkeit eines Kindes, das seinen Teddybären untersucht – angebohrt, aufgerissen, in Stücke zerhackt und wieder zusammengesetzt. Die Kritik ist oft interessanter als das Vorgelesene...» Ebd., S. 70.

⁴⁰ Vgl. Dichter (Anm. 3), S. 159ff.

⁴¹ Der Gedächtnis-Rückraum ‚Kommunismus/Sozialismus‘, der in einer wirklichen Selbstverständigung unterm Begriff der Inneren Emigration nach 1945 hätte zu Worte kommen müssen, denn er hatte ein besonders klar ausgeprägtes historisches und psychisches Profil, ist in der Gruppe 47 verantwortlich verschlissen worden. Ein noch weithin unerforschtes Kapitel für sich. Dass ohne Rücksicht auf diese ‚Gedächtnis-Fraktion‘ eine Neukonstitution deutschen kulturellen Gedächtnisses nach 1945 scheitern musste und dass eine entsprechend affirmative Geschichtsschreibung diese Lücke verewigt, das wird auch in einem soeben erschienenen ‚Neuansatz aus Distanz‘ kaum in die Debatte gezogen: Erwin Rotermund und Lutz Winckler (Hg.): Aspekte der künstlerischen inneren Emigration 1933-1945. München 1994 (=Exilforschung. Ein Internationales Jahrbuch. Bd. 12). – Für Andersch und Richter gilt, dass ihre Gewandtheit 1945-47 nach drei Seiten – fiktive Übersteigerung ihrer Widerständigkeit als Sozialisten und Philosemiten, Verschweigen ihrer NS-Verwicklung und emphatische Assimilation an den westlichen Demokratismus –

in Überlieferung, Kritik und Wissenschaft bis heute schamhaft und hilflos übergangen wird.

⁴² Andersch stellt den Antrag am 16.2.1943, Richter am 26.7. 1938 (Vgl. Reinhardt Anm. 23, S. 84 und Rhys W Williams: Deutsche Literatur in der Entscheidung. Alfred Andersch und die Anfänge der Gruppe 47. In: Justus Fetscher u.a. (Hg.): Die Gruppe 47 in der Geschichte der Bundesrepublik. Würzburg 1991, S. 42.

⁴³ Siehe oben S. 86f. mit Anm. 31.

⁴⁴ Der Ruf Nr. 1/15. August 1946, S. 2. Zit. nach Neunzig, Ruf (Anm. 22), S. 25ff.

⁴⁵ Reinhardt (Anm. 23), S.107.

⁴⁶ Dies ist deutlich ein synthetischer Satz, entweder von Andersch selbst formuliert oder aus Presseberichterstattung zusammgezogen. Aus den Nürnberger Protokollen ist ersichtlich, dass Keitel nicht für «die Wehrmacht» gesprochen hat. Als Chef des Stabs im Oberkommando der Wehrmacht (OKW) hat *er*, wie er stets betont, die Wehrmacht nicht repräsentiert. Er habe immer nur die Befehle des Obersten Heerführers Hitler an die kommandierenden Heerleitungen weitergeleitet. Rein formal ergibt sich allein daraus sein ungeheures Wissen. Konkret konnte ihm die Anklage eine Fülle von Wissen im Einzelnen nachweisen. Darüberhinaus seine Billigung des «Weltanschauungskrieges», wie er es nennt, gegen die Millionen Unbewaffneter im Osten, an dem die Wehrmacht nicht nur ‚beihilflich‘, sondern eigenverantwortlich beteiligt gewesen ist. Hier sind die Protokolle und Dokumente schon damals eindeutig. Keitels Kernsatz auf Vorhalt des Chefs des Nachrichtendienstes im OKW Canaris über die Massaker an sowjetischen Kriegsgefangenen: «Die Bedenken entspringen den soldatischen Auffassungen von ritterlichem Krieg. Hier handelt es sich um die Vernichtung einer Weltanschauung. Deshalb billige ich die Massnahme und decke sie.» Und seit November 1938 über alle «Massnahmen» gegen das jüdische Volk detailliert unterrichtet gewesen zu sein, ist in Nürnberg aus seiner unmittelbaren Umgebung seriös belegt worden. Siehe Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg 14. November 1945 – 1. Oktober 1946. Nürnberg 1947. Vgl. zu Keitel vor allem Bd. X, S. 530, 670, 699, Bd. XII, S. 292ff.; Bd. XIX, S. 563f. 578f., 664ff. Hier zit. Bd. I, S. 326. Vgl. auch Keitels Schlusswort in Bd. XXII, S. 428ff.

⁴⁷ Unzählbar in unserem Quellenbereich der Gebrauch der sprachlichen Charaktere Überlebende und Opfer für die Kriegsheimkehrer in ihrer (literarischen) Rede über sich selbst.

⁴⁸ Neunzig, Ruf (Anm. 22), S. 27f.

⁴⁹ So gesehen ist ein Sprachspiel, das Andersch arrangiert, *auch* ein Versprecher: Auf den Keitel in Nürnberg zugeschriebenen Satz «Wenn die deutsche Wehrmacht davon gewusst hätte...» antwortet der Gestus: «Aber *er*, Keitel, hat davon gewusst.» Diese Koppelung konstruiert Er /Ich für Wir. Sie bringt die Bewusstseinslage zum Ausdruck, in der sich Millionen deutscher Heimkehrer auf der

Schwelle zum ‚Frieden‘ befinden. Insofern beruft sich die Gründersprache im «Ruf» auf den Keim der Massenseele, aus dem die kollektive Kriegserzählung ausgrenzungstüchtig auswuchern wird.

- ⁵⁰ Friedrich über Andersch' Ulmer Vortrag. In: Lettau (Anm. 4), S. 27, vgl. auch Anm. 38.
- ⁵¹ Der Ruf, Nr. 15/15. März 1947, S. 10f.
- ⁵² Am 9. November 1947 in Ulm (siehe Anm. 38): Deutsche Literatur in der Entscheidung. Ein Beitrag zur Analyse der literarischen Situation. Erstdruck: Volk und Zeit 2 (1947), S. 369ff. Zit. nach: Alfred Andersch Le-sebuch Zürich 1979, S. 11 fff.
- ⁵³ Ebd., S. 113.
- ⁵⁴ Ebd., S. 119f.
- ⁵⁵ Ebd., S. 123.
- ⁵⁶ Ein ungeschriebenes Kapitel. Beiläufig verharmlost oder beiseitegeschoben in der Selbstlob-Überlieferung und ihrem schriftlichen Umfeld. Krass kommt die Ausgrenzung zum Ausdruck, wenn jüdische Emigranten die Gruppe kritisieren (Robert Neumann, 1966, siehe Anm. 8; George Steiner, 1960, vgl. Briegleb: Debatten, Anm. 4, S. 326ff; die beste Kritik, die die Gruppe je lesen konnte, von Hermann Kesten: Der Richter der Gruppe 47, 1963, in: Lettau Anm. 4, S. 320ff.). Die Mitgliedschaft deutscher Juden, womit Richter gerne liebäugelte (Guggenheim; Hans Mayer, Reich-Ranicki, Hildesheimer, P. Weiss, Fried), könnte über den Antisemitismus in der Gruppe täuschen. Die Briefschaften in den Archiven haben diesen Täuschungseffekt nicht. Was da unverhohlen geschrieben steht und unter Personenschutz versteckt bleibt, hat im Ritual der Tagungen durchaus seine Entsprechung: verdichtet in der Kalt-schnäuzigkeit eines Günter Grass auf der Tagung in Gohrde 1961 (er arbeitet an den «Hundejahren»): Als gesagt wird, es sei bereits ein Ver-dienst, ein jüdisches Thema zu wählen (Schnurre hatte aus seinem Pro-jekt «Ein Unglücksfall» gelesen), der Satz: «In dieser Gruppe ist das kein Verdienst, sondern selbstverständlich.» Bericht Raddatz in Lettau (Anm. 4), S. 165. Das ist es durchaus nicht. Es ist polternder Philosemitismus, ein Folge-Ausdruck der ausgrenzenden, debattenfeindlichen «Erlebnis»-Konstruktion des Anfangs. Längst geistert starre «Ausch-witz»-Metaphorik durch gelesene Texte. In Princeton bringt das ein Germanist der Columbia-University auf den Begriff: «vage und unspe-zifizierte Aura von Schuld (...), künstlich angeeignet, ähnlich der Senti-mentalisierung der Anne Frank und dem Philosemitismus, der jetzt in gewissen deutschen Kreisen Mode ist.» Joachim P. Bauke: Die Gruppe 47 in Princeton. Ebd., S. 240.
- ⁵⁷ Der Ruf, Nr. 14/1. März 1947, S. 8. Vgl. auch die Texte in Anm.6.
- ⁵⁸ Ruf der Jugend (Anm. 6), S. 79.
- ⁵⁹ Zit. (aus dem «Archiv der Gruppe 47» in Sulzbach-Rosenberg) nach Hel-mut Peitsch: Die Gruppe 47 und die Exilliteratur – ein Missverständnis. In: Fetscher u.a. (Anm. 42), S. 110.
- ⁶⁰ Richter wie Anm. 51.

- ⁶¹ Vom 25.-29. Juli. Siehe Programm und Gästeliste in *Der Ruf der Jugend* (Anm. 6), S.89ff. Zu Geschichte und Bedeutung des Treffens für die Anfänge der Gruppe 47 siehe Jochen Meyer: «Ruf der Jugend» – Das Autorentreffen in Altenbeuern: ein Vorspiel zur Gründung der Bücher des Stahlberg Verlages. Karlsruhe (1994) (=rheinschrift.l. Begr. von Hansgeorg Schmidt-Bergmann), S. 14ff.
- ⁶² Zu Gast bei Ilse Schneider-Lengyel am 6. und 7. September.
- ⁶³ Im ländlichen literarischen Salon des Hauses Odette, am 8. und 9. November.
- ⁶⁴ So auch jüngst wieder Günther Gaus in einem FS-Gespräch zu seinem 65. Geburtstag in N3. Vgl. Dichter (Anm. 3), S. 177.
- ⁶⁵ Literatur im Interregnum (Anm. 51), S. 10.
- ⁶⁶ Siehe Bericht über Herrlingen, ob. S. 88 und Anm. 38.
- ⁶⁷ Wie Anm. 65.
- ⁶⁸ Vgl. Anm. 56, auch 86f.
- ⁶⁹ *Der Ruf*. Leitartikel in Nr. 2/1 September 1946.
- ⁷⁰ Nach dem Typus, den auch Andersch vorgibt: «Wir haben genug Lager gebaut!» Ein anekdotisch erzählter Anfang zu: *Die Kriegsgefangenen / Licht und Schatten*. Eine Bilanz. In: *Der Ruf*, Nr. 5/5. Oktober 1946. Es ist wie im Lehrbuch: Die Deutschen substituieren die Juden. «Vor wenigen Wochen ereignete es sich auf der Insel Cypern, dass jüdische Einwanderer; die nicht in Palästina landen durften, den Bau von Notunterkünften mit der Begründung ablehnten: «Wir haben in den letzten Jahren genug Lager gebaut!» Es wurden deshalb eiligst in Ägypten stationierte deutsche Kriegsgefangene geholt und mit der Errichtung der Baracken betraut. Die verzweifelt nach einer Heimat suchenden Juden haben, wie es uns scheint, in ihrem Protest eine klassische Formulierung gefunden: nicht nur für die eigene leidvolle Erfahrung, sondern auch für die der nunmehrigen Erbauer ihrer Lager. Was ist der Inhalt dieser Erfahrung? In Kürze werden zwei Jahre seit dem Zusammenbruch der deutschen Wehrmacht vergangen sein...»
- ⁷¹ Beginn 4. Absatz
- ⁷² Heinz Friedrich beschreibt eine Haupttendenz der Gruppe als «geistige Faszination Ernst Jüngers», über die man «zu einer eigenen Aussage» komme. Er setzt das ab von dem immensen Papierverschleiss durch lizenzierte Nachkriegspublikationen, die «über den Tag nicht hinaus» gehen. Genannt ausdrücklich «das KZ-Buch». Kein «geistiges Werk», das «unserer Gegenwart einen allgemeinverbindlichen (...) Ausdruck» verleiht. Siehe Vereinigung junger Autoren In: *Hessische Nachrichten* v. 22.9.1948. Zit nach Lettau (Anm. 4), S. 261 ff.
- ⁷³ «Vorzeichen der Einigung gibt die Figur des Krieges selbst (...) In diesem Sinne ist es kein Zufall, dass wir im Feuer leben; wir stehen in der Schmelze und in den Schmerzen der Geburt.» *Der Friede*. II. Teil, 5. Absatz. Oder in II, 1. Abs.: «... dass kein Winkel bleibt, der nicht durch Feuer gereinigt worden ist.»
- ⁷⁴ Ebd., II. Teil, 9. Abs. Hier sind auch die Unterscheidungen formuliert, die Andersch in der «Notwendigen Aussage» offenbar vor Augen gelegen haben (sie-

- he oben S. 86f. und Anm. 22); im Kern die Unterscheidung zwischen Soldaten und Mördern. (Jünger ist zitiert nach einem jener Abschriften 1945/46).
- ⁷⁵ Deutsche Beiträge, Jg. 1946, S. 137.
- ⁷⁶ Andersch ist, nach Auskunft seines Biographen, hingefahren und berichtet im «Ruf», Nr. 6/1. November (vgl. auch Anm. 27), 1946, S. 13: «Eine Konferenz des jungen Europa». Es schmerzt ihn, dass das junge Deutschland zu solchen Veranstaltungen noch nicht eingeladen wird. Aus der Resolution zur Schuldfrage hebt er heraus, dass dort auf eine «Kollektivschuld aller Europäer» erkannt ist. Das erste Heft des von Joachim Günther und Hans Paeschke herausgegebenen «Merkur», 1947, druckt den Genfer Vortrag des Schweizer Publizisten Denis de Rougemont: «Die Krankheiten Europas» und berichtet ausführlich und programmatisch von den rencontres in der Chronik: «Das europäische Gespräch», S. 118-126; flankiert von einem Beitrag Otto Flakes aus 162 dessen im Krieg geschriebenen «Die Positiven Werte» zur Schuldfrage («Eines Tages schliesst man das Konto, eines Tages ist die Schuldfrage erledigt», S. 140) und, zur selben Frage, einem «Offenen Brief an einen Schweizer Freund» (Neue Schweizer Rundschau) von Leopold Ziegler («... eine Gemeinschaft einzelner Völker gibt es nur insoweit, als es eine menschheitliche Gemeinschaft gibt», zurückzuführen auf «eine Urschuld des ‚Ersten Adam‘...»).
- ⁷⁷ Vgl. Thomas Koebner: Die Schuldfrage. Vergangenheitsverweigerung und Lebenslügen in der Diskussion 1945-1949, In: Ders.: Unbehaute. Zur deutschen Literatur in der Weimarer Republik, im Exil und in der Nachkriegszeit. München 1992, S. 320ff.
- ⁷⁸ Richter in: Der Ruf, Nr. 14/1. März 1947, S. 13 Vgl. Anm. 65.
- ⁷⁹ Vgl. Anm. 76.
- ⁸⁰ Lettau (Anm. 4), S. 50. Vgl. auch derselbe: Die Gruppe 47 In: Documents (Paris September/Oktober '49): ‚Ein tröstliches Zeichen und eine grosse Hoffnung (...), dass die deutschen Schriftsteller mit der Vergangenheit gebrochen haben. Sie gehen neue Wege, sie sprechen dieselbe Sprache wie wir; eine europäische, eine Weltsprache.* Zit. nach Lettau ebd., S. 272. Und im Sonntagsblatt direkt für die deutsche Öffentlichkeit: «... Ihr seid dort gewesen, wo kein anderer bisher ausser euch war. Wir wissen, dass ihr an diesem Erlebnis fast noch erstickt. Aber wir hoffen, dass euch die Kehle frei wird. Wir warten auf das Wort aus Deutschland.» (Ebd., S. 274.) Wiss-Verdier hatte in seinem Vortrag am 16.10.'49 die literarische Situation in Frankreich mit der deutschen verglichen und sie offenbar als Vakuum bezeichnet (Lettau Anm. 4, S. 49.)
- ⁸¹ Ebd., S. 50.
- ⁸² Gedr. in: Hamburger Akademische Rundschau, Jg. 2, Heft 6/1946, S. 25 Iff.
- ⁸³ Der Friede (Anm. 73), Teil II, 9. Absatz. Siehe auch 11,6: «Die Erde wird an ihm dem Frieden teilhaben.»
- ⁸⁴ Rede auf dem zweiten internationalen Nachkriegs-Kongress des PEN-Clubs in Zürich. In: Günther Pflug (Hg.): Der deutsche PEN-Club im Exil 1933-1948.

Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek Frankfurt am Main. (Ausstellung und Katalog von Werner Berthold, Brita Eckert und anderen). Frankfurt/M. 1980, S. 384.

- ⁸⁵ Johannes R. Becher, Axel Eggebrecht, Hans Henny Jahnn, Erich Kästner; Hermann Kasack, Elisabeth Langgässer, Ernst Penzoldt, Theodor Plievier, Ludwig Renn, Reinhold Schneider, Anna Seghers, Dolf Sternberger, Günther Weisenborn, Friedrich Wolf und andere. Vgl. ebd., S. 393.
- ⁸⁶ Frankfurter Hefte 12/1951. Ein Beispiel des um die leergelassene Mitte Hertschreibens: «Die Modernität Bölls steckt in der Stimmung des Todes und der Trostlosigkeit, die er vermittelt (...) – bei dramatischen Steigerungen ist dem Autor äusserste Vorsicht anzuraten. Bei der um den Tod der weiblichen Hauptfigur herum unerhört gross angelegten Szene wird sehr augenfällig, dass ein so reiner Prosaist wie Böll sich immer erst einen Ruck geben muss, um sich zum Drama zu entschliessen. Und das Zwanghafte ist der Szene dann anzumerken.» Zit. nach Alfred Andersch: Norden Süden rechts und links. Von Reisen und Büchern 163 1951-1971. Zürich 1972, S. 249f.
- ⁸⁷ Sie meint, Bölls Modernität liege «im Einfachen»: «Wo (...) die Unsicherheit der Hand des Schreibenden von der Sicherheit des zu Schreibenden mitgerissen wird, entsteht so etwas wie Stil.» Mit dieser Unterscheidung kommt die Besprechung um eine Überprüfung von «Stil» an der Vernichtungsszene herum, meint sie aber wohl. Der formalen «Unsicherheit» entspräche dann Bölls Entscheidung, den Helden, wie zitiert, Gott trösten zu lassen, die Bachmann angesichts der zeitgenössischen Sinn-Debatte der Intellektuellen und Philosophen «hilflos und bescheiden» nennt. Wort und Wahrheit. Heft 8/1952.

Shylocks Wiederkehr

Die Verwandlung von Schuld in Schulden oder: Zum symbolischen Tausch der Wiedergutmachung

1. Shylock in Frankfurt/M.

Die Hauptfigur eines der folgenreichsten und «aufwühlendsten Theater Skandale» der Bundesrepublik¹, der sich 40 Jahre nach Kriegsende in Frankfurt ereignete, ist nie ins Rampenlicht der Theaterbühne getreten. Weil im Oktober 1985 Demonstranten die Bühne besetzten, blieben bei der geplanten Uraufführung von Rainer Werner Fassbinders «Der Müll, die Stadt und der Tod» die Schauspieler im Rücken der Demonstranten, und ihre Rollen blieben ungespielt. Während also die Figur, an der sich der Streit entzündet hatte, in den Kulissen blieb, besetzte sie aber gleichzeitig umso mächtiger die Vorstellungen der am Skandal beteiligten Kontrahenten und spielte so ihre bewährte Hauptrolle auf der Bühne der Imaginationen.

Im Personenverzeichnis dieses nichtgespielten Stückes – zehn Jahre zuvor entstanden, schon damals nicht zur Aufführung gelangt² und im Druck vom Verlag zurückgezogen³ – trägt diese Hauptfigur den Namen «der reiche Jude» und bezeichnet die Rolle eines Häuserspekulanten: «Er baut Häuser, wissen Sie, und alte reißt er ab. Das macht ihn reich. Und ungemütlich muss man wissen. Doch glücklich ist er nicht, das macht ihn leichter zu ertragen.» So die Worte des in seinen Diensten stehenden «Zwergs», der ihn ins Milieu einführt (S.101).

In der Tradition mythischer Stadtscenarien der Moderne entwirft Fassbinders Theater text ein erbärmliches Huren- und Ganovenmilieu, in dem, im Kontrast zum sonst vorherrschenden Vulgärten, die Stimme des «reichen Juden» als durchaus überlegen, nahezu philosophisch und auch anspielungsreich erscheint: «So rettet die Stadt sich in ihre versöhnlichen Gesten. Alles gleicht sich und ebnet sich ein» (119). Die Gegenfigur zum «reichen Juden» ist der immer noch überzeugte Nazi und Möchtegern-Massenmörder Müller, dessen schwind- und todessüchtige Tochter vom reichen Juden getötet wird, nachdem andere ihren Wunsch, sie zu töten, von sich gewiesen hatten. Dies wird von Müller II, dem Polizeipräsidenten, vertuscht, der stattdessen den Homosexuellen Franz als Mörder identifiziert.

Doch ist der Streit um die Aufführung gar nicht vorgedrungen bis in die Abgründe dieser Fabel, die als Symptom eines verdrängten, aber komplexen Zusammenspiels von Schuld, Geld und Sexualität im deutsch-jüdischen Verhältnis nach 1945 entziffert werden müsste. Der Text nämlich, den ohnehin kaum jemand kannte, wurde vollständig überlagert und verdeckt durch die Kontroverse, deren Szenario allerdings nicht weniger komplexe Zusammenhänge ins Spiel brachte. Über das Skandalon, das allein die Figur eines jüdischen Spekulanten in einem Text deutscher Nachkriegsliteratur darstellt, wurde unter dem Titel des Antisemitismus gestritten, – nicht allerdings in Form der wirkungsästhetischen Frage, ob in Fassbinders Text das tradierte antisemitische Stereotyp des Wucherjuden fortgeschrieben oder aber dessen kulturelles Konstruktions- und Wirkungsmuster vorgeführt und destruiert werde, einer Frage, die ja durchaus denkbar und sinnvoll zu erörtern wäre. Die Erregtheit des Streits zeigt an, dass es dabei um weit mehr und auch um anderes ging. Kam mit der Fixierung des Skandals auf die Figur des jüdischen Spekulanten einerseits die Kontinuität des An-

tisemitismus zur Sprache, so wurde zugleich aber etwas ganz anderes sichtbar, das zunächst die Gestalt einer Störung annahm.⁴ Im Verlaufe der Auseinandersetzungen nämlich geriet die gesamte politische Topographie der BRD durcheinander. Die eingeübten Positionen zwischen den Generationen und den politischen Lagern wurden neu gemischt, jüdische Intellektuelle trennten sich von ihren Genossen, die zweite Generation von der ersten, ehemalige Gegner fanden sich plötzlich auf derselben Seite, – ohne dass dabei aber ein neues, eindeutig profiliertes Bild Konturen gewann. Denn zwar waren Demonstration und Besetzung von Vertretern der jüdischen Gemeinde initiiert, sie wurden aber von vielen Nichtjuden unterstützt, während sich andererseits etliche jüdische Stimmen vehement *für* die Aufführung aussprachen. Einer von ihnen, der Regisseur Benjamin Korn, hat drei Jahre nach den Ereignissen ein eindrückliches Bild der Theater-Szene geliefert:

167

Man redete von Freiheit der Kunst, Hausfriedensbruch, Demonstrationsrecht, aber die Sätze waren wie von einer Lähmung befallen. Jedes Argument klang, als wäre es zu klein, die Stimmen waren belegt, ein Drittes stand im Raum: das waren die Toten. Die von den Nazis ermordeten Geschwister, Eltern, Verwandten und Freunde standen bei uns, sie standen da, weil man nicht von ihnen sprach. Die Kinder der Toten standen vor den Kindern der Mörder, und die Opfer und ihre Schlächter blickten sich durch die Augen ihrer Kinder an. Alle spürten es und erkannten diese Beziehung an und reichten sie, als ungelösten Konflikt, an die nächste Generation weiter. Dieser Akt geschah stillschweigend und wurde, wie ein altes Ritual, durch Schweigen besiegelt – ob schon über anderes geredet wurde. Schuldgefühl lag tonnen-schwer über dem Raum. Schuld ist Hass in gefrorenem Zustand. Wehe, wenn er zu dampfen beginnt.⁵

Das Schweigen im Reden über anderes als gefrorener Zustand der deutschen Nachkriegskultur – genau dieser Zustand war es, in den das Stück und der Streit um die Auffüh-

rung einbrachen. Unübersehbar geworden in den Kontroversen, wurden dessen Zeichen als Störung wirksam.

Noch in den entgegengesetzten Postulaten nämlich wurde im Streit ein gemeinsamer Bezugspunkt erkennbar: Die beschwörende Rede z.B. des Frankfurter Kulturdezernenten Hilmar Hofmann, dass der Aussöhnungsprozess zwischen Juden und Nichtjuden nicht gefährdet werden dürfe⁶, und die vielzitierte zynische Formulierung des Theatermannes Peter Iden von der Schonzeit, die vorbei sei, treffen sich, so Verschiedenes sie damit verbinden, im Diskurs einer gewollten Normalisierung. Kann die Rede von der Schonzeit als ein Versprecher gelesen werden, der in entstellter Form den Wunsch des Redners zum Ausdruck bringt – Ende der Schonzeit, sprich Selbstzensur, das ist Ende der *Schuldzeit* – so manifestiert sich in der Aussöhnungsrede ebenfalls ein vergleichbarer Wunsch: den Zustand des Unversöhnten zu beenden, der doch stets an die Täterposition, an die Schuld der Deutschen erinnert. Das Zurück zu einem unschuldigen Antisemitismus hier und die Politik einer philosemitischen Entschuldung⁷ dort: das sind die zwei Felder, die jenes Schweigen umschliessen, das Benjamin Korn als gefrorenen Zustand beschrieben hat.

Tatsächlich markiert der Fassbinder-Skandal eine Zäsur in der politischen Kultur der BRD, bewirkte das in der Störung Aufgebrochene einen Einschnitt, nach dem nichts mehr so war, wie es vorher war. Zugleich stellt das Szenario des Streits eine Gedächtnisszene dar, in der die Zeichen des Gefrorenen entzifferbar werden. Und es ist kein Zufall, dass darin die Shylockfigur des reichen Juden eine in den Schatten gedrängte Hauptrolle spielt. Erinnert die Form der Bühnenbesetzung zum einen an die Politik der Studentenbewegung und deren Aktionen gegen den «bürgerlichen Theaterbetrieb», so korrespondiert das Bild der BwZmewbesetzung zugleich mit den ELmsbesetzungen bzw. Protesten gegen die Zerstörung des Frankfurter Westend Anfang der 70er Jahre, aus deren politischem und biogra-

phischem Kontext Fassbinders Stück 1975 geschrieben wurde. Die Repräsentation jüdischer Interessen durch die Bühnenbesetzer 1985, die exemplarisch durch die Person von Ignatz Bubis verkörpert wird – Hausbesitzer damals, Vorsitzender der jüdischen Gemeinde und Bühnenbesetzer jetzt – und die eine geradezu symbolische Vertauschung der Plätze bedeutet, bringt das im Diskurs der Linken Verschwiegene ans Licht. Die Korrespondenz von Haus- und Bühnenbesetzung macht das Jüdische als dasjenige kenntlich, was der ideologische Streit nach 68 verleugnet hatte.

Aus der damaligen Parole «Nie wieder Auschwitz», mit der die Sprecher sich stets bereits auf der nichtigen Seite wännen, hatte sich ein abstrakter Faschismusbegriff etabliert. In seinem Licht und «imperialistischem» Massstab gerieten Israel und die Juden tendenziell an die Seite der Täter, während derart die Protagonisten des Protests, als Kinder deutscher Täter-Väter, die Stelle der Opfer einnahmen und ihre eigene unumgehbare, wenn auch unfreiwillige historische Erbschaft im toten Winkel ihres Diskurses blieb.⁸ Und in der Szene mit den zwei Blöcken im Theaterraum, Zuschauer- und Bühne, die sich, wie Korn schildert, wie zwei Zuschauerblöcke anblickten⁹ und im abstrakten Streit über ihre *konkrete* Geschichte schwiegen, die Beziehung nämlich zwischen Überlebenden bzw. deren Kindern und Nachgeborenen des Tätervolkes, – in dieser Szene wiederholt sich eine seit 1945 immerwährende Konstellation: das Nichtsprechen mit dem Anderen, das Versäumnis eines Sprechens, das allerdings erst über die Anerkennung des Abgrundes, der beide Seiten voneinander trennt, und über die Anerkennung der historischen Schuld ermöglicht werden könnte.¹⁰

Als Zeichen einer Wiederkehr des Verdrängten besetzt die Figur, die im Fassbinder-Skandal weitgehend im Dunkeln blieb, die Szene einer aufgebrochenen Schuldangst. Als Symptom, d.h. als Erinnerungssymbol verweist sie auf jene Reste,

die in die etablierten Praktiken der «Vergangenheitsbewältigung» und Schuldbearbeitung nicht eingegangen sind oder durch diese erst produziert wurden. Die Tatsache, dass es gerade die Figur eines «reichen Juden» ist, die das Unbearbeitete sichtbar machte, erinnert an die Spur des Geldes in dieser Geschichte. Und als Nachfolger Shylocks verweist diese Figur auch auf eine verfehlte Beziehung zwischen Gläubigern und Schuldnern, auf die Szene eines symbolischen Tausches, bei der der Wunsch einer Schulden-Verwandlung an der strukturellen Asymmetrie und Heterogenität im Tausch von Leib und Geld scheitert. Markiert Shylocks Name gleichsam die blutige Grenze im Äquivalent von Leib und Geld, so bezeichnet seine Wiederkehr in der Nachgeschichte der Shoah jenen Ort, an dem die Verfehlungen einer versuchten Verwandlung von Schuld in Schulden kenntlich werden. Es ist der Ort, an dem eine Konfrontation mit dem sich ereignet, was in den Verfahren juristischer und ökonomischer Schuldbewältigung unbearbeitet blieb. Nennen wir es vorerst die ethischen Anteile der Schuld.

2. Schuld und Schulden

Seit Beginn der Nachgeschichte, d.h. seit dem Ende des dritten Reiches' wird über die *Schuld* der Deutschen im Diskurs von *Schulden*, Bilanz oder Bezahlen gesprochen. Zunächst tritt dies als Sprachgebrauch in Erscheinung, der von verschiedener Seite das Bewusstsein einer notwendigen Schuldbegleichung zum Ausdruck bringt. Im Folgenden erhielt die Figur der Verwandlung von Schuld in Schulden in den finanziellen Entschädigungsleistungen der Deutschen eine konkrete politische Form, um schliesslich zu einer Münze im komplexen Spiel von psychischer und materieller Ökonomie des Schuldzusammenhangs zu werden. Von Bedeutung ist dabei die Art und Weise der Adressierung und der Gabe, der

Gewährung oder Forderung, der Instanzenbildung und des *Procederes*, mit der diese Ökonomie sich konstituiert, eine Ökonomie im psychoanalytischen ebenso wie im politischen Sinne.

In seinem Bericht über den mörderischen Zug der Überlebenden nach der Befreiung von Auschwitz in die italienische Heimat, in «La tregua» (1963, dt. «Das Erwachen» 1988), beschreibt Primo Levi seine erste Begegnung mit den Deutschen. Von Polen kommend, über endlose Umwege durch die UdSSR, Rumänien, Ungarn und Österreich, passierte der Zug Bayern und erreichte über München, Garmisch und den Brenner schliesslich Italien. Seine Empfindungen, ein «wirkliches Stück Deutschland unter den Füßen zu haben»,¹¹ schildert Levi als «Mischung aus Unduldsamkeit, Frustration und Anpassung, die mächtiger war als die Erschöpfung». Diese erste Begegnung mit Deutschland und den Deutschen, die im Lager als Befehlsgeber und abstrakte Täter im Hintergrund geblieben waren, gerät zur Szene eines verfehlten Gesprächs, in dem die Deutschen ihm etwas schuldig bleiben.

171

Uns schien, als hätten wir jedem einzelnen Deutschen etwas zu sagen, ungeheuerliche Dinge zu sagen, und als hätte jeder Deutsche uns etwas zu sagen: wir hatten das Bedürfnis, die *Summe* zu ziehen, zu fragen, zu erklären, zu kommentieren, wie Schachspieler am Ende einer Partie. Wussten ‚sie‘ von Auschwitz, vom verschwiegenen täglichen Massenmord, direkt vor ihren Türen? Wenn ja, wie konnten sie auf der Strasse gehen, in ihre Häuser zurückkehren, ihre Kinder ansehen, die Schwelle einer Kirche überschreiten? Wenn nicht, dann sollten sie, mussten sie in Gottes Namen zuhören, alles erfahren, von uns, von mir, alles und unverzüglich: die tätowierte Zahl auf meinem Arm brannte wie eine Wunde.

Während ich durch Münchens trümmerübersäte Strassen irrte, in der Gegend des Bahnhofs, wo unser Zug wieder einmal festlag, war mir, als bewege ich mich unter einer *Schar zahlungsunfähiger Schuldner*, als sei jeder Einzelne mir etwas *schuldig*

und weigere sich, es zu *bezahlen*. Ich war unter ihnen, im Lager des Agramante, unter dem Herrenvolk; aber es gab nur wenig Männer, viele von ihnen waren Krüppel, viele trugen Fetzen am Leibe wie wir. Mir war, als müsse jeder uns Fragen stellen, uns an den Gesichtern ablesen, wer wir waren, demütig unseren Bericht anhören. Aber *niemand sah uns in die Augen*, niemand nahm die Herausforderung an: sie waren taub, blind und stumm, eingeschlossen in ihre Ruinen wie in eine Festung gewollter Unwissenheit, noch immer stark, noch immer fähig zu hassen und zu verachten, noch immer Gefangene der alten Fesseln von Überheblichkeit und *Schuld*.¹²

172

Die Rede über Schuld und Schulden – die «Schar zahlungsunfähiger Schuldner» (*torme di debitori insolvent!*¹³) – ist hier an eine signifikante Geste gebunden: an das abgewendete Antlitz der Deutschen, das die Verweigerung eines Fragens, Hinhörens und Sprechens zum Anderen anzeigt. Aus der Perspektive des Überlebenden ist die Rede über die Schulden damit keine originäre Figur, sondern ein Abkömmling des Wunsches, Gehör zu finden; sie konstituiert sich aus einer verweigernden und verfehlten Begegnung, aus einer verneinenden Geste des Gegenübers.

Von Seiten des Überlebenden ist die Vorstellung, dass die Deutschen etwas zu begleichen oder zu bezahlen hätten, im Ursprung also nicht Ersatz des Sprechens, sie ist vielmehr in eine Adressierung des Anderen eingebunden. Ähnlich referiert Gershon Schölerl auf die Zahlungsrhetorik, 1966 in seiner berühmten Rede «Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen Gespräch»,¹⁴ mit der er seinen Einspruch formulierte gegen die Vereinnahmung des Mythos von der deutsch-jüdischen Symbiose durch eine nachkriegsdeutsche Versöhnungspolitik, die über das Vergangene hinwegsehen wollte. In Scholems Aussage, dass die Deutschen «ihre Katastrophe mit der Teilung ihres Landes bezahlt und andererseits einen materiellen Aufschwung erlebt hätten, der die vergangenen Jahre in den Schatten stellt,» changiert das Zahlungsmotiv zwi-

schen moralisch-politischem und ökonomischem Feld. Der Satz fällt in einer Rede, die mit der bekannten Wendung einer bereits enttäuschten, aber dennoch als Möglichkeit entworfenen Gesprächsszene schliesst:

Nur im Eingedenken des Vergangenen, das niemals ganz von uns durchdrungen werden wird, kann neue Hoffnung auf Restitution der Sprache zwischen Deutschen und Juden, auf Versöhnung der Geschiedenen keimen.¹⁵

Das Gedenken des Vergangenen und die Restitution der Sprache also als Voraussetzung und Möglichkeitsbedingung einer Versöhnung, und zwar jenseits des politisch-ökonomischen Diskurses, in den die Schuldenrhetorik bei Schölern verwiesen bleibt. Gerade deshalb springt die Rede von der *Restitution* an dieser Stelle besonders ins Auge, da der Begriff sowohl Wiederherstellung als auch Zurückerstattung bedeuten kann und insofern eine Differenz akzentuiert. Indem Schölern nämlich eine ganz anders geartete Restitution, die Restitution der Sprache, einfordert, verweist seine Formulierung hier indirekt auf die Reparationen und damit auf jenen Weg, den die Deutschen gegangen sind: Entschädigungszahlungen anstelle des Gesprächs, anstelle einer Wiederherstellung in der Sprache.

Das Wortfeld der Schulden situiert die Praktiken im Umgang mit der Schuld also in einem komplexen Feld, in dem sich politische, ökonomische, ethische und intersubjektive Konnotationen überkreuzen und vermischen. Auch die Protagonisten der deutschen Nachkriegsliteratur¹⁶ thematisieren den Zusammenhang von Schuld und Schulden, zunächst aber dominant im tradierten Sinne der Kriegsschuld und mit Bezug auf das von 1918, vom Ende des ‚Ersten Weltkrieges‘, sich herschreibende Modell der Reparationen. Erich Kästner, ein Schriftsteller der ‚inneren Emigration‘, wendet sich z.B. in einem Artikel im «Ruf» (März 1946)¹⁷ unter dem Titel «Die Schuld und die Schulden» gegen die Kollektivschuld. Im ersten Teil seines Textes kommt er über eine universelle, allge-

mein-menschliche Reflexion in allegorischer Form – er bespricht die zur Debatte stehende Verantwortung im Bild des Eintretens für einen Bruder, der zum Dieb geworden ist, – zu der Formel: «Die Schuld müsste ich ablehnen. Die Schulden würde ich anerkennen.»¹⁸ Der zweite Teil wechselt in den politischen Diskurs und diskutiert, auf dem Hintergrund der deutschen Reparationsverpflichtungen nach dem ‚Ersten Weltkriegs Nutzen und Schaden von «Kriegsschulden». Bleibt Auschwitz hier ohnehin vollkommen ausgeblendet, so meint Kästner sich auf eine allgemein anerkannte Lehre berufen zu können, in der die Reparationen als missglückter Versuch verbucht worden seien.

Wo die Schuldenrhetorik Verwendung findet, da ist auch der Versuch einer Bilanzierung nicht weit. Das zeigt ein Artikel von Alfred Andersch im «Ruf» (Dezember 1946)¹⁹, in dem er postuliert, dass das «deutsche Schuldkonto sich allmählich zu schliessen beginnt.» In seiner Rechnung nämlich erfahren die «Kriegsschuld der deutschen Führung und die von ihr begangenen Verbrechen» ihre Kompensation durch «die Fülle der Leiden, die, scheinbar als natürliche Folge einer so totalen Schuld, über Deutschland hereinschlagen», wobei er sich konkret auf Bombenangriffe, Vertreibung, Gefangenschaft und Armut bezieht. Das Schuldenmotiv besetzt hier die Position einer dritten Grösse zum Zwecke der Ermöglichung einer Quantifizierung zweier an sich un-messbarer Grössen: von Schuld und Leiden. Im Hintergrund von Andersch' Schuldbegriff steht das Programm der Umerziehung, als Gegenmodell und Schutz gegenüber Vergeltungsideen. Dabei verwirft er die These von der «Un-Erziehbarkeit des deutschen Volkes», womit in seinem «deutschen Schuldkonto» den Leiden indirekt auch ein erzieherischer Sinn zugeschrieben wird und sie zur Münze im Programm der *reeducation* werden.

Trotz allem hat sich bis heute die Vorstellung von Vergeltung und Bestrafung im kollektiven deutschen Gedächtnis erhalten, wie

jüngst anlässlich des 50jährigen Gedenkens der Bombardierung Dresdens wieder sichtbar wurde. «Wir Bestrafen, aufwachsend in zerstörten Städten, in der Ziegelsteppe», so der Schriftsteller Volker Braun²⁰, der sich damit deutlich in der Position der zweiten Generation situiert: als Kind, das die Strafen für die Untaten der Eltern zu erdulden hatte. Dabei verschiebt er die juristische Bedeutung der Strafe – die Strafe für eine Tat – vollständig in die pädagogische Sphäre, womit eine doppelte Kindposition eingenommen wird. Die Entschädigungsleistungen standen als Politik der Entschuldung im Bewusstsein der Deutschen immer im Schatten einer Angst vor Vergeltung in moralisch-erzieherischer Absicht, im Schatten einer Bestrafungsangst also. Verschiebt sich gegenüber einer drohenden Bestrafung im Falle der Entschädigungszahlungen die handelnde Instanz vom Anderen auf das Eigene, so ist dies eine wichtige Strategie zur Wiedergewinnung einer autonomen Position bzw. des Ichs als Gleicher. Dass die Reparations- und Entschädigungszahlungen im Volksmund den Namen ‚Wiedergutmachung‘ tragen, kann zudem als Zeichen für den Wunsch gelesen werden, mit der Wiedergutmachung eines zugefügten Leidens beim Anderen auch das Eigene wieder gut zu machen, das Ich also moralisch wiederherzustellen.

175

In ähnlichem Sinne hat Melanie Klein dem Begriff der Wiedergutmachung eine psychoanalytische Bedeutung gegeben. Lokalisiert in der Phase des infantilen Sadismus, sind die Phantasien zur Wiedergutmachung des äusseren und inneren mütterlichen Objekts – Klein spricht von *restauration*, *restitution* oder *reparation* – als Antwort auf die Angst und die dieser Position inhärente Schuld zu verstehen; sie ermöglichen eine Überwindung der depressiven Position, indem sie dem Ich eine stabile Identifizierung mit dem günstigen Objekt sichern und auf diese Weise eine strukturierende Rolle in der Entwicklung des Ichs spielen.²¹

3. Die Asymmetrie der Wiedergutmachung

Im Register des Politischen sprengen die als Wiedergutmachung bezeichneten Entschädigungszahlungen die tradierte Bedeutung der Reparationen. Als völkerrechtliche Regelung sind letztere als eine unmittelbare Kriegsfolge zu betrachten, in der sich die Vorstellung des Krieges als Kampf fortsetzt, denn es sind ja die Besiegten, nicht die Verursacher bzw. Schuldigen, die zur Zahlung von Kriegsentschädigungen verpflichtet werden. Im Begriff der Reparations-Schuld, die in Form einer Geldsumme festgelegt wird, ist die Bedeutung politischer Schuld in einem ökonomisch konnotierten Wort aufgehoben. Die implizite Konnotation von Strafe, die der Reparations-Schuld dennoch anhaftet, wird aber in den Wirkungen sichtbar. Werden durch sie Beziehungen zwischen Nationen geregelt, so haben sie deutliche Effekte für den nationalen bzw. nationalistischen Diskurs und für das nationale Selbstbewusstsein, die die Position von Sieger bzw. Besiegtem verstärken.

Demgegenüber wurde die Wiedergutmachung gegenüber den Verfolgten des Naziregimes in Form von Entschädigungen an Einzelne von Anfang an als moralische Verpflichtung der Deutschen diskutiert. Über den Grad der Freiwilligkeit in der Übernahme dieser Verpflichtung liesse sich natürlich diskutieren; nachgeholfen wurde auch hier durch nationale Interessen, indem z.B. die westlichen Besatzungsmächte in dem Überleitungsvertrag mit der BRD 1952 ein einheitliches Entschädigungsgesetz als Bedingung für die uneingeschränkte Souveränität der Bundesrepublik formulierten. Dieses wurde 1953 als «Bundesentschädigungsgesetz» erlassen²² und löste vorausgegangene Regelungen in den westlichen Besatzungszonen und verschiedene Länderregelungen ab. Den Anfang hatte 1947 ein Rückerstattungsgesetz in der amerikanischen Besatzungszone gemacht, in dem es um die Rückerstattung entwendeten Eigentums ging.²³ In der Verlagerung von der«Rückerstattung»

zur Idee der «Entschädigung» aber ereignet sich erst jene Zäsur im Reparationskonzept, die auf die Spezifik nationalsozialistischer Verbrechen und den damit verbundenen Zivilisationsbruch zu reagieren versucht und die Figur des symbolischen Tausches ins Spiel bringt. Das Gesetz zur Entschädigung von «Schäden an Leben, Körper oder Gesundheit, Freiheit, Vermögen und im beruflichen und wirtschaftlichen Fortkommen», zu zahlen an Verfolgte und Personen, denen von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft Unrecht geschehen ist,²⁴ etabliert das Projekt eines finanziellen Ausgleichs für das, was die Überlebenden während des ‚Dritten Reiches‘ erlitten haben. Dabei setzt die Regelung einer Entschädigung die Bemessbarkeit des Schadens voraus. Die euphemistische Rede von der Wiedergutmachung gründet in diesem quantifizierenden Verfahren, da die Vorstellung einer Begleichung bzw. Entschädigung, d.h. der Wiedereinsetzung in den früheren Zustand, ja überhaupt nur in einer Sphäre des Messbaren zu denken ist. Paradoxerweise wiederholen sich in dieser Form der Entschädigung zudem das bürokratische und statistische Moment jener Vernichtungsmaschinerie – der «Endlösung» als einem arbeitsteilig hochorganisiertem System –, deren Schäden beglichen werden sollen.

177

Schon die Begrifflichkeit ist sprechend; werden in der Vorstellung einer «Entschädigung der Opfer» in Form von Zahlungen die Opfer aus der Perspektive der Täter zu Objekten, an denen die Wiedergutmachung vollzogen wird, so bleibt die Reflexion der Tat dabei aus dem Spiel. Obwohl die 1952 von Ben Gurion und Adenauer eingeleiteten Gespräche über die Zahlungen sowohl in Israel als auch der Bundesrepublik bei grossen Teilen der Bevölkerung auf Widerstände stiessen, können die Motive dafür nicht unterschiedlicher sein: dort Empörung, sich überhaupt auf Verhandlungen mit den Deutschen einzulassen und von ihnen etwas anzunehmen, hier Widerstände gegen eine mit den Zahlungen verknüpfte Aner-

kennung der Schuld. Diese Asymmetrie zeigt sich schon in der radikal differenten Benennung der Zahlungen: die ‚Wiedergutmachung‘ im Deutschen steht dem neutralen ‚Pizuim‘ (Entschädigung) bzw. dem seltener gebräuchlichen ‚Shilumim‘ im Hebräischen gegenüber:

Der deutsche Begriff, was auch immer er bedeuten mag, weist deutlich auf ein positives Phänomen hin; Schaden wurde verursacht, und die Zahlung wird ihn irgendwie mildern. Der hebräische Begriff ‚Shilumim‘ stammt von einem biblischen Wort, das eine Form der Strafe bezeichnet. Der deutsche Begriff scheint zu indizieren, dass das Leid irgendwie gelindert werden kann; die Absicht der Zahlung ist, die Opfer zu entschädigen. Der hebräische Begriff hingegen deutet nicht auf den Schaden, sondern auf die Verantwortlichkeit der Täter.²⁵

178

Hinsichtlich der Symbolisierung des Geschehenen aber ist die asymmetrische Struktur der ‚Wiedergutmachungszahlungen‘ vielleicht noch eklatanter. Während für die Täter und ihre Erben die Entschädigungen eine Verwandlung ihrer Schuld in Schulden, den symbolischen Tausch einer ethischen Verpflichtung in eine Geld-Schuld zu gewährleisten scheinen, da existiert auf Seiten der Überlebenden keine entsprechende Symbolisierungsmöglichkeit. Versagt bei den meisten Überlebenden schon die Sprache, um ihre Erfahrungen zu beschreiben und ihre Erinnerungsspuren in eine Sphäre des Symbolischen einzutragen, so markiert die Bemessung des individuellen Schädigungsgrades das Versagen des Symbolischen vor dem Geschehenen vollends. Diese Asymmetrie in der Wiedergutmachung, die bereits in der fundamentalen Heterogenität von physischem wie psychischem Leid und einem bemessbaren Schaden gründet, wird noch durch die Instanzen und das Procedere des Gesetzes verstärkt, in denen sich das Verhältnis von Tätern und Opfern in verwandelter Form fortschreibt.

Wenn man die Wiedergutmachung auf dem Hintergrund der Schuldenrhetorik betrachtet, wird sofort kenntlich, dass sich Deutsche und die Opfer des Nazismus im Rahmen des Bundesentschädigungsgesetzes nicht einmal als Schuldner und Gläubiger gegenüberstehen. Vielmehr werden die Verfolgten in die Position der Antragsteller vor einer staatlichen Instanz der BRD verwiesen, zudem in die der Beweispflichtigen und müssen sich, wenn sie Beschwerde führen wollen, an ein deutsches Gericht wenden, eine juristische Instanz des Schuldners also. Da die Antragstellung individuell erfolgt, impliziert dies eine Wiederholungssituation, geht es für die Antragsteller doch darum, noch einmal die Position des Verfolgten einzunehmen und sich als Opfer anzuerkennen oder zu identifizieren.²⁶

179

Zudem bezieht sich die Entschädigung gar nicht auf das Erlittene selbst, nicht auf die traumatischen Erlebnisse, sondern auf die Folgeschäden, nämlich die Störungen und Beeinträchtigungen, die in deren Nachfolge sichtbar, definierbar und messbar wurden, und zwar nur auf solche Schäden, die in einem «ursächlichen Zusammenhang mit der Verfolgung stehen». Insofern müssen die Antragsteller sich einem Begutachtungsverfahren unterziehen, in dem sogenannte verfolgungsbedingte Störungen und Gesundheitsschäden von anderen, sogenannten anlagebedingten, der Verfolgung vorausgehenden oder durch anderes verursachte Störungen, abgegrenzt werden müssen. Dieses Verfahren impliziert strukturell den Verdacht unrechtmässiger Ansprüche, denn es bezieht sich auf die Vorstellung der Möglichkeit einer überhöhten Zahlung: «zuviel» Geld für einen «zu geringen» Schaden! Was dieses ganze Procedere für die Betroffenen bedeutet, ist in der Literatur der Psychiater und Gutachter nachzulesen, z.B. in der «Psychiatrie der Verfolgten» von Bayer u.a. (1964),²⁷ in William G. Nederlands Studie über das «Überlebenssyndrom» (1980)²⁸, in den Arbeiten von Hans Keilson²⁹, bei Gertrud Hardtmann oder in Fischer-

Hübners «Die Kehrseite der ‚Wiedergutmachung‘. Das Leiden von NS-Verfolgten in den Entschädigungsverfahren» (1990).³⁰ Erneut mit Beamten und Ärzten konfrontiert zu sein, erneut den eigenen Körper und die eigene Person als Objekt einer Begutachtung zu erleben, wieder von den alten, oft im Interesse des Überlebens verdrängten Erlebnissen sprechen zu müssen, – all dies hat bei vielen dazu geführt, dass sie das *Procedere* als eine Art Nach Verfolgung erfahren haben. Andere konnten sich gar nicht erst dazu entschliessen, überhaupt Ansprüche geltend zu machen, sich also als Antragsteller gegenüber einer deutschen Behörde bzw. als Empfänger von Geldleistungen anzuerkennen.

180

Aber auch innerhalb der Logik der Entschädigung bleibt das Problem der Begutachtungsmassstäbe. Bereits 1964 reflektierten Bayer u.a. die Erfahrung, dass das psychiatrische und analytische Wissen der Gutachter inadäquat war, dass die tradierten Krankheitsbilder in der Konfrontation mit den Verfolgungsopfern nicht hinreichten. Sie versuchten durch eine Fortführung und Veränderung der «Lehre vom psychischen Trauma» und durch den Begriff des «Spätschadens» den spezifischen Phänomenen der Antragsteller gerecht zu werden. Doch bleiben auch diese Überlegungen notgedrungen in den Bahnen der rechtlichen Grundlagen des Entschädigungsgesetzes. Wegen der Norm des «ursächlichen Zusammenhangs» des Schadens zur Verfolgungssituation z.B. erhielt die gutachterliche Anerkennung von Spätschäden eine zentrale Bedeutung: die Anerkennung von Störungen, die erst Jahre nach dem Geschehenen, oft nach einer Phase vollständiger äusserer Unauffälligkeit auftreten. Die volle Bedeutungsdimension der Spätschäden aber kann erst heute annähernd erahnt werden, erst seitdem die verschiedensten Phänomene der Traumatisierung bei Überlebenden und auch bei ihren Kindern deutlich geworden sind, – Phänomene, die oft erst Jahrzehnte nach den Erlebnissen an die Oberfläche treten.

Die Frage, welche Stellung die Wiedergutmachung in der psychischen Ökonomie der Überlebenden einnimmt, ist wohl kaum zu beantworten und auch nur individuell zu stellen. Erschwerend kommt dabei hinzu, dass viele der Opfer mit einem der schwierigsten Überlebenden-Syndrome belastet sind, mit einem Schuldgefühl gegenüber den Toten. Und bei diesem Gefühl einer Schuld handelt es sich um eine andere Art Schuld als die, von der bislang die Rede war, eine Schuld, für die keinerlei Form einer Verwandlung oder eines symbolischen Tausches zur Verfügung steht oder denkbar ist. Der Wunsch nach Wiederherstellung kann sich hier nur am Eigenen und eigenen Leibe vollziehen, etwa in der leiblichen Zeugung, der Begründung einer Familie. Wo Leib und Empfinden letztlich dasjenige sind, was sich der Wiederherstellung qua Entschädigung entzieht, sind sie andererseits auch dasjenige, in dem die eigene, differente Praxis einer Wiederherstellung gründet. Das erklärt die erhöhte Bedeutung, die Kinder und das ganze Feld des Familialen für Überlebende erhalten. Dass auch diese Überlebensform dem Symbolischen nicht entgeht, davon wissen die betroffenen Kinder zu erzählen, die sich der Last jener Bedeutung, die im Sinne einer Restitution der Genealogie ihrem Leben aufgebürdet wird, nicht gewachsen fühlen. Wenn ihnen oftmals die Namen von Toten der Shoah gegeben wurden, so fühlen sie am deutlichsten, dass sie die Toten zu ersetzen doch niemals in der Lage sein werden.

Soll hier aber gegenwärtiges Leben vernichtetes Leben ersetzen, die Nachgeborenen die Toten, bewegt sich diese Figur innerhalb der Struktur familialer Genealogie, während auf Seiten der Täter die zweite Generation zwar die Schuldenerbschaft übernommen, deren Anerkennung aber von der eigenen Herkunft aus einem Tätervolk abgespalten hat, so dass die Figur des symbolischen Tausches sich – derart aufgespalten – gleichsam als Schuld-Zins fortpflanzt: als Zins einer Schuld, die mit dem Eigenen nicht in Verbindung gebracht werden kann. Die Zinsen der Schuld der Väter haben sich da-

bei durch jenen Schuld-Zins vermehrt, der aus der unmöglichen Verwandlung der Schuld in Schulden in der Nachgeschichte des Nazismus erst erwachsen ist.

Hat die Schuld, die als un-eigen, als fremd betrachtet wird, für die zweite und dritte Generation der Deutschen derart eine Zinsform angenommen, so etabliert sich darin eine Struktur des Symbolischen, in der die Schuld und das Fremde eine neuartige Verbindung eingehen oder sich gar vermischen³¹. Von dieser Struktur her liesse sich ein Deutungsmuster ableiten, in dem die auffällige Obsession der deutschen 68er Bewegung für das Thema des Kapitals, von dem sie ebenso besessen war wie von einer abstrakten Faschismusrhetorik, lesbar würde.

4. Shylocks Wiederkehr

Der Schuld-Zins und die familiäre Genealogie – von eben jener Asymmetrie zwischen leiblicher Fortpflanzung und der des Geldes und von der konfliktreichen Zirkulation beider Sphären weiss Shylock etwas zu berichten. In seinem Herkunftstext, in Shakespeares «Kaufmann von Venedig», besetzt der Name Shylocks jenen Ort, an dem die Zirkulation beider Sphären sich berührt und der Tausch unterbrochen wird.

In der Schlüsselszene, in der die als Rechtsgelehrter verkleidete Portia und Shylock sich treffen, begegnen sich eine Tochter ohne Vater und ein Vater, dem die Tochter enteignet wurde. Diese Korrespondenz ist ein Hinweis auf die Verschränkung beider Geschichten. Während Portia Shylock hier nun den Pfand-Wunsch zerstört, seine Forderung, vertragsmässig seinen Kredit in Form eines Pfundes Fleisch aus dem Körper des Kaufmanns Antonio zurückzuerhalten, zerstört diese Szene doch zugleich auch ihr Wunschbild eines Ehemanns und macht sie selbst zum Pfand.³²

Denn Bassanio, der Freund des Kaufmanns, bekundet in dieser Szene seine Bereitschaft, alles, auch seine Frau zu opfern, um den Freund zu befreien. Damit wird die Frau, die er gerade geheiratet hatte, ganz offensichtlich zu einem Pfand in der Zirkulation, die zwischen den beiden Männern stattfindet, eine Funktion, die (ihr) bis dahin verborgen geblieben war. Shylock kommentiert dies übrigens mit den Worten, «These be the Christian husbands!» und wünscht seiner Tochter einen anderen Ehemann.

Hatte der Kaufmann Antonio den Kredit aufgenommen, um ihn seinem Freund zu geben, damit dieser sich ausstatten konnte für seine Brautwerbung, die er – da er das richtige Kästchen wählte – glücklich abschloss und durch dieses Glück nicht nur die schöne Portia, sondern auch ein grosses Vermögen gewann, so versetzte dies Bassanio in die Lage, Antonio die dreifache Summe anzubieten, um seinen Gläubiger zufriedenstellen zu können. Insofern hat sich der aufgenommene Kredit in der Zirkulation auf dem Umweg über die Frau durchaus verzinst, nur dass ihre Position in der Zirkulation die Geldform verbirgt. Diese Form des Frauentausches in einer männer hündischen Ordnung wird im «Kaufmann von Venedig» durch die Kästchen-Allegorie thematisiert und reflektiert. Die von Portias verstorbenem Vater erdachte Regelung, dass seine Tochter dem Manne zufallen würde, der das richtige Kästchen wählt, macht die Tochter zum Äquivalent des familialen Vermögens und sichert darüber die familiäre Genealogie. Die Kästchenallegorie beschreibt die Funktion der Frau in diesem Tausch durch die Tatsache, dass das richtige Kästchen Portias Bild enthält, als Verkörperung der geglückten Zirkulation. Ihr Körper wird dabei zur Münze im symbolischen Tausch. Er besetzt und verdeckt zugleich jene Stelle, die das christliche Verbot einer Fortpflanzung des Geldes beschreibt.

Die direkte Fortpflanzung des Geldes in Geld dagegen, d.h. in Kredit und Zins, wird auf eine Position jenseits dieses

Verbots verlagert, auf den Juden Shylock, dessen Position die Ordnung doch gleichzeitig stützt. In der Funktion der Stütze also ähneln sich die Positionen des Juden und der Frau, deren Orte aber dennoch gänzlich verschieden sind: er sichtbar und ausgeschlossen, sie unsichtbar und eingeschlossen in die etablierte, christliche Ordnung.³³ Shylock bezahlt diese Position mit Schande und Ehrverlust, zusätzlich verliert er bei Shakespeare die Tochter, die inklusive seines Vermögens, *seinem* Kästchen, von einem Christen, den sie liebt, entführt wird.

Als Shylocks Begehren nach Rückzahlung der Demütigungen ihn dazu motiviert, sein Pfand tatsächlich einzuklagen und ein Pfund Fleisch aus dem Körper des Kaufmanns zu fordern, bricht die Ordnung zusammen. In der Gerichtsszene tritt deren gewaltsame Kehrseite zutage. Portia, soeben über ihre eigene Rolle im symbolischen Tausch und damit über dessen Unmöglichkeit belehrt, deckt auf, dass das von Shylock geforderte Pfand nur blutig zu erwerben wäre. Die Tochter des anderen ist es, die – in der Maske des Rechtsgelehrten – sich selbst als Pfand erkennt, die Möglichkeit des Pfandes *versagt* und damit die Unmöglichkeit des symbolischen Tausches zum Ausdruck bringt. In dem Moment, da kenntlich wird, dass der Tausch von leiblichem Pfand und Geld nur um den Preis des Blutes bzw. des Lebens zu realisieren wäre, bricht die blutige Spur des symbolischen Tausches hervor, eine Szene, die mit der Figur des unglücklichen Shylock besetzt ist und seinen Namen zum Erinnerungssymbol dieser Szene macht.

Ich hatte gesagt, dass das Auftreten der Shylock-Figur ein Symptom der Wiederkehr des Verdrängten darstellt. Im kollektiven Gedächtnis verbindet sich mit Shylock an der Oberfläche zunächst die Figur des reichen und skrupellosen Juden, der es nicht nur auf Geld, sondern auch auf das Fleisch seines Schuldners abgesehen hat. So assoziiert Shylock zum einen das antisemitische Stereotyp der Verknüpfung von Geld und Judentum und darüber hinaus den verbotenen und unmöglichen Tausch von Geld und

Leib, der im «Kaufmann von Venedig» ja verhindert wird, indem die weise Stimme Portias die blutigen Voraussetzungen dieses Tausches zur Sprache bringt, und zwar auf Kosten Shylocks, dem am Ende alles genommen ist, wenn er, in den Worten Portias, mehr Recht bekommt, als er begehrt.³⁴

Aber die Wiederkehr des Shylock nach 1945 ereignet sich ja auf einer vollkommen veränderten Szene.³⁵ Wenn seine Figur in einer Gedächtnisszene *nach Auschwitz* auftritt, dann bringt sie mehrfache Verkehungen der Konstellation ins Spiel. Zwar scheint die Position des jüdischen Gläubigers eine Aktualisierung der Figur zu ermöglichen. Doch während Shakespeares Shylock seinen Kredit in Form eines Pfundes Fleisches aus dem Körper des christlichen Kaufmanns Antonio zurückfordert, hat sich die Richtung des Tausches heute verkehrt, wird den Juden Geld gezahlt als Ausgleich für ihre Toten, für die von den christlichen Nazis vernichteten Körper. Und es sind heute die Deutschen, die zwar als moralische Schuldner, aber als Geld- und Kreditgeber, d.h. Gläubiger in inter-nationalen Beziehungen auftreten.³⁶ Doch geht es wohl weniger um die Beziehung der Figuren, als um die Verknüpfung von Juden, Schuld, Geld und Leib.

So fungiert die Shylockfigur nach 1945 zwar im Kontinuum des Antisemitismus, beispielsweise in einem neonationalen, rechten Deutungsmuster, in dem die Schuldzuschreibung der Nazis gegenüber einer unterstellten jüdischen Autorschaft der Reparationsauflagen nach dem ‚Ersten Weltkrieg‘ fortgeschrieben wird³⁷, und zwar im Interesse einer Entlastung deutscher Schuld *nach* dem Nazismus. Aber im Zusammenhang dieser Nachgeschichte kann die Wiederkehr des Shylock, im Sinne deutscher Schuldangst, auch auf eine Angst vor dem Rachejuden hindeuten, der aus der zivilisierten Gestalt des imaginierten Wucherjuden wieder hervorbrechen könnte. Zugleich kann das andere Gesicht des skrupellosen Juden, des armen, unglücklichen Shylocks, dem der

Verzicht aus der Einsicht eines unmöglichen Tausches allein aufgebürdet ist, aber auch eine Wunscherfüllung darstellen, des Wunsches nämlich, den Schuld-Schulden-Tausch und den Schuld-Zins zu beenden. Damit erhält die janusgesichtige Shylock-Figur eine Bedeutung im Kontext jener zweifachen Weise, in der Auschwitz Teil des Unbewussten ist: «als Unbewusstes, das sich in der kollektiven Tat *realisierte*, und als fortwirkendes kollektives Schuldgefühl wegen der Tat.»³⁸ Diese zweifache Besetzung des Jüdischen, mit der Angst vor einer heimlichen Komplizenschaft des Unbewussten mit Auschwitz zum einen und zum anderen mit dem Wunsch, der Schuld zu entkommen, kommt in jener Schuldangst zum Ausdruck, die sich an Shylock entzündet.

Sie bleibt solange gebannt bzw. im gefrorenen Zustand, wie Shylock in der Gestalt eines harmlosen, gütigen Alten wiederkehrt, etwa in der Gestalt des Venezianischen Juweliers in Alfred Andersch' Roman «Die Rote» (1960), in dem der Alte sich dann auch als Substitut für den verlorenen Vater der Protagonistin, einer jungen Deutschen, anbietet. Seine Bedeutung als Vater-Ersatz entschädigt die Tochter für die kleine Unehrllichkeit im Ökonomischen, beim Täusch ihres Ringes gegen Geld, wobei die Tatsache, dass sie einen teuren Ring ihres (deutschen) Mannes gegen die Zuwendung und Anerkennung des alten Juden tauscht, symbolisch die Wunschfigur der Wiedergutmachung zur Darstellung bringt. Die dabei gleichzeitig sich vollziehende Wiedergutmachung des Shylock als harmloser Figur und die Restitution der familialen Ordnung gehen dabei Hand in Hand.³⁹

In solcherart Versöhnungsszenario bricht Fassbinders Stück tatsächlich wie eine Bombe ein. Sowohl die Möglichkeit einer Wiedergutmachung der Beteiligten als auch die Versöhnung der Schuld-Schulden-Beziehung im Familienmodell werden radikal destruiert; mit der Tötung der Tochter ist in seinem Text dieserart Tausch ein gewaltsames Ende bereitet. Insofern führt Fassbinders Stück jene gewalttätige Seite des unmöglichen symbolischen Tau-

sches wieder ein, die auf dem Schauplatz der Wiedergutmachung vergessen schien.

Da mit der getöteten Tochter in Fassbinders Stück zugleich die Hure getötet wird, setzt dieser Mord auch jener Figur ein gewaltames Ende, die in der Moderne den symbolischen Tausch von Leib und Geld verkörpert. Das Ende seines Stückes lässt sich als eine Verkehrung der Shakespeareschen Konstellation lesen. Während bei Shakespeare Shylock von der Bühne tritt und Portia, wenn auch enttäuscht, ihre Rolle als Ehefrau fortspielt, betreibt der reiche Jude bei Fassbinder lustlos seine Geschäfte weiter, während die Tochter tot ist. Und im Sinne des abgespaltenen Symbolischen, in dem sich Fremde und Schuld vermischen, so dass im Unbewussten der zweiten Generation die Täter-Väter und die Opfer eine Verbindung eingehen, inszeniert Fassbinders Stück eine Komplizenschaft von Deutschen der Vätergeneration und Juden: Müller II und der reiche Jude. Den Wiedergutmachungsphantasien der Vätergeneration opponiert der Sohn mit der trotzigen Inszenierung destruktiver Phantasien, mit denen die Hassanteile der Schuldangst an die Oberfläche kommen.

Doch blieben diese Abgründe, wie gesagt, im Schatten. Die Nichtaufführung des Stückes hat zumindest garantiert, dass der gefrorene Zustand der Schuld, von dem Benjamin Korn sprach, erhalten blieb und nicht zu dampfen begann. Was sich allerdings unter der Eisdecke abspielte, davon waren womöglich in den letzten Jahren gewaltsamere Real-Szenen zu sehen, als es der Anblick von Fassbinders Stück gewesen wäre.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. Klaus Briegleb: Negative Symbiose. In: Klaus Briegleb, Sigrid Weigel (Hg.): *Gegenwartsliteratur seit 1968. Hansers Sozialgeschichte der Deutschen Literatur* Bd. 12. München 1992, S.124ff.
- ² 1975 konnte Fassbinder, gerade zum Intendanten des TAT (Theater am Turm in Frankfurt/M.) ernannt, sein Vorhaben, das Stück dort selbst zu inszenieren, nicht durchsetzen.
- ³ Rainer Werner Fassbinder: *Stücke 3. Die bitteren Tränen der Petra von Kant. Das brennende Dorf (nach Lope de Vega). Der Müll, die Stadt und der Tod.* Frankfurt/M 1976. Die Auslieferung wurde vom Suhrkamp Verlag gestoppt und die Ausgabe zurückgezogen.
- ⁴ Das Tabu, das die Darstellung eines «reichen Juden» überhaupt betrifft, erklärt sich daraus, dass die Präsentation jüdischer Schuld oder einer jüdischen Täterposition in der psychischen Ökonomie der Deutschen als Entlastung funktioniert. Im Effekt stellt dieses Tabu die Darstellung jüdischer Figuren aber unter eine Unschuldsnorm bzw. zwingt sie in ein Gutheitskorsett, wodurch alles ausgeblendet werden muss, was nicht in das Bild einer unschuldigen, moralisch einwandfreien Person passt. Letztlich bleibt die Darstellung von Juden damit auf eine Opferposition fixiert.
- Der Hinweis auf die Gefährlichkeit des Stücks ebenso wie die Erregtheit des Streits zeigen aber an, dass dieses Unschuldsgebot auch die Funktion hat, jene negativen, vom Opferbild abweichenden Vorstellungen über die Juden und damit verdrängte Spuren aus dem Archiv des imaginären Juden nicht hervorbrechen zu lassen. Das gefrorene Bild unschuldiger Opfer dient als Deckel auf einer womöglich zutage tretenden heimlichen Komplizenschaft des Unbewussten mit Auschwitz. Das Tabu bannt damit auf beiden Seiten die Angst vor dem Zutagetreten sichtbarer Zeichen eines heimlichen Antisemitismus, der unter einer dünnen Decke des in jüngster Zeit herrschenden Philosemitismus in Deutschland verborgen ist.
- Die radikalste Destruktion dieses Tabus verfolgt Edgar Hilsenrath mit seinem Roman «Der Nazi und der Friseur» (1971, dt. 1977), der ein satirisches Spiel mit dem Bilderarchiv des Antisemitismus treibt. Dadurch, dass sich hinter dem Ich-Erzähler; der den jüdischen Schwarzhändler Itzig spielt und dabei auf antisemitische Reaktionen stößt, tatsächlich der ehemalige Massenmörder Max Schulz verbirgt, der nach 45 die Identität von Itzig angenommen hatte, ereignen sich in seinen Erzählungen und Reflexionen mehrfache Maskierungen und Verkehren/Perversionen. Dadurch werden die imaginären Muster von Antisemitismus und Schuldangst derart verwirrt, dass die Leser unfreiwillig verwickelt und auf diese Weise mit der Komplementärbedeutung von Anti- und Philosemitismus konfrontiert werden.
- ⁵ Benjamin Korn: Der Schock ist fruchtbar noch. Ein Skandal, mit dem wir nicht fertig sind: Frankfurt und die Fassbinder-Affäre 1985. In: *Die Zeit* Nr. 44, 28.10.1988, S.67-9, hier 69.

- ⁶ Zit. nach K. Briegleb, *Negative Symbiose* (Anm. 1), S.126.
- ⁷ Dazu gehörte auch der Schutz «jüdischer Gefühle», zu dem ungewöhnlich viele Politiker aus dem gesamten Parteienspektrum sich im Verlaufe der Kontroverse berufen fühlten, obwohl dieser Gesichtspunkt vordem – z.B. beim Konflikt um ehemalige Nazis in hohen Staatsämtern oder auch um die Ehrung von SS-Gräbern in Bitburg – kaum je eine Rolle gespielt hatte.
- ⁸ Seither ist einiges in Bewegung geraten, z.B. jene in der zweiten Hälfte der 80er Jahre begonnene Reflexion über die Position der zweiten Generation als Kinder von Tätern, vgl. exemplarisch Peter Sichrovskys «Schuldig geboren» (1987) oder Bernhard Sinkeis Film «Väter und Söhne. Eine deutsche Tragödie» (1986). Vor allem die Psychoanalyse hat sich dieser Konstellation angenommen, vgl. Anita Eckstaedt: *Nationalsozialismus in der ‚zweiten Generation‘. Psychoanalyse von Hörigkeitsverhältnissen*. Frankfurt/M. 1989. Dan Bar-On: *Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern*. Frankfurt/M. 1993.
- ⁹ B. Korm (Anm.5), S.69.
- ¹⁰ Zum Konzept der Anerkennung nicht als einer moralisch zu erbringenden Leistung, sondern als Akt, dem immer das «Verhältnis zu einem Anderen, nicht unmittelbar Gegebenen oder Gegenwärtigen» anhaftet, vgl. Alexander Garcia Düttmann: «We're queer, we're here, so get fuckin' used to it». Spannung im Kampf um Anerkennung. In: *Babylon*. Beiträge zur jüdischen Gegenwart, Heft 13-14/1994, S. 61-87. Dort S.67: «Anerkennung ist weder ein Zustand noch ein Ergebnis, sie gehört niemals einfach der Wahrheit an und ist niemals einfach ein Falsches oder Unwahres, sie ist niemals bloss eine ‚beruhigte Sicherheit‘, ein konventionell-normativ oder historisch-teleologisch normalisierter Akt, sondern regelmässig eine in sich widersprüchliche und spannungsgeladene, gespaltene und uneinheitliche Bewegung, die uns davon abhält, den wie immer auch zu denkenden Bezug zur Wahrheit, zum Bewusstsein, zum Wissen, zu Konventionen und Normen, zu Teleologien und Eschatologien als einen einfachen und eindeutigen Bezug zu bestimmen.»
- ¹¹ Primo Levi: *Das Erwachen*. München 1988, S.359.
- ¹² Ebenda, S.359/360. H.v.m.
- ¹³ Primo Levi: *La tregua*. Torino 1963, S.251.
- ¹⁴ Auf der 5. Plenarversammlung des Jüdischen Weltkongresses in Brüssel. Vgl. die Dokumentation: Abraham Melzer (Hg.): *Deutsche und Juden. Ein unlösbares Problem*. Reden zum Jüdischen Weltkongress 1966. Düsseldorf 1966.
- ¹⁵ Gershom Schöler: *Judaica 2*. Frankfurt/M. 1970, S.46.
- ¹⁶ Vgl. auch den Beitrag von Klaus Briegleb in diesem Band.
- ¹⁷ Nachdruck aus «Die Neue Zeitung» im «Ruf», 15.3.1946.
- ¹⁸ Ähnlich banalisierend wie das Bild, auf das Kurt Hiller 1945 in seinem Sammelband «After Nazism – Democracy?» zurückgreift. «Wenn mein Hund ohne mein Verschulden das Nachbarskind beisst, muss ich dennoch für den Schaden aufkommen. Im selben Rechtsverhältnis stünden auch das deutsche Volk und der Nazi.» Thomas Koebner: *Die Schuld-*

frage. Vergangenheitsbewältigung und Lebenslügen in der Diskussion 1945-1949. In: Unbehaute: Zur deutschen Literatur in der Weimarer Republik, im Exil und in der Nachkriegszeit. München 1992, S.320-351, hier S.330.

¹⁹ Alfred Andersch: Grundlagen einer deutschen Opposition. In: Der Ruf. Unabhängige Blätter der jungen Generation, Nr.8, 1.Jg., München 1.12.1946.

Vgl. auch Otto Flakes Artikel «Etwas über die Schuldfrage», Merkur H.1, 1947, S. 140-3. Wechselt Flakes Argumentation zwischen dem ökonomischen und dem moralischen Sprachfeld, so stellt er doch eine deutliche Hierarchie her: «Die Moral stellt sich von selbst ein, wenn die Bilanz gezogen ist». Schon dieser Artikel, der den Faschismus als historisch «fällig» gewesene Denkhaltung beschreibt und die Tatsache, dass es die Deutschen waren, die schuldig geworden sind, eher als zufällig bzw. als Effekt einer Dummheit bewertet, bringt Shylock ins Spiel, – allerdings in verkehrter Form, denn er verwechselt ihn mit dem Kaufmann von Venedig: «Bei strikter Verrechnung, an die der Kaufmann von Venedig dachte, ist Wiedergutmachung überhaupt nicht möglich. Eines Tages schliesst man das Konto, eines Tages ist die Schuldfrage erledigt.» (S.140)

190 ²⁰ Volker Braun: Menschenwerk in steinerner Hand. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.2.1995, S.29.

²¹ Melanie Klein: «Contribution to Psycho-Analysis», nach Laplanche/Pontalis: Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt/M. 1973, S.626/7. Vgl. auch Birgit R. Erdle: Sarah Kofman, ‚Paroles suffoquées‘. Eine Lektüre mit Adorno. In: Sigrid Weigel (Hg.): Flaschenpost und Postkarte. Korrespondenzen zwischen Kritischer Theorie und Poststrukturalismus. Köln 1995, S.79/80.

²² Übrigens ein Jahr nach dem Gesetz über den Lastenausgleich (LAG), das einen Ausgleich in der Verteilung der Kriegsfolgelasten unter den Deutschen zum Ziel hatte und vor allem den Vertriebenen zugute kam.

Das ganze System der Entschädigungszahlungen kann hier unter juristischen und politischen Gesichtspunkten nicht differenziert dargestellt werden. Es sei aber auf den begrenzten nationalen Geltungsbereich (definiert im Sinne einer Beziehung zum früheren deutschen Reichsgebiet) des Bundesentschädigungsgesetzes hingewiesen, das ergänzt wird durch das Reparationsschadengesetz (das vor allem Personen in osteuropäischen Ländern betrifft) und durch zahlreiche zwischenstaatliche Wiedergutmachungsabkommen der BRD mit einzelnen Staaten wie Israel, den Niederlanden etc. Die Lücken, die in diesem System existieren, sind dennoch erheblich. Sie betreffen beispielsweise die individuelle Entschädigung von Polen, die die Zwangsarbeit in Betrieben des ‚Dritten Reiches‘ überlebt haben. Und mit der Tschechoslowakei etwa ist nie eine Vereinbarung zustande gekommen, wobei bei den von deutscher Seite ins Spiel gebrachten Gründen, der Vertreibung ‚Deutschstämmiger‘ als einer Art Gegenschuld, wieder die Vorstellung vom «Schuldenkonto» ihre Wirkung zeigt. Vgl. dazu jüngst die Rede des tschechischen Präsidenten Havel mit dem Tenor, solcher nationa-

len Aufrechnung der Vergangenheit ein Ende zu bereiten, FAZ 18.2.1995, taz 18./19.2.1995.

- ²³ Vgl. Helga und Hermann Fischer-Hübner (Hg.): Die Kehrseite der «Wiedergutmachung». Das Leiden der NS-Verfolgten in den Entschädigungsverfahren. Gerlingen 1990. Ch. Pross: Wiedergutmachung. Der Kleinkrieg gegen die Opfer. Frankfurt/M. 1988. Hans Keilson: Die Reparationsverträge und die Folgen der «Wiedergutmachung». In: Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945. Hg. v. Micha Brumlik, Doron Kiesel, Cilly Kugelmann und Julius H. Schoeps. Frankfurt/M. 1986, S.121-139.
- ²⁴ Vgl. Walter Ritter von Bayei; Heinz Häfner, Karl Peter Kisker: Psychiatrie der Verfolgten. Berlin, Göttingen, Heidelberg 1964, S. 106ff.
- ²⁵ In der biblischen Tradition von ‚Shilumim‘ ginge es eher darum, die Seele der Täter zu retten als die Opfer zu entschädigen. Yaacov Lozowick: Erinnerung an die Shoah in Israel. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht. H.6,1994, S.380-390, dort Anm. 13, S.386.
- ²⁶ Vgl. Keilsons Bericht einer Therapie, in deren Zusammenhang er diese Identifikation durchaus unter positiven Gesichtspunkten diskutiert. H. Keilson: Die Reparationsverträge (Anm.22). S.138. Zur Figur der Anerkennung vgl. hier Anm. 10.
- ²⁷ Anm. 24.
- ²⁸ W. G. Niederland: Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom. Seelenmord. Frankfurt/M. 1980.
- ²⁹ Das Hauptwerk von Hans Keilson: Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Stuttgart 1979. S. auch Anm. 26.
- ³⁰ Gertrud Hardtmann (Hg.): Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder. Gerlingen 1992. Fischer-Hübner (Anm. 23).
- ³¹ Wie etwa in der Literatur Fassbinders.
- ³² Es ist auffällig, dass in den Lektüren des Stücks beide Handlungsstränge meist voneinander isoliert werden, der Shylock-Konflikt und die Portia-Handlung, meist als Kästchenwahl-Geschichte erörtert, während doch gerade aus der Überkreuzung erst die vollständige Dekonstruktion der Zirkulation zustandekommt. Auch Freud versäumt, in seinem «Motiv der Kästchen wähl» das Thema der Weiblichkeitsbilder mit dem Shylock-Motiv, dem des Antisemitismus, in Verbindung zu bringen. Und Sarah Kofman bringt zwar beide Motive zusammen, subsumiert sie aber einem Deutungsmuster; dem Konzept der Ambivalenz, ohne die Überkreuzung und gegenseitige Kommentierung beider Geschichten zu sehen. Sarah Kofman: Der Kaufmann von Venedig unter dem Zeichen des Saturn. Wien 1989.
- ³³ Von dieser Konstellation aus ergeben sich Erklärungsmöglichkeiten für den Zusammenhang von Antisemitismus und Geschlechterdifferenz, der auch in Shylocks Wiederkehr nach 45 eine bedeutsame Rolle spielt. Zum betreffenden Zusammenhang vgl. Sigrid Weigel: ‚Frauen‘ und ‚Juden‘ in Konstellationen der Modernisierung. Vorstellungen und Verkörperungen der internen Anderem. In: Sabine Schilling, Inge Stephan,

Sigrid Weigel (Hg.): Jüdische Kultur und Weiblichkeit in der Moderne. Köln 1994, S.333-351.

- ³⁴ Im Original «Thou shalt have justice more than thou desir'st». William Shakespeare: The Merchant of Venice. Der Kaufmann von Venedig. Stuttgart 1975, S.140.
- ³⁵ Zur Aktualität Shylocks vgl. auch Dietrich Schwanitz: Shylock. Von Shakespeare bis zum Nürnberger Prozess. Hamburg 1989.
- ³⁶ Vgl. auch die Shylock-Imagination in Jean Amérys Bericht von der Begegnung mit einem süddeutschen Kaufmann, der ihm kundtut, «das deutsche Volk trage dem jüdischen nichts nach; als Beweis nannte er die grosszügige Wiedergutmachungspolitik der Regierung, wie sie übrigens auch von dem jungen Staat Israel voll gewürdigt werde. Ich fühlte mich miserabel vor dem Mann, dessen Gemüt im Gleichen war: Shylock, der sein Pfund Fleisch fordert.» Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. Stuttgart 1977, S.108/9.
- ³⁷ Vgl. Dan Diner: Verkehrte Welten. Antiamerikanismus in Deutschland. Frankfurt/M. 1994, S.110 ff. und 136. Gegenüber dem Zusammenhang von Antisemitismus und Antiamerikanismus und dessen Verdichtung im Geldmotiv sowie den von Diner beschriebenen «bundesrepublikanischen Verschiebungen» im populären Vergleich von NS-Vergangenheit und USA-Gegenwart, geht es hier um die Betonung der Wiederkehr der Shylock-Figur nach der Zäsur und den dieser Wiederkehr eingeschriebenen Entstellungen. Nach Auschwitz wird der phantasmatische Zusammenhang von Juden, Geld und Schuld insoweit umgeformt, als die ‚antikapitalistische‘ Rhetorik der deutschen ‚Linken‘ durch den beschriebenen Schuld-Zins motiviert ist. Das zeigt auch die von Diner in anderem Zusammenhang (D.Diner: Der Krieg der Erinnerungen und die Ordnung der Welt. Berlin 1991) kritisierte Parole der deutschen Anti-Golfkriegs-Proteste, «Kein Blut für Öl». Sie bringt nämlich den Zusammenhang als verkehrten noch einmal zur Sprache. Die in Form moralischer Empörung zum Ausdruck gebrachte Abwehr des Tausches: Blut/Tote für Öl/Kapital formuliert die eigene Abwehr gegenüber der in Schulden verwandelten Schuld, gegenüber einem exakt umgekehrten Tausch also: Geld für Blut/Tote in entstellter Form.
- ³⁸ Dan Diner: Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz. In: D.D. (Hg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Frankfurt/M. 1987, S. 188.
- ³⁹ Vgl. genauer S. Weigel: Zur nationalen Funktion des Geschlechterdiskurses im Nationalsozialismus. Alfred Andersch ‚Die Rote‘. In: S.W: Bilder des kulturellen Gedächtnisses. Beiträge zur Gegenwartsliteratur. Dülmen 1994, S. 181-197.

VOLKHARD KNIGGE

Vom Reden und Schweigen der Steine

Zu Denkmälern auf dem Gelände ehemaliger nationalsozialistischer Konzentrations- und Vernichtungslager

Mit Rücksicht auf die zur Verfügung stehende Zeit, die allemal zu knapp ist, um dem mir aufgetragenen Thema auch nur annähernd gerecht zu werden, erspare ich mir theoretische Vorbemerkungen weitgehend. Nur zwei karge Hinweise möchte ich geben: einen zum Denkmalbegriff und einen zweiten zu meiner analytischen Perspektive. Zum Denkmalbegriff ist zu sagen, dass wohl kaum ein Begriff offener und heterogener ist als dieser. Nichts, das heute nicht Denkmal sein könnte, vorausgesetzt, ein Bewusstsein erhebt es zu diesem. Und doch, wenigstens eine Unterscheidung ist mit Johann Gustav Droysen im Blick auf das historische Denkmal von Bedeutung: die zwischen Denkmälern *aus* der Zeit und die zwischen Denkmälern *an* die Zeit¹. Während die ersten als Überreste einer Vergangenheit in eine Gegenwart hineinragen und von dieser entdeckt werden oder Erinnerungen wecken können, so sind die zweiten nachträgliche intentionale Deutungen von Geschichte mit visuellen und ästhetischen Mitteln im Kontext einer Gegenwart und auf Zukunft hin. Den Denkmälern der ersten Kategorie haftet die Anmutungskraft des Unmittelbaren und Originalen an, sie erscheinen als direkter Ausdruck und authentisches Dokument der Vergangenheit, während die Denkmale der zweiten Kategorie, insofern sie gezielt Erinnerung wecken und Vergangenheit auf Gegenwart und

Zukunft beziehen wollen, weniger Sachzeugnisse historischer Tatsachen sind als vielmehr Dokumente des Geschichtsbewusstseins zum Zeitpunkt ihrer jeweiligen Setzung. Denkmalsanalytische Versuche von Historikern und Kunsthistorikern der vergangenen Jahre – ich nenne Reinhart Kosellecks Untersuchungen zur Geschichte von Kriegerdenkmälern stellvertretend² – haben vor allem den Denkmälern *an* eine Zeit gegolten und sie waren und sind in erster Linie sozialgeschichtlich-ideologiekritisch akzentuiert. Denkmäle auf dem Gelände ehemaliger Konzentrationslager sind hingegen beides: Denkmäle *an* eine Zeit *in* Denkmälern aus der Zeit.

194

Weil die ineinandergeschnittenen Denkmalsformen nicht gleichgewichtig oder symmetrisch aufeinanderbezogen sein müssen – man kann ein Lager abreissen, so dass nur der historische Ort ohne jedes Relikt bleibt und an diesem dann ein Denkmal errichten – stehen diese Denkmäle zugleich dafür, wieviel Vergangenheit eine Gegenwart bestehen lässt und erträgt. Von diesem Gedanken ausgehend wende ich mich im Folgenden Denkmälern in Erinnerung an die Ermordeten und an die Verbrechen des deutschen Nationalsozialismus und Bildquellen in ihrem Kontext nicht sozial- oder kulturgeschichtlich interessiert zu im Sinne der Aufdeckung von im Denkmal vergegenständlichten Interessen oder gesellschaftlichen Funktionen, die es erfüllt oder erfüllen soll. Auch ist mein Interesse nicht ein rein kunsthistorisches im Sinn der Aufschliessung und Herleitung von Formtraditionen oder ikonographischen Abstammungs- und Entwicklungslinien. Mich interessieren diese Denkmäle vor allem als Bilderschriften – ich spiele mit dem Begriff Bilderschriften bewusst auf Sigmund Freuds Charakterisierung des Traums als Artikulation eines unter dem Druck der Zensur entstellten, verdrängten Wunsches an³ – deren Sinn nicht in dem aufgeht, was sie visuell und semantisch als Denkmalsbotschaft im Sinne historischer Sinnstiftungen behaupten. Vielmehr gehe ich vor dem Hintergrund der traumatischen Qualität der Verbrechen

des deutschen Nationalsozialismus davon aus, dass die nachträgliche Sinnggebung des Vergangenen nicht nur positiv funktioniert im Sinne einer Identitätsstiftung zwischen Erinnertem und Vergangenen, sondern dass der so konstituierte Sinn der Erinnerung, die Identität zwischen Vergangenen und Erinnertem ganz wesentlich auf etwas Ausgeschlossenem beruht, damit historische Sinnggebung nach Auschwitz fraglos weiter funktionieren kann. Dieses Ausgeschlossene – ich nenne es negatives Gedächtnis – ist weder monolithisch noch untergegangen⁴. Es besteht vielmehr aus all jenen Geschichten, die in der kondensierten einen der manifesten Denkmalsaussage keinen offenen Ausdruck finden dürfen, damit die traumatische Qualität der Ereignisse – letztendlich das schiere Ermordetsein, der schiere Tod – gebannt bleibt in einer Bilderzählung, die vermeint, über diese furchterregende Qualität hinausgehen zu können oder mehr noch, die vermeint, immer und immer schon jenseits dieser furchterregenden Qualität zu sein. Spuren des negativen Gedächtnisses erhalten und finden sich in der Entstehungsgeschichte der Denkmale und sie sind darüberhinaus schattenhaft artikuliert auf der Ebene von Zeichenverweisungen, die jedes noch so intentionale und scheinbar festgefügte Bildprogramm von Denkmalen unterspülen, das heisst, es überdeterminieren auf das Ausgeschlossene, Verdrängte hin.

Lassen Sie mich – zwecks Konkretion und einem Emblem gleich, in dem die Schwierigkeit dieser Denkmale sich zusammenballt – mit zwei Geschichten fortfahren. Sie markieren den Anfang und das Ende des Wettbewerbes um ein Denkmal in Auschwitz-Birkenau, ein Wettbewerbsverfahren – und das allein muss schon auffallen –, das sich über zehn Jahre gespannt hat.⁵ Von Henry Moore, einem der Vorsitzenden der Jury, wird der verzweiflungsgeladene Ausruf überliefert, dass es eines neuen Michelangelo bedürfe, um die Form dieses Denkmals finden und verwirklichen zu können. Und am Ende der Realisierungsgeschichte des Denkmals

steht die bange Frage, ob man nicht Picasso als den grössten lebenden Künstler der Gegenwart bitten müsse, das fertiggestellte Denkmal noch einmal zu überarbeiten, das heisst eigentlich, es zu vollenden. Beide Geschichten verweisen auf nichts weniger als auf bloss ästhetische Probleme. Zwar scheint das Ungenügen des Denkmals dem ungenügenden Kunstkönnen der Gegenwarts-künstler angelastet und vielleicht durch die schöpferische Tat eines Genies noch aufhebbar da aber das Ästhetische im Denkmal nicht vollkommen autonom ist, sondern freiwillig in den Dienst der historischen Sache sich stellt, die erinnert und verewigt werden soll, ist zugleich auf das an die Grenze stossen historischer Sinnbildung verwiesen: weder scheint die Tatsache, dass Menschen allein aus rassenbiologischen Gründen – und nicht um einer Tat, geschweige denn eines Verbrechens willen – aus jedem Lebensrecht verstossen wurden, angemessen symbolisierbar noch scheint das Denkmal den Überlebenden und den Nachlebenden diesen Tod sinnhaft auf ihn selbst und damit sinnhaft auf Gegenwart und Zukunft beziehen zu können. So sinnlos der Tod nach den tradierten Kriterien der europäischen Kultur ist, so unvollkommen und unfertig erscheint das Denkmal. Dass die wahrgenommene Unfertigkeit des Denkmals in sein ästhetisches Ungenügen transformiert wird, dem ein herausragendes künstlerisches Genie noch Herr werden kann, verweist darauf, wie unaushaltbar die Qualität dieses neuen, dem deutschen Massenverbrechen geschuldeten Todes ist: das Denkmal soll sich dieser Qualität nicht nur verpflichten, es soll sie zugleich auch bannen.

Ich wende mich nun – immer zu knapp – Aspekten der Formgeschichte der Denkmale auf dem Gelände ehemaliger Konzentrations- und Vernichtungslager in diachronischer Perspektive zu, damit das angedeutete Formproblem als Sinnstiftungsproblem – und vice versa – deutlicher hervortreten kann. Vorweg genommen sei dabei, dass bei diesen Denkmälern grundsätzlich – auch wenn die Übergänge fliessend sein können – zwischen zwei Gruppen von

Denkmalsetzern unterschieden werden muss. Überlebenden Häftlingen, die als erste und oft, besonders in der alten Bundesrepublik, alleingelassen und gegen vielfältige Widerstände die Errichtung von Denkmalen an die Ermordeten und an die Verbrechen des deutschen Nationalsozialismus forderten und anderen gesellschaftlichen Gruppen bis hin zu Staatsregierungen, die die Deutung dieses Kapitels der deutschen Geschichte mittels Denkmalen zu ihrer Sache gemacht haben und machen. Berücksichtigt werden muss auch, wie schon angedeutet, dass diese Denkmale in aller Regel die historische Bedeutung ihres Standortes in die Denkmalsaussage miteinbeziehen, sei es hervorhebend und verstärkend oder sei es kontrafaktisch. Das heisst, Teil der Denkmalaussage ist immer auch das Verhältnis der Denkmale zum ehemaligen Lagergelände und den Überresten der Lager.

Das nach derzeitigem Kenntnisstand erste Denkmal auf dem Gelände eines Konzentrationslagers entsteht 1943 auf dem Areal des KZ Maidanek bei Lublin. In eine dem SS-Verschönerungswillen verdankte Säule (Abb. 1), die in der Nähe des Appellplatzes nebst anderen Skulpturen von Häftlingen errichtet werden muss, mauern diese eine Schachtel ein, in der sich Asche von im Lagerkrematorium Verbrannten befindet. Die Säule, von deren Spitze sich drei Adler in den offenen Himmel schwingen – Adler in denen die SS das Wappentier des deutschen Reiches oder einfach einen herrschaftssymbolisch konnotierten Raubvogel gesehen haben mögen – wird so umgewidmet zu einem Grabdenkmal, aus dem die Sehnsucht nach Freiheit spricht. Freiheit, behauptet dieses Denkmal gegen die Sicht der deutschen Täter, ist, was den hier Gefangenen eigentlich gebührt, Freiheit, die nurmehr als Hoffnung realisiert werden kann und in dem Versuch, das Menschtum der Ermordeten wenigstens zu bewahren durch ein Grabdenkmal, das sich anstemmt gegen einen Tod, an dessen Ende bloss Weggeworfensein und Na-

menlosigkeit stehen, wenn nicht die Ausschlachtung und Verwertung der Kadaver. Eine spezifische Botschaft ist diesem Denkmal, das beinahe jede Form haben könnte, die durch Tradition nobilitiert ist, noch nicht eingeschrieben. Gegen die Zeit seiner Entstehung und über das Fortschreiten der Zeit hinaus will es in Erinnerung halten, dass es Menschen waren, die hier starben und nicht Tiere. Dass die Form des Denkmals für diesen basalen Erinnerungswunsch tatsächlich nebensächlich ist, Hauptsache sie verbindet den entmenschten Tod gegen diesen auf irgendeine Weise mit den humanen Traditionen der Menschheit und hält die Erinnerung über den Tod hinaus wach, zeigt auch ein anderes Beispiel. Im Archiv der zentralen israelischen Gedenkstätte Yad Vashem ist ein Photo aufbewahrt, das aller Wahrscheinlichkeit nach von einem ehemaligen Häftling nach der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald aufgenommen worden ist. (Abb. 2) Es zeigt den Fuss des 1902 eingeweihten Bismarckturmes, wie er bis Anfang 1949 etwa an jener Stelle des Ettersberges im Areal des KZ Buchenwald gestanden hat, an der sich heute der Glockenturm der 1958 eingeweihten Nationalen Mahn- und Gedenkstätte der ehemaligen DDR erhebt. Vor dem Turm sind kranz- und blumengeschmückte Grabhügel zu sehen – man hat an dieser Stelle über 1'000 nach der Befreiung noch gestorbene Gefangene beerdigt – und auf der Rückseite des Photos ist mit zittriger Handschrift vermerkt: «Monument to the unknown who died here»⁶.

Parallel zu der Drei-Adler-Säule von Maidanek kann auch der erste Vorschlag für ein auf Dauer gestelltes Denkmal für die Ermordeten des KZ Buchenwald gesehen werden, dessen Errichtung der politisch-jüdische deutsche Häftling Werner A. Beckert gegen Ende des Jahres 1945 plant. Auf dem alten Stadtfriedhof von Weimar soll in der Nähe der Fürstengruft, in der auch die Sarkophage Goethes und Schillers auf- und ausgestellt sind, ein Urnendenkmal errichtet werden, das die von Beckert geborgene Asche aus den Öfen des Buchenwalder Krematoriums aufnehmen und – in der

Funktion eines stellvertretenden Grabdenkmals – alle Ermordeten des Konzentrationslagers in Erinnerung halten soll. Wieder stemmt sich die in Bezug auf das Geschehen ganz und gar unspezifische Form des Grabdenkmals gegen das abgesprochene Menschtum der Gefangenen an. Sie geht aber auch – und erst Recht in Verbindung mit dem vorgeschlagenen Standort des Denkmals – über diese Intention hinaus. Nicht nur das Menschtum der Gefangenen soll rehabilitiert werden. Sie werden auch durch die Standortwahl, d.h. durch die gewollte unmittelbare Nachbarschaft zu den Gebeinen Goethes und Schillers, als die wahren Menschen gekennzeichnet. Dass Humanität und Kultur auf Seiten der Buchenwälder Gefangenen und nicht auf der Seite der nationalsozialistischen «Herrenmenschen» gewesen sind, soll sich so über seinen Standort als Subtext in das Grabdenkmal einschreiben. Gleichzeitig wird auf diese Weise eine erste Spur von Sinn in das Schicksal der Ermordeten – und damit auch in das Schicksal der Überlebenden – gelegt. Gelitten haben die Häftlinge als Stellvertreter zivilisatorischer Humanität und gegen die Barbarei, eine Barbarei, von der das Denkmal gleichwohl gezeichnet bleibt. Es kann gegen die im 19. Jahrhundert entstandene Demokratisierung der Totenerinnerung in Form von Kriegerdenkmalen, die alle Gefallene mit Namen nennen, die Namen der Ermordeten nicht vollständig bewahren und wiedergeben, mehr noch, nicht einmal ihrer genauen Zahl kann es gewiss sein. Diese Unmöglichkeit verschiebt es in die Gattung der Denkmale zur Erinnerung an den unbekannt Soldaten, eine Formtradition, auf die Denkmalsetzer der Zeit nach 1945 häufiger und expliziter noch Bezug nehmen unter Titeln wie «Denkmal für den unbekannt Gefangenen» oder «Denkmal für den unbekannt Widerstandskämpfer». Ich kehre noch einmal zu Beckerts Urnengrabmal auf dem alten Weimarer Stadtfriedhof zurück. Im ersten den Ermordeten von Buchenwald gewidmeten und realisierten

Denkmal, das 1948 in einem Gräberfeld von umgebetteten, ehemals in einem Waldstück bei Weimar verscharrten Toten auf diesem Friedhof errichtet wird, wird Beckerts implizite, sinnstiftende Bezugnahme auf die deutsche Klassik aufgenommen (Abb. 3 u. 4): als Symbol für den roten Häftlingswinkel der politischen Gefangenen wird ein auf seine Spitze gestelltes Dreieck auf eine Kugel aufgesetzt, die auf einem Quader ruht. Quader und Kugel zitieren aber den von Goethe konzipierten und 1777 im Garten seines Gartenhauses im Park an der Ilm errichteten «Altar der Agathe Tyche».

Der Rückgriff auf überkommene Formtraditionen steht nicht nur für die Absicht, die aus dem Menschtum ausgeschlossenen in die menschliche Geschichte als Menschen zurückholen zu wollen und ihrem Leiden und Sterben wenigstens post mortem einen Sinn zu geben, der gleichsam von der ästhetischen Form her auf die Toten übergeht. Er steht auch dafür, dass es für den Tod in den Konzentrationslagern des deutschen Nationalsozialismus, dass es vor allem für den rassenbiologisch begründeten Massenmord, für den Auschwitz zum Synonym geworden ist, kein Formen- oder Symbolrepertoire gibt, auf das zu seiner Repräsentation einfach zurückgegriffen werden könnte. Das Gebrechen an einem solchen Formen- und Symbolrepertoire verweist auf die Neuheit und Einzigartigkeit des Massenmordes an den europäischen Juden und den Sinti und Roma. Dieser Tod war ebenso unfreiwillig wie unverschuldet und die ihm Bestimmten konnten durch keine Handlung, nicht einmal durch den Tätern angediente Nützlichkeit, dem ihnen bestimmten Schicksal entgehen. Darüberhinaus waren die Ermordeten nicht Opfer noch Märtyrer; nicht einmal Feinde im klassischen Sinn, denn das Lebensrecht wurde ihnen ganz allein auf Grund ihrer Abkunft und nicht aufgrund eines Glaubens, einer Weltanschauung oder einer Tat abgesprochen. Selbst Hass mussten sie nicht auf sich gezogen haben, um aus jedem Lebensrecht verbannt zu werden. Einen Grund hat dieser Tod – und Sinn macht er nur – in der

der erbarmungslosen rassistischen Logik der Täter. Will man diese nicht übernehmen, dann ist dieser Tod – wie schon gesagt – nach allen überkommenen Kriterien europäischen Denkens und Handelns, selbst den instrumentellsten und utilitaristischsten, vollkommen grund-d.h. sinnlos. Vor diesem Hintergrund steht das Gebrechen an einem angemessenen Formen- und Symbolrepertoire für mehr als nur dafür, dass eine neue Schreckens- und Leidenserfahrung erst langsam und mit Verzögerung die ihr angemessene Symbolisierung in Form von Denkmälern findet. Sie kann sie nicht finden, denn sie ist – bis dahin – einzigartig und vorbildlos und die tradierte Vorstellung vom Denkmal wird ihr nicht gerecht, weil Denkmäler ihrer Genese und Funktion nach gerade dadurch konstituiert sind, Vergangenheit sinnhaft zu deuten und sinnstiftend durch eine Gegenwart hindurch auf Zukunft zu beziehen. An der nationalsozialistischen Ausrottungspraxis muss diese Denkmaltradition notwendig zerbrechen.

Die Unmöglichkeit zum Denkmal, die diesem Geschehen und seiner Erfahrung grundsätzlich innewohnt, scheint auf in der Praxis von Häftlingen, mit der die Erinnerungsgeschichte des Konzentrationslagers Buchenwald beginnt. (Abb. 5) Am 16., vielleicht schon am 15. April 1945 rekonstruieren überlebende Häftlinge einen Leichenstapel, wie er am 11. April, dem Tag der Befreiung des Lagers, im bretterverschlagenen Hof des Lagerkrematoriums an dessen Wand aufgeschichtet gefunden wurde. In diesem Hof lagen Leichen gestaut, weil die Kapazität der Öfen nicht ausreichte, alle Leichen sofort zu verbrennen, und zum Verscharren fand die SS angesichts des plötzlichen und schnellen Vorrückens von Einheiten der 3. US-Armee keine Zeit mehr, sie floh. Der rekonstruierte, aus nach der Befreiung des Lagers weiter an Krankheit und Auszehrung sterbenden Häftlingen neu zusammengelegte Leichenstapel, wird an diesem Tag neben weiteren Beweisen der im Lager verübten Verbrechen mehr als tausend Weima-

rerinnen und Weimarn gezeigt, die auf Befehl des Kommandeurs der 3. US-Armee, General Patton, zur in Augenscheinnahme des Lagers befohlen worden sind. Ein zweiter Leichenstapel ist in der Nähe des ersten auf der Ladefläche eines offenen Anhängers rekonstruiert (Abb. 6): so hat man die Leichen durch das Lager zum Krematorium oder zum Verscharren in den Erdtrichtern unterhalb des Bismarckturmes transportiert. Beide Leichenstapel sind in den ersten zwei Wochen nach der Lagerbefreiung mindestens noch zweimal aufgeschichtet worden. Einmal, um sie einer amerikanischen Delegation von Kongressabgeordneten zu zeigen und dann, um sie einer britischen Delegation von Unterhausabgeordneten vor Augen zu führen, die das Lager am 21. April 1945 besichtigt.⁷ Während das Menschtum der Ermordeten durch traditionsorientierte Grabdenkmale gegen die Sicht der Täter behauptet und nachträglich wiederhergestellt werden kann, scheinen die vergangenen Ereignisse, scheint die Wirklichkeit der Lager durch keine Form der Symbolisierung Stellvertretung und Ausdruck finden zu können. Kadaver bezeugen und interpretieren sich selbst. Als Teil und konkretes Resultat der nationalsozialistischen Verbrechen halten sie fest, was war und Menschen durch Menschen geschehen ist, aber in einer Weise, in der Repräsentiertes und Repräsentanz zusammenfallen. Sinn implodiert so, erstarrt an sich selbst, auch wenn die Leichname der Ermordeten metonymisch, als pars pro toto auf die Wirklichkeit des Lagers hinweisen und jene brandmarken, die es schufen und in Betrieb hielten, auch wenn sie anklagen und auffordern, gegen die Wiederholung solcher Verbrechen anzuarbeiten. Am Ende sind die Leichen immer nur sie selbst, d.h. kein Zeichen oder Symbol sondern stumme Identität der Toten mit sich selbst und ihrem Tod.

Die Auffassung, dass nur die Wirklichkeit der Konzentrationslager selbst ihr eigenes Denkmal sein kann, ist auch eingeschrieben in eine weitere Praxis der überlebenden Häftlinge. Die Torturen, die sie erleiden mussten, werden re-inszeniert am originalen Schau-

platz und mit den originalen Mitteln. Nur an die Stelle der Häftlinge treten Puppen aus Lumpen und Stroh, die in originale «Zebraanzüge», wie sie im Lager getragen wurden, gekleidet werden.⁸ (Abb. 7 u. 8)

Neben die Schwierigkeit, das Vergangene angemessen zu symbolisieren, tritt hier ein Ankämpfen gegen die Zeit. Ihr Vergehen frisst das Geschehen, das sein eigenes Symbol und Gedächtnis ist, auf. Dort, wo Gedächtnis und Denkmal sein sollten, droht ein doppeltes Nichts. Eine Massnahme gegen diesen Fall des Gedächtnisses ins zweifache Nichts ist in der im Blick auf alle grossen Konzentrationslager belegbaren Forderung der Häftlinge zu sehen, die Überreste der Lager als Sachzeugen der Geschehnisse für alle Zukunft zu bewahren. Eine zweite besteht darin, Teilstücke des Lagergeländes und der Lagerarchitektur als Symbole zu nutzen. Wachturm und Wald, Baracken und Stacheldrahtzaun, Krematorium und von Häftlingen gezogene Leichenkarre, ein auf einem Abstellgleis stehender Viehwaggon und der Dreieckswinkel zur Kennzeichnung der Häftlinge werden auf einer Buchenwald gewidmeten, noch vor der Befreiung des Lagers in wenigen Stücken geprägten Medaille denkmalwürdig (Abb. 9), und verweisen auf einen Prozess, in dem gebaute Elemente der Lager oder Teile des zu ihnen gehörenden Transportsystems zu Ikonen der Häftlingerinnerung werden. Gleichwohl bleibt das Bild des Todes noch gegenwartsleer. Es muss der Vergangenheit entlehnt werden. Ganz und gar anachronistisch steht in den visuellen Zitaten der Lagerwelt der Tod als Schnitter – vormodern-mittelalterlich, unerbittlich, Gedanken an Seuchen, an Pest evozierend – bis auch er ersetzt wird durch das Abbild eines Überrestes von Realem: das Antlitz des – wie es in der Lagersprache hiess – Muselmanns.⁹ (Abb. 10) Aber es geht mir an dieser Stelle nicht um die Entstehung einer neuen, auf die Lager bezogenen Ikonographie. Es geht mir vielmehr um die offenbare Denkmalunfähigkeit der nationalsozialistischen Massenverbrechen, wie sie – theoretisch kalt gespro-

chen – in der Selbstreferenz der Leichen, im Anhalten von Zeit durch Reinszenierung und in der Doppelung von marielem Lagerelement und Ikone zum Ausdruck kommt. Nicht nur in diesen Praktiken vergegenständlicht sich die Denkmalunfähigkeit. Sie ist auch eingeschrieben in das, was die schmälste Botschaft des Denkmals sein könnte. Die an die Wand des Krematoriums immer wieder neu aufgeschichteten Leichen von nach der Befreiung weiter sterbenden Gefangenen wollen nicht nur festhalten und wiedergeben, was war. Sie appellieren nicht nur an Mitleid und sie fordern nicht nur dazu auf, dass ein Schicksal wie das ihre unmöglich gemacht werde. Sie appellieren darüberhinaus auch an den Egoismus derer, die sie betrachten und sie setzen dabei Egoismus als unterste Fallgrenze der Vernunft. «Dass es mir gehen könnte wie denen» – dieser Satz hat seit Kant Philosophen und Theoretikern der Aufklärung als letztes und schmälstes Argument für vernünftiges, humanes Handeln gegolten. Wer nicht aus Einsicht zur Vernunft kommt, so ihre schmälste Gewissheit, wird vernünftig werden durch die Antizipation des Schadens, der auf ihn selbst zurückfällt, wenn er unvernünftig handelt. Noch Adorno sah dementsprechend – aber eigentlich verzweifelnd – in dem Umstand, dass «schlechterdings jeder Mensch, der nicht gerade zu der verfolgenden Gruppe gehört», von Vernichtung ereilt werden konnte, «ein drastisches egoistisches Interesse, an das sich appellieren liesse», damit Auschwitz sich nicht wiederhole.¹⁰ Es steht aber in Frage, ob nach Auschwitz der Satz «dass es mir gehen könnte wie denen» prinzipiell noch im Sinn einer Selbstbegrenzung des Bösen im ureigensten Interesse verstanden werden kann. Hannah Arendt hat als erste – damit kehre ich noch einmal zur besonderen Qualität des rassenbiologisch begründeten Massenmordes zurück – in aller Konsequenz festgestellt, dass das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager, und in diesem insbesondere die Vernichtungslager, sich nur schwer – und eigentlich gar nicht – begreifen lässt, weil in ihm die bis dahin

bekanntem Rationalitätskriterien selbst in ihren beiden schlechtesten Formen, der des Egoismus und der des utilitaristischen Kalküls, ausser Kraft gesetzt sind. Weder waren die Lager so organisiert, dass profitable Ausbeutung möglich gewesen ist, noch ist das Funktionieren der Lager dem Interesse an Selbsterhaltung der Nationalsozialisten, d.h. ihrem egoistischsten Interesse, nämlich den Krieg zu gewinnen, untergeordnet worden. Arendts Fazit lautet deshalb: «... in ihrem Bestreben, unter Beweis zu stellen, dass alles möglich ist, hat die totale Herrschaft, ohne es eigentlich zu wollen, entdeckt, dass es ein radikal Böses wirklich gibt und dass es in dem besteht, was Menschen weder bestrafen noch vergeben können. Als das Unmögliche möglich wurde, stellte sich heraus, dass es identisch ist mit dem unbestrafbaren, unverzeihlichen radikal Bösen, das man weder verstehen noch erklären kann durch die bösen Motive von Eigennutz, Habgier, Neid, Machtgier, Ressentiment, Feigheit oder was es sonst noch geben mag und demgegenüber daher alle menschlichen Reaktionen gleich machtlos sind; dies konnte kein Zorn rächen, keine Liebe ertragen, keine Freundschaft verzeihen, kein Gesetz bestrafen.»¹¹ Karl Jaspers hat – in der Perspektive des überlebenden Zeitgenossen – den Begriff der metaphysischen Schuld, gefasst als «Mangel an der absoluten Solidarität mit dem Menschen als Menschen», dem Begriff des radikal Bösen vorausgehen lassen.¹² Übertragen auf das Konzept Geschichte, wie es mit der Aufklärung entstanden ist, bedeutet das historische Ausserkraftgesetzsein von Egoismus als unterster Fallgrenze des Bösen, bedeutet die Feststellung der nunmehrigen Möglichkeit totaler Entsolidarisierung, dass nichts in der Geschichte den Fortgang der Geschichte, das heisst die Zukunft der Menschen mit sich selbst, garantiert. Geschichte – einmal Synonym für Fortschritt und das Sich-Durchsetzen der Vernunft – wird Synonym für Bodenlosigkeit und Unerbittlichkeit. Leben heisst fortan, leben in vollendeter Entborgenheit. Einer Entborgenheit, die den Photos der Toten vor der Wand des Kre-

matoriums von Buchenwald sichtbar anhaftet, insofern Ermordete Ermordete signifizieren. Einer Entborgenheit, die aus einem Denkmalsvorschlag des ehemaligen Buchenwaldhäftlings Ernst Thape spricht. 1947 entwickelt er jeden überkommenen Denkmalsbegriff hinter sich lassend den Vorschlag, man möge auf dem Ettersberg in Mitten des Gräberfeldes jedem Land, das Häftlinge in Buchenwald gehabt hat, erlauben, für seinen Gott einen Altar zu bauen. Anschliessend aber solle man gemeinsam in Mitten dieser Altäre einen grossen Altar errichten, der – dem «unbekannten Gott» gewidmet sein soll.¹³ Eindringlicher kann die Erfahrung der Negation jedweden Sinns und jedweder Geschichtsgewissheit, eindringlicher kann der Schrei nach aus dieser Situation Erlösendem nicht zum Ausdruck gebracht werden. Der Einwand, dass weniger die Geschichte als vielmehr ein geschichtsteleologisches Konstrukt verloren gegangen ist und damit Alles beim Alten, zählt nicht. Auschwitz als das Ereignis, an dem Geschichtsgewissheit endgültig zerbrechen muss, ist real und wird selbst Teil jener schlechten Verhältnisse, die geschichtsteleologische Rettungskonstrukte erst anspornten.

Es scheint nun, dass Denkmale an die Verbrechen des deutschen Nationalsozialismus, sofern sie nicht Spuren dieser Verbrechen durch ihre Transferierung in den Raum der Kunst auf Dauer stellen und in der Tradition der Ästhetik des 19. Jahrhunderts erzieherisch machtvoller machen wollen (Abb. 11) und sofern sie nicht vor allem Grabmale sind (Abb. 11), in erster Linie anarbeiten gegen das Gewährwerden von Bodenlosigkeit, Entborgenheit und Unerbittlichkeit als Signatures der Geschichte nach Auschwitz. Drei Schlüsselpraktiken nachgetragener, abwehrender Sinngebung lassen sich an Denkmalen unterscheiden.

1. Die Minimierung der Relikte als Voraussetzung für die Maximierung historischer Sinnbildung¹⁴

Zu den unerwarteten Befunden eines Vergleichs der Entstehungsgeschichten der Gedenkstätten Neuengamme, Dachau und Buchenwald gehört, dass bei aller Unterschiedlichkeit der politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen die Entstehung dieser Gedenkstätten ein gemeinsames Merkmal aufweist¹⁵. Am Anfang der Umgestaltung der ehemaligen Konzentrationslager zu Gedenkstätten steht der beinahe vollständige Abriss der ehemaligen Lager. Anders gesagt, an die Stelle der die Geschichte eigensinnig gegenwärtig haltenden Sachzeugen, an die Stelle der Denkmale aus der Zeit, treten Formen gebauter Erinnerung, in denen die verbleibenden historischen Relikte nurmehr den Status von Spolien haben. Das Denkmal *an* die Zeit löscht und transformiert das Denkmal *aus* der Zeit soweit, bis dieses sich ohne Bruch und Reibung in das Denkmal *an* die Zeit einfügt. Ich skizziere den Vorgang am Beispiel der Gestaltung des Lagergeländes des ehemaligen KZ Buchenwald. Entgegen den Forderungen ehemaliger Häftlinge und entgegen dem Beschluss der Kommission für Gedenkstätten für die Opfer des faschistischen Terrors im Generalsekretariat der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes vom 24.11.1951¹⁶, das gesamte Lager als Denkmal zu erhalten, hat das Politbüro der SED schon am 9. 10. 1950 beschlossen¹⁷, dass im Zuge des Aufbaus der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald das Lager zunächst geschliffen und danach mit Bäumen bepflanzt werden soll. Von diesem Abbruch ausnehmen will man nur das Lagerkrematorium – weil hier der KPD-Vorsitzende und Reichstagsabgeordnete Ernst Thälmann ermordet worden ist – und das Torgebäude des Lagers mit den beiden Wachtürmen rechts und links davon sowie dem Stacheldrahtzaun zwischen diesen Türmen und dem Tor. Eine unbezeichnete und undatierte Faustskizze¹⁸ macht deutlich (Abb. 13), dass

mit diesem Gestaltungsbeschluss nicht nur die durch die doppelte Nutzung des Lagers¹⁹ kompromittierten Überreste zum Verschwinden gebracht werden, es ist mit ihm auch der Weg gefunden, Lagergelände und Relikte in ein historisches Sinngebungs-konzept so einzupassen, dass dieses von den Relikten nicht in Frage gestellt wird. Mehr als nur ausgelöscht werden Ort und Überreste vor dem Hintergrund der Geschichtsinterpretation «durch Sterben und Kämpfen zum Sieg» (Ludwig Deiters 1956²⁰) so transformiert und ins Verhältnis gesetzt, dass sie letztendlich das Bild eines gegen alle Ohnmacht und gegen alles Leid doch glücklich verlaufenen Geschehens evozieren. Wachtürme, Stacheldrahtzaun und Torgebäude sind in der Sicht der Faustskizze nicht mehr die visuellen Kennzeichen eines Ortes besonders grausamer Gefangenschaft und elenden Sterbens, sondern sie fügen sich zu einer klassifizierenden Eingangsfront, zum Tor bzw. Eingangsportale eines Bauwerkes, dessen Gestalt zwischen Tempel, herrschaftlicher Villa und Trutzburg oszilliert. Sogar den Stacheldrahtzaun – hier mag seine Verblendung mit Brettern zu diesem Zeitpunkt geholfen haben – verwandelt diese Sichtweise gegen alle Realität und die sonst übliche Darstellungsweise zur vertikal (!) gegliederten Wand, wenn nicht Pergola und dementsprechend wird auch das Eisengitter des Tores zur Säulenfront. Und das ganze Torhaus strebt – im Gegensatz zum Drückenden, Lastenden des wirklichen Gebäudes – hinauf in die Höhe. Zugespitzt, gebündelt und auf den Punkt gebracht wird diese Transformation mittels der räumlichen Verschiebung und Ver-Wendung des Satzes «Jedem das Seine». Eigentlich in das Gitter des Eingangstores so eingeschmiedet, dass die Worte vom Lagerinneren, vom Appellplatz her gelesen werden sollen, ist das nationalsozialistische Motto des Lagers in der Faustskizze von der Innenansicht zur Aussenansicht gewendet und von der Torestiefe in die Turmeshöhe gehoben, so dass es seinen die Häftlinge demütigenden, verhöhnenden Charakter verliert und – mehr noch – diese nunmehr feiert. Es feiert sie,

indem es ihnen – und hier ist die beabsichtigte Aufwaldung des Lagergeländes zu erinnern – einen Waldesdom bzw. Heldenhain zuspricht, in dem die verbleibenden Überreste nichts anderes als grausig schöne Spolien sind, die nicht das Vergangene gegenwärtig halten, sondern es als Überwundenes und Ausserkraftgesetztes vorführen. Dass die Aufwaldung des Lagergeländes letztendlich in dieser Form nicht zustande gekommen ist und zwei weitere Gebäude des Lagers erhalten sind, hat allein pragmatische Gründe. Die zusätzlich erhaltene Häftlingskantine wird von in den ehemaligen SS-Kasernen stationierten Soldaten der Roten Armee auch nach der Aufgabe des Lagers zur Unterstellung von Gerätschaften weitergenutzt und kann deshalb nicht abgebrochen werden. Später sind die Denkmalsetzer froh, in ihr das Gebäude für ein Lagermuseum zu haben. Die Häftlingseffektenkammer ist ein Stahlbetonbau, der sich nicht demontieren, sondern nur sprengen lässt und sie ist bereits an eine benachbarte Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft als Getreidespeicher verpachtet. Das Mehr an historischem Ort und Relikten, das sich auf diese Weise dem Lager als Denkmal unterschiebt, macht die Realisierung des Waldesdoms und Heldenhains unmöglich. Gleichwohl bleibt das Ursprungskonzept auch in der endgültigen Gestaltung des Lagergeländes latent präsent. Der Interpretationsperspektive «durch Sterben und Kämpfen zum Sieg» wird die des «planmäßigen Zerschlagens des faschistischen Grauens» hinzugefügt. Wo Bäume aufragen sollten, wird Leere gestaltet, die strukturiert wird durch Fundamentreste und Bruchsteinfelder, die Standorte und Grundflächen von ehemaligen Häftlingsbaracken im Kernbereich des Lagers markieren. (Abb. 14) So wird dem Besucher eine Erinnerungslandschaft vor Augen gestellt, in der drei Bedeutungsschichten ineinandergeschichtet sind: das Lager war ein unwirtlicher, öder, menschenfeindlicher Ort; im Lager hat ein erbitterter Kampf stattgefunden zwischen Häftlingen und SS; das Lager war ge-

gen seine Bestimmung nicht eigentlich ein Ort der Niederlage und des Sterbens, sondern letztendlich der Ort eines glänzenden militärischen und politischen Sieges, dessen Resultat ein neues, besseres Deutschland, die DDR nämlich, ist. Gerettet und wieder in Kraft gesetzt wird so die geschichtsteleologisch verbürgte Fortschritts- und Heilsgewissheit der kommunistischen deutschen Arbeiterbewegung, Geschichte entwickle sich trotz aller Niederlagen und allen Leids gesetzmäßig auf einen glücklichen Endzustand der Gesellschaft hin. Gedenken heisst nicht erinnern, sondern sich der Kontinuität dieses Fortschrittzuges der Geschichte rückzuversichern.

210

2. Geschichte ist gebrochen, aber Leben überwindet den Tod.

«Die blutverschmierten Schlüssel blieben auf dem Tisch zurück, die Mädchen waren stumm, nicht einmal das Blut hatte sie zum Sprechen gebracht. Adéla und Gréta lagen reglos auf dem Fussboden. Es schien, als bewegten sie noch ihre Lippen. ‚Im Wald‘, sagte Adéla. ‚Im Wald‘, wiederholte Gréta.» Mit diesen Worten lässt Jin Weil die Schlusssequenz seines 1961 post mortem erschienenen Romans «Mendelssohn auf dem Dach» enden. Adéla und Gréta sind jüdische Mädchen, beinahe hätten sie – in Prag versteckt – den Massenmord überlebt, jetzt hat sie ein Gestapomann doch noch erschlagen. «Nahe, ganz nahe rauschte der Wald.» – fährt Weil fort – «Aus kleinen Setzlingen wurden Bäume. Sie senkten ihre Wurzeln in die Erde, widerstanden Wind, Wirbelstürmen und Blitzen. Insekten stürzten sich auf sie und besiegten sie. Aber zu ihren Füßen krochen Brombeersträucher, wucherten Heidelbeeren, das tote Nadelwerk dünkte den Boden, damit neues Leben keimte. Vom Feuer überfallen, wanden sie sich und ringelten sich zusammen, ihre Asche fiel auf die Erde, und auf der Asche wuchs aufs Neue Wald, noch mehr leuch-

tendes Grün. Es gab alles – Pilze, Himbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren und Brombeeren, Schatten und Feuchtigkeit, auch Wärme, wenn die Bäume gefällt und die Stämme zerschnitten wurden und der Duft des Rauches über der Landschaft schwebte. Die Bäume wuchsen, siegreich und unsterblich. Sie gaben, und sie dienten, und wenn sie sterben mussten, starben sie stehend. Sie waren kein totes Gestein, das zum Gedenken errichtet war oder als Drohung und Mahnung, sie waren das Leben, das den Tod überwindet. ‚Im Wald‘, flüsterten die sterbenden Mädchen Adéla und Gréta. Dort waren sie in der Stunde des Todes.»²¹ Was Weil hier als letzte Zuversicht und unumstößliche Gewissheit formuliert, dass man zwar Menschen in grosser Zahl ermorden kann, sich aber das Leben durch jeden Tod hindurch fortzeugt, versichert ein Stempel, der am 8.12.1946 in Tegernsee zur Erinnerung an die Opfer des Faschismus herausgegeben worden ist. (Abb. 15) Gezeit ist ein Stacheldrahtzaun, den ein Grabstein von unten nach oben durchstösst. Der Stoss reisst den Stacheldraht auf und wölbt ihn dabei so, dass er zum hängenden, beschirmenden Geäst eines Baumes gewandelt wird, der einer Trauerweide gleich neben dem Grabstein aus dem Zaun aufwächst. Tod verschränkt sich mit Trauer und gebiert neues Leben ganz ohne Zutun der Menschen. So geschichts- und fortschrittsgewiss sich die Denkmalsanlage Buchenwald gibt, auch sie kommt ohne Rückbindung an diese vitalistische Grundgewissheit nicht aus. Auf der von Waldemar Grzimek geschaffenen Glocke des Mahnmalturmes befindet sich neben einem Stacheldrahtgeflecht, das von Händen, die Albrecht Dürers «Betende Hände» zitieren, aufgerissen wird, ganz ohne inhaltliche oder ikonographische Notwendigkeit ein einzelnes Pflanzenblatt. (Abb. 16)

3. Märtyrer des Glaubens, Märtyrer der Nation, Märtyrer der Menschheitsbefreiung

Die Haltung, das Schicksal der Häftlinge der deutschen Konzentrations- und Vernichtungslager als Martyrium aufzufassen, ist ubiquitär, das heisst, sie ist nicht auf eine bestimmte Religion, Nationalität oder politische Überzeugung beschränkt. Verschieden sind nur die Auffassungen von Grund und Ziel des Martyriums. Traditionell katholisch deutet ein als Postkarte reproduziertes Gemälde die Geschichte des am 19.3.1945 in Mauthausen zu Tode gefolterten französischen Häftlings Marcel Callo. (Abb. 17) Vergeistigtes Gotteslicht strahlt von einem den Opfer- und Erlösertod Christi vergegenwärtigenden Kreuz in das Konzentrationslager und verdichtet sich zum Heiligenschein um den Kopf Callos, der zwei Mithäftlingen Trost und Halt gibt. Zu seinen Füßen liegt ein Steinbrocken, wie ihn die Häftlinge des Lagers Mauthausen im Steinbruch des Lagers brechen mussten. Eine Inschrift verwandelt ihn vom Instrument der Tortur zu einem Ausweis sinnhaften Leidens: «Jesus – Freund in jedem Augenblick». Die Lagerhaft erscheint als ein den Häftlingen auferlegtes Kreuz, das nicht Tod sondern «das Brot des Lebens» gebiert. Vor dem Lichtkreuz wachsen übergrosse Kornähren in den Himmel. Ein neben dem Kreuz stehender Bischof, dessen Zeigefinger der linken Hand auf Ähre, Kreuz und Himmel weist, beglaubigt die hier gegebene Deutung des Lagers im Namen der Kirche.

In Stein gebaut prägt die Auffassung von der Parallelität der Leiden Christi und der Leiden der Konzentrationslagerhäftlinge auch die Gedenkstätte Dachau. Nachdem im Juli 1957 mit dem Abbruch des Lagers begonnen worden war, wird als Resultat einer Initiative des ehemaligen Dachau-Häftlings Weihbischof Neuhäusler am 5.8.1960 auf dem Areal des ehemaligen Lagers eine «Todesangst Christi» Kapelle in Form einer Kelter eingeweiht.²²

Die Einbandgestaltung eines der ersten Bücher zur Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz – es ist 1946 in Warschau erschienen²³ – kennzeichnet das Lager als Ort eines Doppelmartyriums. (Abb. 18) Der Name des Lagers – und der polnischen Stadt – ist in polnischer Sprache als Buchtitel so auf einen wie mit Blut gemalten vertikal verlaufenden roten Streifen gesetzt, dass der Eindruck eines Kreuzes vor nachtdunklem Hintergrund entsteht. Der Standbalken des Kreuzes zeigt das Wapentier Polens, einen Adler, und um ihn ist auf Höhe des Adlers einer Dornenkrone gleich Stacheldraht gewunden. Dass Märtyrer für die polnisch-katholische Nation im Lager litten und starben, vermittelt der Buchumschlag leitmotivisch, noch bevor man das Buch aufgeschlagen hat. Das Grundmotiv des Doppelmartyriums nimmt das in Auschwitz-Birkenau errichtete zentrale Auschwitz-Denkmal auf, verkehrt aber die katholische-religiöse Widmung potentiell in eine politisch-kommunistische. Konkret, die nationale Widmung bleibt erhalten und geht in das Denkmal ein, indem der Staatsrat der Volksrepublik Polen den «Märtyrern und Kämpfern von Auschwitz» im Rahmen der Denkmalseinweihung am 16.4.1967 den höchsten polnischen Nationalorden, den Grunwald-Orden verleiht.²⁴ (Abb. 19) Eine grosse Steinplatte, die den Orden visuell zitiert und die Ordensverleihung mitteilt, wird dem formsprachlich abstrakten Denkmal vorgelagert. Aufgesetzt wird dem Denkmal entgegen der Konzeption der Künstler eine Steinplatte, die in Hohlform einen Dreieckswinkel zeigt als Zitat und Symbol für die Stoffwinkel, mit denen die Häftlinge seitens der SS gekennzeichnet und einkategorisiert wurden. Ist dieser Häftlingswinkel im Denkmal durch seine Hohlform vordergründig neutral und allen Häftlingsgruppen gewidmet, so zeigt ein im Museum Auschwitz aufbewahrtes Modell des Denkmals den Häftlingswinkel in roter Farbe. Sichtbar wird so, dass das Denkmal – errichtet am Ort des grössten Massenmordes an den europäischen Juden – politischen Kämpfern für die polnische Nation in Gestalt der Volksrepublik Polen gewidmet worden ist.

Implizit ist die Dornenkrone auch eingeschnitten in ein Stacheldrahtrelief, mit dem Waldemar Grzimek 1956 die bronzene Verschlussplatte für ein Urnengrab im «Turm der Freiheit» der Mahnmalsanlage Buchenwald versehen hat. (Abb. 20) Statt des blossen Hauptes Christi verletzt die Stacheldrahtkrone nunmehr die nackten Füsse von Häftlingen, die zugleich unverletzt bleiben. Namen der grössten nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager sind um Füsse und Stacheldraht herum in die Grabplatte eingelassen. Die christliche Heilsgewissheit säkularisierend wird so der letztendliche Triumph der Opfer über ihre Peiniger und ihren eigenen Tod verbildlicht und visuell beglaubigt. «Auf (der bronzenen Platte) treten nackte Füsse symbolisch den Stacheldraht nieder und kündigen vom Sieg der Gerechtigkeit über die Tyrannei.»²⁵ Dass das Bestreben von Denkmalsetzern, die Ermordeten in durch ihren Opfertod ewig fortlebende Märtyrer umzudeuten, Geschichtsdeutungswünsche der Nachlebenden tatsächlich trifft, wird sichtbar an einer Stacheldraht-Dornenkrone, die Gedenkstättenbesucher auf einem den jüdischen (!) Häftlingen des KZ Buchenwald gewidmeten Gedenkstein von 1956 niedergelegt haben. (Abb. 21)

Mit Absicht habe ich unter den Beispielen für nachgetragene, abwehrende Sinngebung kaum Denkmale auf dem Territorium der alten Bundesrepublik erwähnt. Die scheinbare Vernachlässigung dieser Denkmale entspricht der Tatsache, dass Denkmale mit Bezug auf die nationalsozialistischen Verbrechen sowohl von staatlicher Seite wie auch von der grossen Mehrheit der westdeutschen Bevölkerung bis weit in die siebziger Jahre schroff abgelehnt worden sind und auch danach nur gegen mehr oder weniger grosse Widerstände durchgesetzt werden konnten. Verleugnung hat Sinngebung ersetzt und war mit ihr insofern identisch, als sie die deutsche Geschichte als ungebrochenes Kontinuum erscheinen liess. Sofern der Nationalsozialismus erinnernd thematisiert wurde, geschah dies vor allem weit ab der Gelände ehemaliger Konzentra-

tionslager in Form Opfer und Täter vergleichgültigenden, sentimental Totengedenkens, für das Formeln wie «Den Opfern des Krieges und der Gewaltherrschaft» typisch geworden sind. Formen entkonkretisierten, vergleichgültigenden Gedenkens wie auch Praktiken reiner Verleugnung der nationalsozialistischen Verbrechen lassen sich nach wie vor belegen, gleichwohl zeichnet sich für die Zukunft der Bundesrepublik Deutschland ein neuer Entlastungsmechanismus in Form von Zentralisierung und Verstaatlichung des Gedenkens ab; Prozesse, für die die Einrichtung einer nationalen deutschen Gedenkstätte in der Neuen Wache in Berlin stehen aber auch das Projekt eines «Holocaust-Denkmal» in deren Nähe oder das Vorhaben, ein zentrales «Holocaust-Museum» zu errichten. Verstaatlichung und Zentralisierung des Gedenkens verschatten den Blick auf *das* Erinnerungsmal an die Verbrechen des deutschen Nationalsozialismus auf deutschem Boden, nämlich die von Lagern übersäte und gebranntmarkte Fläche des deutschen Territoriums, eine Flächenbesetzung, in der das Nahverhältnis – bis hin zur Ungeschiedenheit – von Normalität und Verbrechen im nationalsozialistischen Deutschland unübersehbar zum Ausdruck kommt. Diese Brandmarkung als Denkmal verstehen hiesse, Wunden zum Denkmal machen. Der Gedanke, Denkmale als Wunden aufzufassen und zu gestalten, der Gedanke, Denkmale als Messer in Wunden zu konzipieren, die weder verheilen können noch um der Wahrheit willen verheilen dürfen, hat Künstlerinnen und Künstler inspiriert, neue Formen ästhetisch konstruierter Erinnerung zu suchen. Gemeinsam ist diesen Versuchen, dass sie nicht auf historische Sinngebung zielen. Vielmehr versuchen sie im Prozess der ästhetischen Konzeptualisierung von Erinnerung das notwendige Scheitern historischer Sinngebung mit zu thematisieren, indem sie sich – beispielsweise – darauf beschränken, historische Spuren zu sichern oder ehemalige Orte oder Artefakte der Gewalt aus dem Strom des Alltagslebens hervorzu-

heben. Im Letzten geht es dabei darum, Denkmale zu schaffen, die sich selbst negieren und dadurch zu retrospektiven Erinnerungszeichen werden, in deren Negativität die Gewissheit aufscheint, dass Geschichte nach Auschwitz gebrochen ist und gebrochen bleibt²⁶. Trotzdem bzw. gerade deswegen vergegenständlicht sich in diesen Erinnerungszeichen mehr als die bloße Gewissheit eines unwiderruflichen Bruches. Künstlerische Arbeit wird in ihnen zum Prototyp einer Geste, die darauf besteht, dass gegen alle historische Gewissheit ein Anderer da ist, der sehen, verstehen und historische Verantwortung übernehmen will. (Abb. 21 u. 22) Weil sich in dieser Geste symbolisch die absolute Solidarität des Menschen mit dem Menschen ohne jede Rückversicherung in einem Akt gleichsam zweiter, d.h. sich selbst bewusster, Naivität bewahrt und artikuliert, hilft sie, die Sinnlosigkeit, für die Auschwitz steht, zu ertragen, ohne zynisch zu werden oder nach einem Absoluten zu suchen und sich ihm anheim geben zu wollen, das verspricht, aus der unerbittlich gewordenen Geschichte zuverlässig zu retten. Dieses Absolute müsste am Ende Auschwitz selbst sein, mit dem man sich identifizierte, um Auschwitz zu vermeiden – jedenfalls für sich und die, die man den Seinen zurechnet. Vorformen einer solchen Identifikation glaube ich exemplarisch in den ethnischen Säuberungen als Bestandteil des Krieges im ehemaligen Jugoslawien zu erkennen.

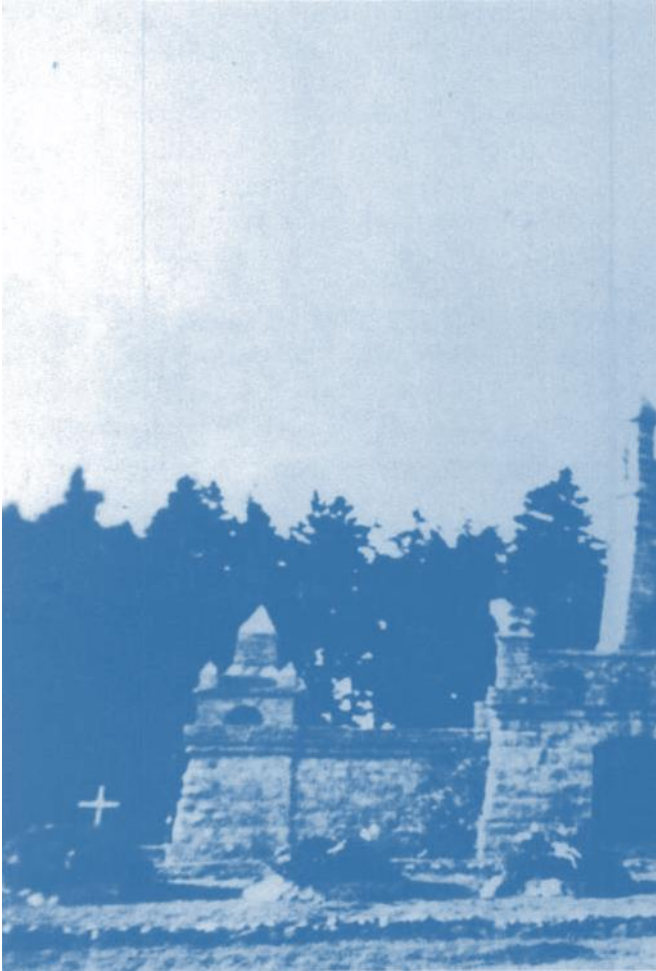
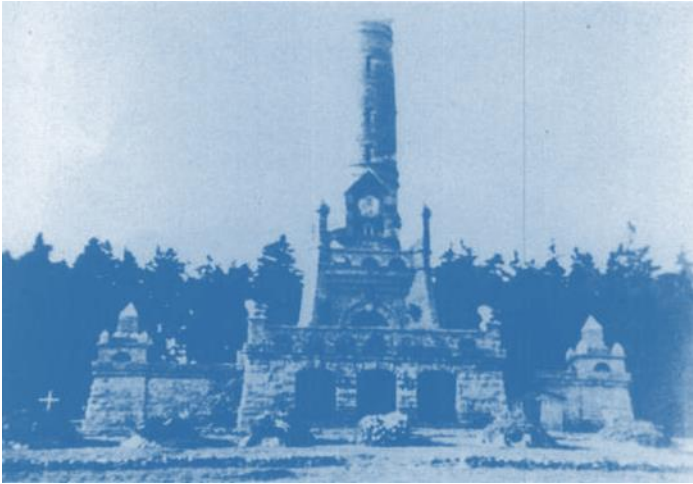


Abb. 1: KZ Maidanek, Drei-Adler-Säule, Mai 1943.



*Abb. 2: KZ Buchenwald, Bismarckturm und Häftlingsgräber,
April o. Mai 1945.*



*Abb. 3: Denkmal für Ermordete des KZ Buchenwald, Stadtfriedhof
Weimar, 1948.*



Abb. 4: «Altar der Agathe Tyche», Weimar, 1777.



220

Abb. 5: KZ Buchenwald, Innenhof des Krematoriums, 16.4.1945.



Abb. 6: KZ Buchenwald, April 1945.

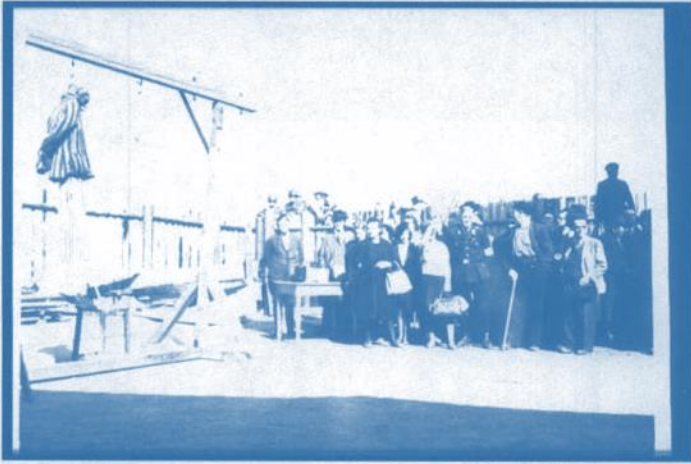


Abb. 7: KZ Buchenwald, Galgen im Innenhof des Krematoriums, Weimarer Bevölkerung, 16. 4. 1945.



Abb. 8: KZ Buchenwald, April 1945, unter der Tafel mit der Aufschrift «Liebe zum Vaterland» befindet sich auf gehäufte Knochenasche aus dem Lagerkrematorium.



Abb. 9: Gedenkmedaille zur Erinnerung an das KZ Buchenwald von Pierre E Provost, 1. Fassung, Paris 1945.



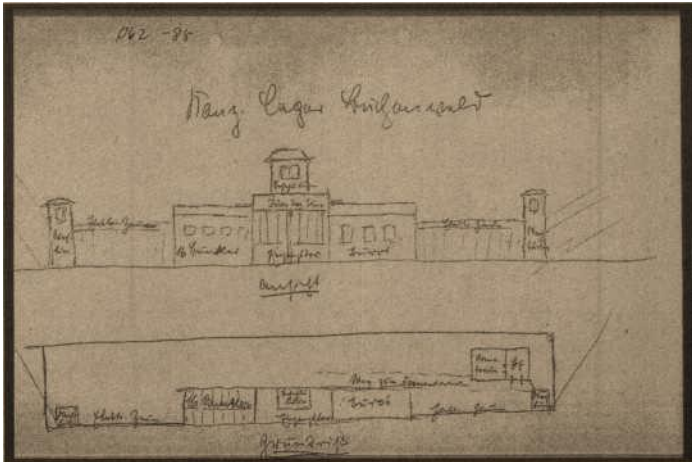
Abb. 10: Gedenkmedaille zur Erinnerung an das KZ Buchenwald von Pierre E Provost, 2. Fassung, Paris 1947.



Abb. 11: Treblinka, Zitierung des durch die SS zerstörten Anschlussgleises des Lagers in Beton, 1964.



Abb. 12: Treblinka, Denkmal von Adam Haupt und Franciszek Dusenko, 1964. Über 17'000 auf dem ehemaligen Lagergelände auf gestellte Steine verweisen auf das Lager als jüdischen Sterbeort und Friedhof.



225

Abb. 13: Anonyme Faustskizze um 1950/51 zur Gestaltung des KZ Buchenwald als Gedenkstätte.

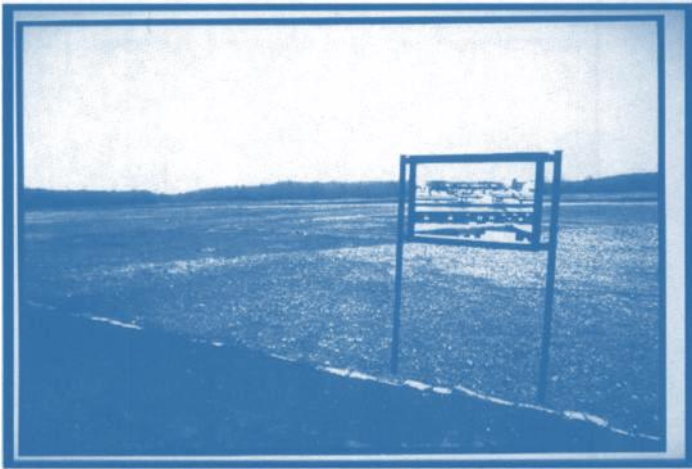


Abb. 14: KZ Buchenwald, geschliffenes Lagergelände mit später gesetzter Phototafel, die das verschwundene Lager zeigt. Aufnahme 1991.



Abb. 15: Sonderstempel «Für die Opfer des Faschismus», Tegernsee 1946.



Abb. 16: Waldemar Grzimek, Glocke für den Turm der Freiheit der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald, 1956.



*Abb. 17: Martyrium des Marcel Callo, Postkarte,
Gedenkstätte Mauthausen.*

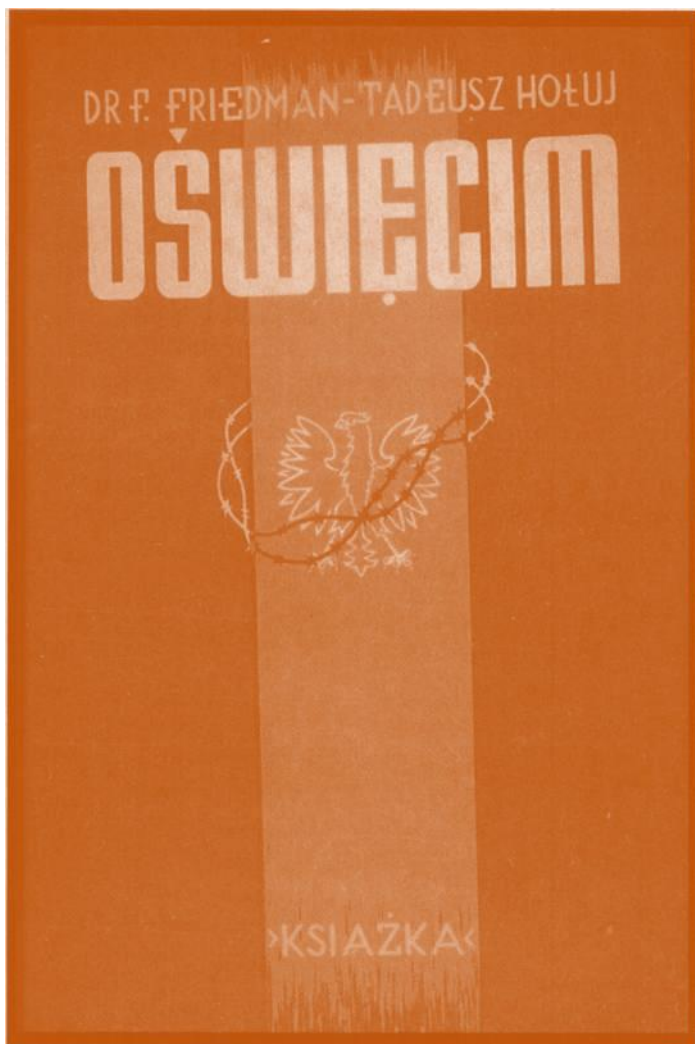


Abb. 18: Einband des Buches von Filip Friedman und Tadeusz Hołuj
«Oświęcim») Warschau 1946.



Abb. 19: Denkmal in Auschwitz-Birkenau von Pietro Cascella, Jerzy Jarnuszkiewicz, Julian Palka, Giorgia Simoncini, Tomaso Valle und Maurizio Vitale, 1967.



Abb. 20: Waldemar Grzimek, Verschlussplatte des Urnengrabes im Turm der Freiheit der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald, 1956.



Abb. 21: Gedenkstätte Buchenwald, von Besuchern niedergelegte Stacheldraht-Dornenkrone auf einem den jüdischen Opfern des KZ Buchenwald gewidmeten Gedenkstein, Aufnahme 1993.



Abb. 22: Jozef Szajna «Appell». Installation (1995) in der historischen Dauerausstellung der Gedenkstätte Buchenwald. Weggeworfene und geborgene Schlacke aus dem Lagerkrematorium, SS-Photos von Häftlingen und Häftlingsfrauen, die von Auschwitz nach Buchenwald überstellt wurden, Heraklit, Nägel, Realien.

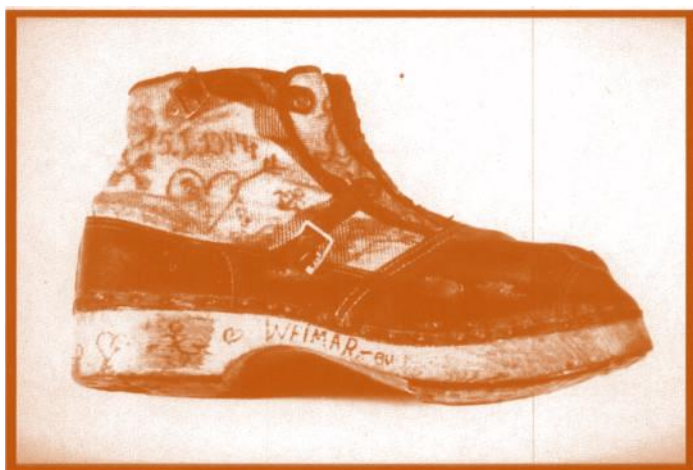


Abb. 23: Naomi Tereza Salmon «Schuh» (Sammlung Museum Auschwitz). Photographie aus der Serie «Asservate», 1994.

Anmerkungen

- ¹ J. G. Droysen: *Historik* (1857), Stuttgart-Bad Cannstadt 1977, S. 426 f.
- ² R. Koselleck: *Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden*, in: O. Marquard und K. Stierle (Hg.): *Identität*, München 1979 und R. Koselleck und M. Jeismann: *Der politische Totenkult, Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München 1994.
- ³ S. Freud: *Die Traumdeutung* (1900), Frankfurt/M 1982, S. 140 f, S. 160 f; S. 280 f.
- ⁴ vgl. V. Knigge: *Zu einem Aspekt der Analyse symbolisch konstruierter Erinnerung*, in: W. Loth (Hg.): *Jahrbuch 1992/93 des Kulturwissenschaftlichen Instituts des Wissenschaftszentrums NRW*, Essen 1994.
- ⁵ *Auslobung des internationalen Wettbewerbs am 2.6.1957, Einweihung des Denkmals am 16.4. 1967.*
- ⁶ *Yad Vashem, Photoarchiv No. 242 C01, Buchenwald.*
- ⁷ Die Photos entstammen dem Archiv der Gedenkstätte Buchenwald. Es gibt sie in zahllosen Varianten. Sie sind vermutlich von Photographen des US-Signal Corps aufgenommen worden. Aber auch knipsende US-Soldaten halten die Leichenstapel fest.
- ⁸ *Photos Archiv der Gedenkstätte Buchenwald.*
- ⁹ Gestaltet hat die Gedenkmedaillen der französische Häftling Pierre F. Provost. Ein vor der Befreiung entstandenes Exemplar befindet sich in der Sammlung des Deutschen Historischen Museums, Berlin. Im Jahr 1945 wird diese erste Fassung der Medaille von der Fédération Nationale des Déportés et Internés Résistants et Patriotes in Paris neu aufgelegt. Die zweite Fassung wird 1947 vom französischen Erziehungsministerium herausgegeben. Exemplare beider Fassungen befinden sich in der Sammlung der Gedenkstätte Buchenwald. Als Muselmänner wurden in der Lagersprache Häftlinge bezeichnet, die jeden Lebenswillen verloren hatten und die, ausgezehrt bis zum Skelett, apathisch in den Tod versanken.
- ¹⁰ T. W. Adorno: *Erziehung nach Auschwitz*, in: ders.: *Kulturkritik und Gesellschaft II, Gesammelte Schriften Bd 10.2*, Frankfurt/M. 1977, S. 689f.
- ¹¹ H. Arendt: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* (1951), Frankfurt/ M. 1955, S. 721f.
- ¹² K. Jaspers: *Erneuerung der Universität. Reden und Schriften 1945/46*, Heidelberg 1986, S. 170f.
- ¹³ *Archiv der Gedenkstätte Buchenwald 06 2-11.*
- ¹⁴ Diese bündige Formulierung geht auf einen Geistesblitz Jörn Rüsens zurück.
- ¹⁵ Der hier nur andeutbare Befund war Ergebnis einer 1991 von der VW-Stiftung finanzierten Vorstudie zu einem Forschungsprojekt «Vergegenständlichte Erinnerung – Denkmale auf dem Gelände ehemaliger Konzentrations-, Vernichtung- und Internierungslager sowie auf den ab 1940 eingerichteten Zwangsghettos.» Neben dem Autor waren an diesem Vorhaben beteiligt Prof. Dr. Det-

Ilef Hoffmann, Prof. Dr. Jörn Rüsen, Dr. Katherina Oehler; Ute Wrocklage und die Künstlergruppe «Die Langheimer» (Robert Hartmann, Werner Reubert; Ulrike Zilly).

- ¹⁶ Archiv der Gedenkstätte Buchenwald 06 2-14.
- ¹⁷ Vgl. H. Koch: Nationale Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald. Geschichte ihrer Entstehung, Buchenwald-Heft 31, Weimar-Buchenwald 1988, S. 24.
- ¹⁸ Archiv der Gedenkstätte Buchenwald 062-88.
- ¹⁹ Von August 1945 bis 1950 wurde das ehemalige nationalsozialistische KZ Buchenwald als Speziallager 2 von der sowjetischen Besatzungsmacht genutzt. Unter den Internierten befanden sich NS-Funktionsträger aber auch Häftlinge, die zwecks Unterdrückung der inneren Opposition in der SBZ/DDR arrestiert worden waren. Insgesamt gingen etwa 27'000 Menschen durch das Lager; von denen zwischen 7'000 und 8'000 vor allem in Folge von Unterernährung starben.
- ²⁰ Ludwig Deiters gehörte zu den Architekten, die am Bau der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald führend beteiligt waren. Hinsichtlich weiterer Einzelheiten des hier angedeuteten Erinnerungsprogramms siehe Volkhard Knigge: 1958 – Fritz Cremer. Buchenwald-Denkmal, in: Monika Flacke (Hg.): Auftragskunst der DDR 1949-1990, München, Berlin 1995.
- ²¹ Jiri Weil: Mendelssohn auf dem Dach, Berlin 1992.
- ²² Zusätzlich wird am 22.11.1964 das Sühnekloster «Heilig Blut» eingeweiht. Am 1.5.1967 folgt die Einweihung einer protestantischen Versöhnungskirche. Daran an schliesst sich am 8. 5. 1967 die Einweihung einer jüdischen Gedenkstätte.
- ²³ Filip Friedman, Tadeusz Holuj: Oswiecim, Warszawa 1946.
- ²⁴ Bei Grunwald, nahe Tannenberg, wurde der Deutsche Ritterorden 1410 von einem Heer unter dem polnischen König Wladyslaw Jagiello vernichtend geschlagen. Der Orden nimmt auf dieses Ereignis explizit Bezug.
- ²⁵ Raimund Hoffmann: Waldemar Grzimek, Berlin (Ost) 1989, unpaginiert.
- ²⁶ Stellvertretend für weitere Künstlerinnen und Künstler nenne ich Christian Boltanski, Esther und Jochen Gerz, Horst Hoheisel, Naomi Tereza Salmon, Jozef Szajna, Günter Weber.

BIRGIT R. ERDLE

Das Gedächtnis der Geste

Kristallisationen kultureller Erinnerung und Tradierung nach der *Shoah*

Auch wenn es keinen sicheren Ausgangspunkt gibt, so ist doch gleichzeitig der Ausgangspunkt immer schon gegeben: im Sinne eines *Datums*, auf das ich antworte. Der Bedeutung des Datums werden wir in den literarischen Texten Paul Celans wieder begegnen. Das immer schon Gegebene des Ausgangspunkts und die *Nachträglichkeit*, die es erzeugt, schränken die Beliebigkeit, die Unverantwortlichkeit des *irgendwo*-anfangenkönnens ein: das *irgendwo*, an dem man immer beginnt, ist, wie Jacques Derrida erklärt, überdeterminiert durch historische Strukturen, aber auch durch politische, philosophische, phantasmatische Strukturen, die sich nie vollkommen explizieren oder kontrollieren lassen. Von vornherein bewegen wir uns also nicht nur innerhalb einer historischen Textur, sondern auch innerhalb einer Textur der Bilder, der Metaphern und Metonymien, welchen Wünsche und Phantasien eingeschrieben sind, und deren Anfang nicht einholbar ist. Der Anfang ist demnach gekennzeichnet durch eine Zufälligkeit, eine radikale Kontingenz, zugleich aber auch durch eine Überdetermination. In ihr überlagern einander verschiedene Bedeutungen, sie entzieht sich daher einer einfachen Bestimmung.

Ich beginne deshalb mit einer Fallgeschichte, genauer gesagt, mit der fragmentierten Szene einer Fallgeschichte.

1. Die Geschichte der Wiederkehr einer Fallgeschichte im Text

Es handelt sich um die Geschichte eines Jungen, der 1945, zwölfjährig, aus Bergen-Belsen zurückkam, wo er seine Eltern und vier Geschwister verloren hatte. Die Fallgeschichte dieses Jungen wird von Hans Keilson berichtet, der als Arzt, Psychoanalytiker und Schriftsteller seit 1936 in den Niederlanden lebt und arbeitet.

Mehrfach kehrt die Geschichte dieses Jungen, dem Keilson das Kryptononym «Esra» gibt, in der Zeit zwischen 1945 und 1994 in den Texten Keilsons wieder: in Texten, die sowohl vom Zeitpunkt ihres Entstehens her wie auch in ihrem diskursiven Ort und in ihrer Schreibweise deutlich differieren. Zuerst taucht die Fallgeschichte Esras in den Untersuchungsberichten auf, die Keilson als Arzt und Therapeut für eine jüdische Hilfsorganisation 1945 in Amsterdam verfasste. In seiner 1979 erschienenen Studie zur «Sequentiellen Traumatisierung bei Kindern», die mit der Widmung «Anstelle eines Kaddish» versehen ist, zitiert Keilson aus seinem damals verfassten Untersuchungsbericht und trägt Einzelheiten aus der späteren Lebens- und Behandlungs-Geschichte Esras nach, wobei er den Akzent auf die schützenden Überlebensphantasien legt, die Esra helfen, die unerträgliche Erinnerung an den Tod seiner Eltern und Geschwister in Bergen-Belsen abzuschirmen¹. Auf den Zusammenbruch der Untersuchungssituation bei der ersten Begegnung mit Esra im November 1945, welcher bedeutete, dass die sprachliche Berührung mit dem *aus einer anderen Welt* kommenden Kind abbricht, kommt Keilson in seinem 1984 publizierten Essay «Wohin die Sprache nicht reicht» zurück². Das Versagen, das sich in diesem Abbruch mitteilt, wird hier gedeutet im Zusammenhang der Problematik sprachlicher Konventionalisierung angesichts dessen, was das Wort «Bergen-Belsen» bedeutet – als Signatur eines Ortes, der in Deutschland liegt, wie als Signatur einer

Erfahrung, die jedoch die tradierten Bedeutungen des Begriffs der Erfahrung sprengt. Zehn Jahre später, in einem 1994 entstandenen Beitrag mit dem Titel «Fragmentierte Psychotherapie eines aus Bergen-Belsen zurückgekehrten Jungen», kommt Keilson auf dieses als *negativen Anfang* bezeichnete Versagen der ersten Begegnung im November 1945 erneut zurück. Nun rückt er das Wort Bergen-Belsen in den Mittelpunkt, das Wort «und was sich darum rankt», die «Ladung, die diese geographische Signatur für diesen Jungen hatte, für ihn, aber auch für mich.»³ Das Versagen, das Entgleiten ins Schweigen, das Ausbrechen einer umfassenden Hilflosigkeit, das Esra und den Untersucher während der scheiternden ersten Begegnung verbindet, wird hier nun nicht mehr so sehr mit den Schranken einer Sprache in Zusammenhang gebracht, die *dorthin* nicht reicht, sondern eher als Zeichen einer Korrespondenz von Schocks gedeutet: «Ich neige zu der Auffassung», so führt Keilson aus, «dass der Schock der Untersucher damals in Europa, bevor ihnen die Augen aufgingen, korrespondiert mit dem Schock der Untersuchten, als denen die Augen aufgingen und das, was sie erlebten, ihnen die Sprache verschlug.»⁴

237

Ich führe die *Textgeschichte* des Falles Esra, das repetitive, fragmentierte Nachleben dieser Fallgeschichte in der Schrift vor Augen, um deutlich zu machen, dass es sich dabei um die *Geschichte der Wiederkehr einer Fallgeschichte* handelt – um die Geschichte einer Wiederholung, deren zeitliche Strukturierung einen diskontinuierlichen Verlauf nimmt. Sie nähert sich so jener sequentiellen Struktur der Traumatisierung, die Keilson in seiner zuvor erwähnten, wissenschaftlichen Studie von 1979 beschrieben hat. In der Geschichte der Wiederkehr der Fallgeschichte Esras in den Texten Keilsons wird aber nicht nur die Wiederholungsstruktur lesbar, die den Bezug zu einem nicht symbolisierbaren traumatischen Geschehen hält, sondern sie verrät auch eine *Korrespondenz der Fragmentierungen*: eine Korrespondenz zwischen der Fragmentierung

der Psychotherapie und der Fragmentierung des Schreibens, der Arbeit des Gedächtnisses in der Schrift. Insofern lässt sich diese Geschichte der Wiederkehr einer Fallgeschichte, an der der Versuch zu verstehen scheitert, da deren Erzählung und Deutung keine Integration zulässt, und die immer andere Sequenzen des Nachlebens oder Überlebens hervorhebt, *als Allegorie* für die Nachgeschichte der *Shoah* lesen, für die Diskontinuität und Unabgeschlossenheit dieser Nachgeschichte.

Das Scheitern der Integration der erlittenen kumulativen Traumatisierungen mit Hilfe einer sinnvollen Deutung wird bei Maurice Blanchot für eine kulturgeschichtliche Perspektive in die Forderung übersetzt, *zu wachen über eine abwesende Bedeutung* (*keep watch over absent meaning*). Ermöglicht der lösende Charakter des Durcharbeitens die Integration einer Deutung und erlaubt dadurch, die Beharrlichkeit der Wiederholung zu beenden, wie Sigmund Freud in seiner Studie «Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten» aus dem Jahr 1914 ausführt, so ist aber die zu integrierende Deutung, um die es hier geht, gerade die Abwesenheit von Bedeutung, ihr Fehlen. Das Gedächtnis wäre dann geknüpft an eine fortdauernde Arbeit an Texten und Bildern, an eine Arbeit der Lektüre, der Tradition, des Schreibens, die das Fehlen von Bedeutung beschützt, ohne sich dabei aber der Konfrontation mit den nackten, konkreten Fakten und den Erzählungen der Überlebenden, die diese bezeugen, zu entziehen (denn in der Rede von der *Undarstellbarkeit* der *Shoah* werden diese ja auch wieder verdeckt).

Die in der wissenschaftlichen Sprache mit dem Wort «Spätfolgen» oder «Spätschäden» bezeichneten Folgen der Traumatisierung durch die *Shoah* für die Überlebenden, die Gedächtnisspuren und das dem Leib eingeprägte Wissen, das weder vermittelbar noch lesbar noch nützlich ist, reichen bis in das tiefste Innere der Knochen, wie Emmanuel Lévinas schreibt, in eine Zone der Intimität, die verborgen bleibt. So erklärt Keilson in einem Text aus dem Jahr 1992⁵, ihm sei bei allen einsichtigen Erklärungen und

Deutungen stets der innere Vorbehalt geblieben, dass das, was das Leben der Überlebenden, nunmehr erwachsenen Kinder ausmacht: das Geheimnis eines nie endenden Schmerzes, die lautlosen Verkleidungen der Klage, verborgen blieb. Die Zeichen des Geheimnisses eines Schmerzes, der nie endet, das Lautwerden der Verkleidungen der Klage, tauchen dann für einen Moment aus der Verborgenheit auf, wenn der Bannkreis der wissenschaftlichen Sprache durchbrochen wird. Als ein vereinzelt Beispiel für ein solches Auftauchen von Zeichen, vor dem die Sprache der Wissenschaft zurückweicht, nennt Keilson jene fragmentierte Szene der Fallgeschichte Esras, deren Beschreibung ich zu Anfang versprochen und bis jetzt vorenthalten habe. Komprimiert in einem bruchstückhaften Satz lautet sie, in den Worten Keilsons: «Wie z.B. der Mann, der als Kind Bergen-Belsen überlebte, wo er alle Angehörigen verlor, Eltern, drei Brüder und ein Schwesterchen, und jetzt in Israel seine eigenen Kinder zweimal zur Nacht küsst, das zweite Mal insgeheim von ihren Grosseltern, die er im selben Kuss für einen Augenblick wieder zu Leben erweckt.»⁶

239

In dieser Geste des doppelten Kusses zur Nacht sind die Erinnerung an die Eltern, die unmögliche Trauer um einen gebrochenen Abschied und der Wunsch, die Eltern zurückzuholen, ineinander verwoben. Ich möchte sie als eine *Klage der Geste* bezeichnen. Ihr szenisches Bild lässt erkennen, wie in der Geste mehrere Momente verschränkt sind: sie ist geprägt einerseits durch *Intimität*, andererseits durch ihre (individuelle oder auch kollektive) *Codierung* und durch die *Wiederholung*, die sie in die Nähe des Ritus und in die Nähe der von Sigmund Freud beschriebenen Ähnlichkeit zwischen Zwangshandlungen und Religionsübungen bringt. Es scheint fast, als gäbe es keine Metasprache, die diese Verknüpfung der durch Repetition belebten Codierung mit dem Intimen nicht antasten würde und auf diese Weise die Geste ihrer verschwiegenen Sprache berauben würde.

Während die Geste des doppelten Kusses zur Nacht im Übergang zwischen Klage und Gedächtnis situiert zu sein scheint, geht es mir in der folgenden Diskussion um eine Geste, deren Symbolik gleichsam explizit dem Gedächtnis gewidmet ist: um die in der jüdischen Gedächtniskultur tradierte Geste der Commemoration, die zum Zeichen des Gedenkens an einen Toten einen Stein auf sein Grab niederlegt. In einer doppelten Weise kann man bei dieser kulturell tradierten und kollektiv codierten, zugleich aber intimen und individuellen Geste von einem *Gedächtnis der Geste* sprechen: denn sie trägt ein Gedächtnis, aktualisiert es, gibt ihm eine bestimmte Zeit, in der Zukunft und Rückläufigkeit koinzidieren. Es gibt aber auch ein Gedächtnis, das sich dieser Geste erinnert, indem es sie zitiert. Eine solche Form des Erinnerns im Zitieren stellt die Überschrift dar, die die israelische Schriftstellerin und Psychotherapeutin Anna Maria Jokl ihrer Prosaminiatur über die in Auschwitz geendete Lebensgeschichte von Otlá Kafka, der Schwester Franz Kafkas, gab: *Stein auf ein unbekanntes Grab*.⁷ Die Topographie dieses Prosatextes bietet eine genaue, zugleich jedoch gebrochene Kongruenz mit dem Ort und dem situativen Bezug der Geste der Commemoration: als würde der Titel stellvertretend die Stelle des Steins einnehmen, der auf ein Grab niedergelegt wird, während der Text selbst, der die Geschichte Otlá Kafkas aufschreibt und sie in eine kohärente Erzählung zu bringen versucht, als ein Grabmal, ein nachträgliches Erinnerungssymbol figuriert – dies aber nicht im Sinn eines Substituts, welches das Fehlen des Grabes und das Wissen um den Tod in Auschwitz verdecken würde, sondern vielmehr in der Form eines Erinnerungssymbols für das nicht vorhandene Grab, geknüpft an ein Zurückholen des Eigennamens. In der zitierten Überschrift und in der beschriebenen Konfiguration von Überschrift und Text ereignet sich demnach eine *Wanderung der Geste in das Feld der Textualität*. Und diese Wanderung oder Verschiebung der Geste der Commemoration in das Feld des Textuellen markiert genau

den Bruch, die Zäsur, die sich in die jüdische Tradition des Gedächtnisses durch die *Shoah*, durch den Geschichtsbruch, den sie bedeutet, eingetragen hat. Die Geste selbst ist gebrochen. Und diese Gebrochenheit ist etwas anderes als Leere.

Den Spuren der Geste der Commemoration in den Texten Paul Celans, die vom Wissen um die Zäsur in der jüdischen Gedächtnistradition zeugen, möchte ich nun im Folgenden nachgehen. In einem zweiten Zuge werde ich dann das Gedächtnis der Überlebenden, dessen Zeichen in der gebrochenen Geste lesbar werden, konfrontieren mit einer *Gedächtnis scene*, die sich auf die Geschichte der Täter und ihrer Nachkommen bezieht: mit der Gedächtnisszene der *Schändung* jüdischer Gräber (so die geläufige, aus dem christlichen Kontext kommende Sprachregelung für diese Zerstörung). Diese Szene bringt eine von der Geste der Commemoration vollkommen unterschiedene und mit ihr unvergleichbare Konstellation zur Darstellung, in der eine Dynamik von Erinnern, Verdrängung und Wiederkehr des Verdrängten aufbricht. Sie verweist dadurch auf die Unvereinbarkeit der Orte des Gedächtnisses der Überlebenden und der Täter. Der Gedächtnisszene der Zerstörung jüdischer Gräber liegt bekanntlich ebenfalls eine historische Tradition zugrunde, eine Tradition, die nach 1945 ungebrochen ist, wenn sie auch in veränderten historischen und politischen Kontexten verschobene Bedeutungen zum Ausdruck bringt.

241

Bevor ich jedoch auf die Struktur des Eingedenkens in Celans Texten eingehe, die über die Metonymie des Steins vermittelt ist, möchte ich einige grundsätzlichere *Noten zur Geste* vorausschicken.

2. Noten zur Geste

Im einführenden Kapitel seines Buchs «Gesten. Versuch einer Phänomenologie», «Geste und Gestimmtheit» überschrieben, bestimmt Vilém Flusser die Geste als eine Bewegung des Körpers, die sich, im Unterschied zu anderen willkürlichen oder unwillkürlichen Körperbewegungen, nicht kausal erklären lässt, die also nicht auf eine physikalische, physiologische, psychologische, soziale, ökonomische oder kulturelle Ursache reduziert werden kann.⁸ Da die Geste reine Bewegung, reine Performanz ist, gleichzeitig aber Bedeutung trägt, entzieht sie sich einer Beschreibung, die ausschliesslich phänomenologisch verfährt. Daher schlägt Flusser vor, die Geste als eine kodifizierte Sinnggebung zu betrachten: sie ist eine motorische Bewegung, die etwas symbolisch darstellt. Am Beispiel des Schmerzes erläutert Flusser die Bedeutung des Darstellens: eine Bewegung des Körpers, die Schmerz zum Ausdruck bringt, wird dann zur Geste, wenn sie diesen nicht nur in einer unwillkürlichen reflexhaften Reaktion des Leibes «äussert», sondern ihn symbolisch «darstellt». Adressiert an einen anderen, versucht eine solche symbolische Darstellung, den Schmerz seinem absurden, bedeutungslosen und «natürlichen» Kontext zu entreissen, um ihn mit Bedeutung aufzuladen und ihn, im selben Zuge, in einen kulturellen Kontext einzuzeichnen.⁹

In einer eher kulturgeschichtlich orientierten Annäherung an die Phänomenologie der Geste hebt Giorgio Agamben gegenüber Flusser den medialen Charakter der Geste hervor, das Zeigen der blossen Medialität. Wenn beispielsweise der Tanz Geste ist, «so deshalb, weil er nichts anderes ist als die Austragung und Vorführung des medialen Charakters der körperlichen Bewegung», die bewegliche Vorführung des Beweglich-seins.¹⁰ Die Geste trägt demnach keine Aussage, sondern sie unterbricht eher die Logik des Aussagens, um etwas zu zeigen, was sich nicht sagen lässt. Was sie zeigt, ist ihre blossе Mittelbarkeit, das Haften der Referenz

an der Medialität, welche sich hartnäckig diesseits jeder Metasprache und jeder Transzendenz hält. Diese bloße Mittelbarkeit der Geste liest Agamben mit Walter Benjamins Begriff der reinen Mittel. Wie Agamben erklärt, korrespondiert das reine Mittel bei Benjamin einerseits mit der reinen Sprache, andererseits aber mit dem Ausdruckslosen. Als *kritische Gewalt*, die Unterscheidungen und Entscheidungen trifft, erhält das Ausdruckslose seinen Ort in Benjamins Theorie der Unterbrechung, der «messianischen Stillstellung des Geschehens». Über das geschichtstheoretische Denken Benjamins kommt Agamben daher zu einer veränderten Bestimmung der Macht der Geste als einem reinen Mittel, die er in dem folgenden Satz komprimiert: *Was in jedem Ausdruck ohne Ausdruck bleibt, ist Geste*. Die Geste wäre dann die einzig mögliche Darstellung und die einzig legitime Aufnahme dessen, was in der Zirkulation des Geschehens ausdruckslos, unaussprechlich und nicht-präsentierbar bleibt. Sie erweist sich daher, wie Agamben erklärt, «als Konsistenz, die die Ereignisse beim Jüngsten Gericht annehmen werden, sie ist das *eschaton logon*, das in jedem Moment der menschlichen Geschichte ausgesprochen werden kann.»¹¹ Die Geste erscheint so als eine Gedächtnisfigur, die im Bezug steht zu einem messianischen Moment. Dieser Bezug ist im Zusammenhang der Geste der Commemoration geknüpft an ein Bewahren des Eigennamens und an den Schutz der Unantastbarkeit des zerfallenen Leibes (an einem Ort, der nicht konserviert werden, sondern unberührt bleiben soll).

3. Spuren der Geste in den Texten Paul Celans

Die Geste, zum Zeichen des Gedenkens an einen Toten einen Stein auf dessen Grabmal niederzulegen, aktualisiert die Verknüpfung von Eigennamen und Ort. Gleichzeitig bezeugt sie, dass *jemand hier gewesen ist*, der nicht vergessen hat, und stellt dieses Nicht-Vergessen symbolisch dar. Im materiellen

Zeichen des Steins, das zurückbleibt, überdauert oder gerinnt die Zeit der Geste. Über das symbolische Darstellen des Nicht-Ver-gessens hinaus aber lässt sich die Geste der Commemoration auch insofern als eine Gedächtnisfigur entziffern, als sie durch ihre Wiederholung das Gestische der Erinnerung selbst symbolisiert. Sie zeigt vielleicht, dass die Absenz immer neue Zeichen braucht, um dargestellt zu werden. Denn die symbolische Darstellung der Absenz schreibt diese *als Absenz* in den kulturellen Kontext ein und gibt ihr dadurch Bedeutung (eine Bedeutung, die sich an die-jenigen richtet, die trauern). Dagegen tendiert eine zeichenlose Absenz dazu, mit einer imaginären Präsenz zusammenzufallen.

Zweifellos führt diese Geste der Commemoration in den Schriften, die Trauerriten beschreiben, ein Fussnotendasein. Die kulturgeschichtliche Urszene ihrer Codierung ist undeutlich, sie entzieht sich kausalen Erklärungen; möglicherweise fungierte sie als Symbol für eine Erhöhung des Denkmals; vielleicht aber diente sie auch als Schutz vor der Gefährdung des bestatteten toten Kör-pers durch Tiere in der Wüste. Indem sie die Beschädigung der Zeichenhaften Kongruenz von Ort, Körper und Eigennamen ver-hinderte, bewahrte sie die eschatologische Hoffnung auf die Re-surrektion des *anderen* Körpers aus dem Überrest eines einzigen Knochens «am Ende der Tage», wie es heisst. Anknüpfend an Flusser könnte man ihren Sinn auch darin vermuten, dass sie durch ihre symbolische Darstellung den toten Körper und den Schmerz der Absenz dem bedeutungslosen, «natürlichen» Kontext ent-reisst, in dem beide gründen.

Wie nun die weiter oben beschriebene Wanderung der Geste der Commemoration in das Feld der Textualität zeichenhaft zum Ausdruck bringt, ist aber die in der Geste tradierte Gedächtnisfigur durch den Geschichts-und Zivilisations-Bruch, den das *man-made-disaster* der *Shoah* bedeutet, selbst zerbrochen. Denn dem Akt der Vernichtung der Juden ist das Auslöschen des Eigenna-mens eingeschrieben. In seinem erstmals 1958 erschienenen Buch

«Ist das ein Mensch?» beschreibt Primo Levi, wie den deportierten Juden bei der Ankunft im Vernichtungslager mit der Kleidung, den Schuhen und den Haaren auch der Eigenname von den Tätern genommen wurde: «Mein Name ist 174 517; wir wurden getauft, und unser Leben lang werden wir das tätowierte Mal auf dem linken Arm tragen.»¹² Mit der Auslöschung des Namens verbunden ist der Versuch, das an den Eigennamen geknüpfte Gedächtnis auszulöschen – und im Gedächtnis des Namens auch das Zeugnis, das die Vernichtung bezeugt. Es gibt daher keine zeichenhafte Kongruenz von Eigennamen und Ort, die zu bewahren wäre und auf welche die tradierte Geste der Commemoration sich ungebrochen beziehen könnte. Wenn die Geste die Logik des Aussagens bricht, um etwas zu zeigen, was sich nicht sagen lässt, oder wenn sie auf etwas verweist, was im Ausdruck ausdruckslos bleibt, so hat diese Ausdruckslosigkeit nach der *Shoah* eine völlig andere Bedeutung bekommen, und sie hat sich ausgeweitet auf die Möglichkeit, die Modalitäten und Strukturen des Gedächtnisses selbst. Wie die Texte Paul Celans zeigen, ist die Absenz, die immer neue Zeichen braucht, um dargestellt zu werden, nun durch den Akt einer Vernichtung begründet, die die Vernichtung des Eigennamens und des an den Namen geknüpften Gedächtnisses einschließt. Umgekehrt beziehen sich die Zeichen dieser Absenz auf die Namen der deutschen Vernichtungslager. Ging es bei der tradierten Geste der Commemoration um den Moment der Sinngebung, um eine symbolische Darstellung, die das Dargestellte, den Verlust und den Schmerz, aus dem bedeutungslosen «natürlichen» Kontext herausreißt, um es in einen kulturellen Kontext einzuschreiben und ihm dadurch Bedeutung zu geben, so verweist nach der *Shoah* der Bruch in dieser Tradition des Erinnerens gerade auf die Unmöglichkeit der Sinngebung. Die bestimmte Absenz, von der Celans Texte sprechen, gründet nicht in einem «natürlichen» Kontext, sondern in einem geschichtlichen;

aber ihr kann keine Bedeutung gegeben werden. In Celans Texten taucht daher die tradierte Geste der Commemoration nur noch als Spur auf. Dadurch figuriert das Gedächtnis, das sie getragen hat, in dem doppelten Sinn, dass sie zugleich auch das Gestische des Erinnerns selbst thematisierte, in den Texten Celans als ein Gedächtnis der Geste, welches in einer konstanten Referenz auf das Datum der Vernichtung an den Bruch der Erinnerung selbst erinnert.

Das Gedicht «Psalm», das zu der 1963 publizierten Sammlung «Die Niemandrose» zählt, steht in einem dreifachen Bezug zur Überlieferung (das heisst, zu einem Text ebenso wie zu einer gelebten Tradition): nämlich zur Schöpfungsgeschichte, zur Tradition der Klage und der Erinnerung, und zur Tradition der Lobpreisung. Es beginnt mit den folgenden Zeilen:

Niemand knetet uns wieder aus Erde und Lehm, niemand bespricht
unsern Staub.

Niemand.

Gelobt seist du, Niemand.¹³

In dieser kurzen Textpassage fällt zunächst auf, wie das Wort «niemand» vom Pronomen, welches das Fehlen eines anonymen *jemand* benennt, zum Eigennamen überspringt, nämlich in der lobpreisenden Anrede des «du, Niemand»: das Wort «Niemand», der Angeredete, ist in dieser Zeile grossgeschrieben, was es als Eigennamen ausweist. Das Anonym des *jemand* in der Verneinung, die die pronominale Form der Zeile «niemand bespricht unsern Staub» beherrscht, wechselt in der lobpreisenden Anrede zum Synonym, und zwar zum Synonym für den Namen des Gelobten, *Elohim*. In der Form der Anrede in der zitierten Zeile: «Gelobt seist du, Niemand» wird ein Bezug zur Tradition hergestellt, der sie verneint, indem ein *Nichts* in sie eingezeichnet wird. Gleichzeitig wird aber auch diejenige rhetorische Figur thematisiert, inszeniert und sozu-

sagen verstört, die der Geste vielleicht am nächsten kommt: die rhetorische Figur der Apostrophe, der Anrede eines Abwesenden. In seinen «Fragments d'un discours amoureux» hat Roland Barthes die komplexe Zeitstruktur der Figur der Apostrophe präzise beschrieben: «Ich halte dem Abwesenden unaufhörlich den Diskurs seiner Abwesenheit – eine ganz und gar unerhörte Situation; der Andere ist abwesend als Referent, anwesend als Angesprochener. Aus dieser einzigartigen Verzerrung erwächst eine Art unerträgliches Präsens; ich bin eingekeilt zwischen zwei Zeitformen, zwischen der Zeit der Referenz und der Zeit der Anrede: du bist fort (und darüber klage ich), du bist da (weil ich mich an dich wende). Ich weiss also, was das Präsens, diese schwierige Zeitform, ist: ein reines Stück Angst.»¹⁴ In der Anrede «Gelobt seist du, Niemand» hat sich aber das eingekeilt-sein zwischen zwei Zeitformen radikalisiert: denn der Andere ist nicht anwesend als Angesprochener, da sein Name «Niemand» ist. Weder da noch nicht da, ist er anwesend als Niemand. Die Zeitform der Referenz, die Barthes für die Sprache der Liebe mit den Worten «du bist fort und darüber klage ich» benannte, ist unermesslich gewachsen. Sie verneint die Präsenz des angesprochenen «du» («du bist da, weil ich mich an dich wende»); das «da-sein» des Angesprochenen entsteht nur als verneintes. In den zitierten Zeilen aus Celans «Psalm» ist demnach die prekäre Balance der Figur der Apostrophe gestört, und durch diese Störung wird etwas Anderes in den Zustand des eingekeilt-seins zwischen den beiden Zeitformen der Referenz und der Anrede hineingetragen.

Die der lobpreisenden Anrede des «Niemand» vorausgehenden Zeilen – «Niemand knetet uns wieder aus Erde und Lehm, niemand bespricht unseren Staub. Niemand.» – und die danach folgenden Zeilen: «Ein Nichts waren wir, sind wir, werden wir bleiben, blühend: die Nichts-, die Niemand-rose», berühren die Erinnerung an die völlige Verlassenheit der Juden in der Situation ihrer Verfolgung und Vernichtung

durch die Deutschen, die «Nichtigkeit» der Juden in den Lagern, den «Nullpunkt der Geschichte für das jüdische Volk in der Hand seiner Mörder», wie George Steiner schreibt.¹⁵ Eine Zeile aus einem anderen Gedicht, das zur Sammlung «Die Niemandrose» gehört, nimmt auf die Vernichtung der Eigennamen Bezug: «Alle die Namen, alle die mitverbrannten Namen»¹⁶. Der Satz «niemand bespricht unsern Staub» insistiert auf einer Verneinung, auf einem Unmöglichen, zunichte Gemachten, das sich auf die gelebte Tradition der Erinnerung bezieht. Auch die Gesten der Commemoration sind zerstört. In der Zeile «niemand bespricht unsern Staub», in der das Wort niemand kleingeschrieben, also pronominal eingesetzt ist und sich damit auf die Überlebenden bezieht, wird genau jener Bruch lesbar, der sich in das Gedächtnis der Geste der Commemoration, in das Gedächtnis, das diese Geste trägt, eingetragen hat, so dass nur das Erinnerungsbild dieser Geste zurückbleibt. Niemand, so schreibt George Steiner, «wird über die Gegebenheit von Auschwitz sprechen, niemand wird, über Auschwitz sprechend, angemessen Zeugnis ablegen oder Gedenken bekunden. Die Abwesenheit Gottes während der Shoah ist auch sein Schweigen angesichts der Toten, derer nicht gedacht wird, und durch dieses Nicht-Gedenken werden sie ein zweites Mal ausgelöscht.»¹⁷

Der dreifache Bezug, in dem die zitierten Zeilen des Gedichts zur Schöpfungsgeschichte, zur Tradition der Klage und der Erinnerung und zur Tradition der Lobpreisung stehen, ist demnach ein gebrochener, nicht nur ein negativer: der Text markiert eine Zäsur nicht nur in der Schöpfungsgeschichte, sondern auch in der Geschichte der Klage und der Erinnerung. In dieser Zäsur hält sich das Datum der Vernichtung. Es entsteht die Figur eines Gedächtnisses, das in der Zäsur gründet, das sich nicht über dieser Zäsur schliesst, sondern sie als Wunde markiert. Der textuelle Bezug auf die Schöpfungsgeschichte und auf die Tradition der Klage, der Erinnerung und der Lobpreisung wird dadurch selbst zu einer Geste,

die etwas ausdrückt, das keinen Ausdruck findet, oder vielleicht genauer, die zum Ausdruck bringt, dass im ungebrochenen Bezug auf die Tradition etwas ausdruckslos bleibt. Das Thema des eingekeilt-seins zwischen zwei Zeitformen, des unerträglichen Präsens, welches in Celans «Psalm» oder «Anti-Psalm», wie George Steiner das Gedicht bezeichnet, über die Anrede an den Namen «Niemand» in den Text eingeführt wird, um sich dann in ihm auszubreiten als eine Wunde, taucht in variiert und noch verschleierter Form schon im Bild von der *sich verzweigenden Zeit* auf. Dieses Bild findet sich in einem frühen Gedicht Celans aus dem Jahr 1951. Es beginnt:

249

Wie sich die Zeit verzweigt,
das weiss die Welt nicht mehr.
Wo sie den Sommer geigt,
vereist ein Meer.¹⁸

Die Welt, die an eine natürliche Zirkulation der Zeit, wie es das Bild der Jahreszeiten in den zitierten Gedichtzeilen evoziert, glaubt und an der Vorstellung eines Kontinuums der Geschichte weiterhin festhält, weiss nichts oder will nichts wissen von der Diskontinuität, der Erschütterung der zeitlichen Struktur, die der Geschichts-Bruch der *Shoah* auslöst. Das nicht-mehr-Wissen verweist auf eine Figur des Vergessens: eines Vergessens, das potenziert wird dadurch, dass die Welt von ihrem nicht-mehr-Wissen nichts zu wissen scheint. Diese Figur des Vergessens wird beschrieben als eine Spaltung zwischen *Zeit* und *Wissen*, zwischen einer *sich verzweigenden Zeit* und einem *Wissen der Welt*, das diese *Zeit* ausblendet. Genauer gesagt, sie wird beschrieben als eine *Spaltung zweier Zeitformen*. Es handelt sich dabei um eine Spaltung, die sich innerhalb einer Konstellation der Gleichzeitigkeit vollzieht. Doch wird dabei durch das Wort «wo» in der zitierten Passage akzentuiert, dass die Spaltung der beiden Zeitformen

sich ebenso auf einen Zeitpunkt wie auf einen Ort bezieht. Die Weltzeit, der «Sommer», das Ästhetische, die Musik werden dadurch im wörtlichen Sinn in ihrer Funktion als Alibi – als imaginäres *anderswo (gewesen) sein* – benannt, welches eine imaginierte Unschuld (*nichts gewusst und nichts getan zu haben*) bestätigt und fortschreibt. Demgegenüber markiert die sich verzweigende Zeit eine *andere Zeit*-. sie ist topologisch strukturiert; ihr Verlauf ist nicht kontinuierlich, sie geht nicht vorbei, sondern sie weitet sich aus. Sie verläuft genau entgegengesetzt zur Weltzeit. Das Verhältnis dieser beiden Zeiten ist ein im wörtlichen Sinn verkehrtes, wie die beiden Zeilen «Wo sie [die Welt] den Sommer geigt, vereist ein Meer» deutlich machen. Die Metapher vom vereisenden Meer – eine unmögliche Metapher – lässt sich als Bild für die entstellte Form der Erinnerung lesen: es deutet auf eine gefrorene Erinnerung, in der die Vernichtung durch die Naturmetapher abgeschirmt wird. Bildet die gefrorene Erinnerung die verdeckte oder verleugnete Kehrseite der Weltzeit, des «Sommers», so begründet sich genau aus dieser Konfiguration die Form und die Struktur des nicht-mehr-Wissens. Das Bild von der sich verzweigenden Zeit erscheint so als eine Gedächtnisfigur, die auf ein mehrfaches Vergessen deutet: auf ein nicht-mehr-Wissen, das sich durch eine Abspaltung begründet, in der aber das, was abgespalten wurde, seinerseits eine tiefer liegende Erinnerung abschirmt, einfriert und entstellt. Indem Celans Text auf diese Weise die Tiefenstruktur des Vergessens in ein Bild fasst, beschreibt er sehr präzise, wie sich das kollektive Nachkriegs-Gedächtnis in der Bundesrepublik durch Schweigen und Verschweigen, durch Verleugnung und Abspaltung formiert, und wie die Kontinuität der Geschichte und der Kultur gerade in diesen Praktiken gründet.

In dem 1959, also acht Jahre später entstandenen Prosatext «Gespräch im Gebirg» hat sich dagegen die Figur der *verzweigten Zeit* radikalisiert und aufgesplittert. Darin kommt zum Ausdruck, wie innerhalb der Nachkriegs-Kultur der Druck des Gedächtnisses

ganz auf die Überlebenden verschoben wurde.

Eine Resonanz dieser Verschiebung findet sich bei Adorno, und zwar in der gern unterschlagenen Revision seines Diktums, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, sei barbarisch: in der «Negativen Dialektik», die 1966 erschien, revidiert und radikalisiert Adorno seinen Satz, den er 1949 geschrieben hatte und der in den Jahren danach zum feuilletonistischen Klischee verdinglicht wurde. Im dritten Teil der «Negativen Dialektik», und zwar in dessen letztem Kapitel, mit dem das Buch schliesst, schreibt Adorno:

Das perennierende Leiden hat soviel Recht auf Ausdruck wie der Gemarterte zu brüllen; darum mag falsch gewesen sein, nach Auschwitz liesse kein Gedicht mehr sich schreiben. Nicht falsch aber ist die minder kulturelle Frage, ob nach Auschwitz noch sich leben lasse, ob vollends es dürfe, wer zufällig entrann und rechtens hätte umgebracht werden müssen.¹⁹

251

In dieser Reformulierung, siebzehn Jahre später, bleibt demnach die Frage nach der Sprache, nach einem *Weiterschreiben*, das die Verwicklung auch der Kultur und der Kritik in die Vernichtung und in ihre Vorgeschichte negiert, zurück hinter der «minder kulturellen Frage» nach dem Überleben des Überlebenden. Das Zufällige des Überlebenden, so zeigt die zitierte Passage aus der «Negativen Dialektik», wird nachträglich überdeckt von der Logik der Vernichtung. In der umgeschriebenen Frage, «ob nach Auschwitz noch sich leben lasse», die, wie Adorno ironisch anmerkt, eine minder kulturelle Frage ist, wird am Rande sichtbar, wie sich die erlittenen Traumatisierungen im Gedächtnis der Überlebenden fort-schreiben und intensivieren. Die Nachgeschichte teilt sich demnach in verschiedene Nachgeschichten, die in der Form unvereinbarer Gedächtnisse, des Gedächtnisses der Überlebenden und des Gedächtnisses der Täter und der Zuschauer, einander gegenüberstehen.

Im «Gespräch im Gebirg» aus dem Jahr 1959 wird nun das Thema des eingekeilt-seins zwischen zwei Zeitformen in die Antinomie von *hier und dort, jetzt und damals, da und nicht-da* überführt. Datum und Stein geraten in diesem Text in einen präzisen Zusammenhang, der eine Fülle von textuellen Referenzen eröffnet: in ihm wird die über die Metonymie des Steins vermittelte Struktur des Eingedenkens an die Einschreibung des Datums in den Text gebunden. Diese Einschreibung geschieht aber auf eine Weise, durch die das Datum nicht im Text benannt wird, sondern als Spur in ihm erscheint.

252

Über das «Gespräch im Gebirg» sagt Paul Celan in seiner Meridian-Rede aus dem Jahr 1969, er habe «in Erinnerung an eine versäumte Begegnung im Engadin» eine kleine Geschichte zu Papier gebracht. «Ich hatte mich, das eine wie das andere Mal, von einem *20. Jänner*, von meinem *20. Jänner*, hergeschrieben.»²⁰ Damit gibt Celan ein Datum an, das mit dem Datum der organisatorischen Planung der *Endlösung* koinzidiert. Als Spur, unbenannt, in der Form einer Verneinung, taucht dieses Datum schon am Anfang des Textes auf, im ersten Halbsatz:

Eines Abends, die Sonne, und nicht nur sie, war untergegangen

Auf dem Weg des Textes liegt die Konjunktion «und nicht nur», die keine ist, und die auf die Wiederkehr eines anderen Untergegangen-seins deutet, nahe bei der Metonymie des Steins, welche zuerst innerhalb des Eingangssatzes und dann im späteren Verlauf des Prosatextes wiederholt und in wechselnden Konstellationen auftritt. Der Jude und sein Name, der unaussprechliche, so heisst es im ersten Satz, «ging und kam, kam dahergezockelt, liess sich hören, kam am Stock, kam über den Stein, hörst du mich, du hörst mich, ich bins, ich, ich und der, den du hörst, zu hören vermeinst, ich und der andre, ~»²¹.

Wenige Sätze später ist vom Schweigen des Steins die Rede, das kein Schweigen ist, und von einem Sprechen des Steins, das von der Sprache, «die hier gilt», der Sprache des Seins, ganz und gar verschieden ist. Der Diskurs zwischen einem «ich» und einem «du», der sich im weiteren Verlauf des Textes als traumatisierte Rede entfaltet, wird zunächst als eine Weise des Schweigens beschrieben, die sich nicht in einem Verstummen äussert, sondern eher in einer ruinierten Sprache, in der etwas ausdruckslos bleibt:

Armer Türkenbund, arme Rapunzel! Da stehn sie, die Geschwisterkinder, auf einer Strasse stehn sie im Gebirg, es schweigt der Stock, es schweigt der Stein, und das Schweigen ist kein Schweigen, kein Wort ist da verstummt und kein Satz, eine Pause ists bloss, eine Wortlücke ists, ²⁵³ eine Leerstelle ists, du siehst alle Silben umherstehn; Zunge sind sie und Mund, diese beiden, wie zuvor, und in den Augen hängt ihnen der Schleier, und ihr, ihr armen, ihr steht nicht und blüht nicht, ihr seid nicht vorhanden, und der Juli ist kein Juli.²²

In der Verkettung der Negationen, die diesen Satz strukturieren, zeichnet sich eine Lücke in den Text ein, die auf eine noch verschleierte Erinnerung deutet.

Die Rede des Steins ist keine Rede, weil niemand mehr übrig geblieben ist, an den sie sich adressieren könnte. Indem sie sich aber genau an dieses *niemand mehr* adressiert, wird sie zu einem Sprechen, das erinnert:

Zu wem, Geschwisterkind, soll er reden? Er redet nicht, er spricht, und wer spricht, Geschwisterkind, der redet zu niemand, der spricht, weil niemand ihn hört, niemand und Niemand, und dann sagt er, er und nicht sein Mund und nicht seine Zunge, sagt er und nur er: Hörst du?²³

Das Wort «niemand» wechselt hier wieder von der Pronominalform zum Eigennamen, und nimmt so jene Figur einer verneinenden Bezugnahme auf die Tradition auf oder vorweg, wie sie das Gedicht «Psalm» entwickelt. Beantwortet wird die Frage nach dem «Hörst

du?» mit der Bezeugung eines *da*, welches ein *anderes Jetzt* bezeichnet, nämlich den Ort des Gedächtnisses. In ihm trifft das *hier* mit dem *damals* und *von weit her* zusammen:

Hörst du, sagt er [der Stein] – ich weiss, Geschwisterkind, ich weiss ... Hörst du, sagt er, ich bin da. Ich bin da, ich bin hier, ich bin gekommen. Gekommen mit dem Stock, ich und kein anderer, ich und nicht er, ich mit meiner Stunde, der unverdienten, ich, den's getroffen hat, ich, den's nicht getroffen hat, ich mit dem Gedächtnis, ich, der Gedächtnisschwache, ich, ich, ich ...²⁴.

254

Dieses *andere Jetzt* markiert genau das Jetzt der Überlebenden. Es ist ein *da-sein*, das unverträglich bleibt mit einem *hier*, welches die Verfolgung fortschreibt:

ich, der ich da steh, auf dieser Strasse hier, auf die ich nicht hingehör, heute, jetzt, da sie untergegangen ist, sie und ihr Licht, ich hier mit dem Schatten, dem eignen und dem fremden²⁵.

Über die Metonymie des Steins wird nun der Ort und die Zeit des *hier* konfrontiert mit der Zeit eines *damals* und mit einem Ort, der einen Namen hat, eine geographische Signatur, die ihn als realen Ort ausweist, der aber namenlos bleibt:

Auf dem Stein bin ich gelegen, damals, du weisst, auf den Steinfließen; und neben mir, da sind sie gelegen, die andern, die wie ich waren, die andern, die anders waren als ich und genauso, die Geschwisterkinder²⁶.

Stéphane Mosès hat auf die interne Korrespondenz hingewiesen, die zwischen der zitierten Passage und dem Gedicht «Engführung» besteht, dem letzten Gedicht der 1959 publizierte Sammlung «Sprachgitter»:

Der Ort, wo sie lagen, er hat
einen Namen – er hat
keinen. Sie lagen nicht dort. Etwas lag zwischen ihnen. Sie sahn
nicht hindurch.²⁷

Wie Peter Szondi gezeigt hat, ist der Ort, auf den das Gedicht hier Bezug nimmt, ein deutsches Vernichtungslager.²⁸ Es ist deshalb ein realer Ort, der einen Namen trägt, aber er ist auch namenlos, unnennbar, da die Sprache *keine Worte hergibt für das, was geschah*. In seiner Bremer Rede aus dem Jahr 1958 hatte Celan gesagt, die Sprache «musste nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah; aber sie ging durch dieses Geschehen.»²⁹ Die Sprache trägt die Spuren dieser Durchquerung, indem sie ihrer eigenen Geschichte eingedenk bleibt: einer Geschichte, in der sie verstummt ist und keine Antworten mehr herzugeben wusste, in der sie aber auch beteiligt war an der Vernichtung, da sie den Tod brachte und ihn in Deckbegriffen verbarg. Trägt so die Sprache die Dauerspuren des Geschehenen, kann sie es andererseits nicht benennen, das heisst, sie kann ihm keinen Ort in der symbolischen Ordnung geben. Und genau in dieser Gleichzeitigkeit des «er hat einen Namen – er hat keinen» situiert sich die Ungleichzeitigkeit, in der das Zeugnis der Überlebenden zum Nicht-Mittelbaren des Todes in den Vernichtungslagern steht.

255

Im «Gespräch im Gebirg» markiert demnach das *da* einen Ort, in dem ein *hier*, von dem es ausgeschlossen bleibt, zusammentrifft mit einem *dort*, an den es gebunden bleibt. Als zeitlich strukturierter Ort bezeichnet es eine Jetztzeit, die der Vergesslichkeit des *heute* entgegensteht und in ihr negiert wird, und die sich von einem *damals* herschreibt. Insofern markiert der Ort des *da* genau die Einschreibung des Datums in den Text. Das *damals* wird indessen nicht nur mit dem Bild der Steinfliesen aufgerufen, sondern auch verknüpft mit dem Bild der herunterbrennenden Sabbath-Kerze: «ich liebte die Kerze, die da brannte, links im Winkel», die angezündet wurde, wie es im Text heisst, «weil an jenem Abend ein Tag

begann, ein bestimmter, ein Tag, der der siebte war, der siebte, auf den der erste folgen sollte, der siebte und nicht der letzte»³⁰. Das Bild dieser Kerze mündet wiederum in das *jetzt* des Überlebenden, des Einzigen, für den es der siebte und nicht der letzte Tag war. Er findet sich am Ende des Prosatextes in einem gespaltenen «ich hier und ich dort» wieder:

ich mit dem Türkenbund links, ich mit der Rapunzel, ich mit der heruntergebrannten, der Kerze, ich mit dem Tag, ich mit den Tagen, ich hier und ich dort³¹.

256

Das Bild von der *sich verzweigenden Zeit* ist so im «Gespräch im Gebirg» in eine bewegliche Konstellation des Gedächtnisses überführt, in der differente Orte einander entgegenstehen und überlagern, um in der Figur eines gespaltenen «ich hier und ich dort» stehenzubleiben. Eine Zeitstruktur der Erinnerung, die ein *damals* als abgeschlossenes gegen ein davon verschiedenes *heute* stellt, wird in Celans Text daher zurückgewiesen und umgeschrieben zu einer Konstellation des Gedächtnisses, die sich aus der Überlagerung eines *anderen* (*jetzt*) einem *von weit her*, einem *da* und einem *hier* entwickelt, in einer konstanten Referenz auf ein *dort*) welche sich als eine andere Zeitstruktur der Erinnerung in den Text einschreibt. In genauer Kongruenz mit dem Text entsteht dadurch eine Textur des Gedächtnisses, die durchsetzt ist von «Pausen», «Wortlücken», «Leerstellen». In der «Sprache, die hier gilt», haben dagegen diese Leerstellen keinen Ort. Beschrieben als Sprache eines natürlichen und ursprünglichen Seins –

man könnte, aber man soils nicht, sagen, das ist die Sprache, die hier gilt, das Grüne mit dem Weissen drin, eine Sprache, nicht für dich und nicht für mich – denn, frag ich, für wen ist sie denn gedacht, die Erde, nicht für dich, sag ich, ist sie gedacht, und nicht für mich –, eine Sprache, je nun, ohne Ich und ohne Du, lauter Er; lauter Es, verstehst du, lauter Sie, und nichts als das³²

– verweist diese Sprache auf die ungebrochene geschichtliche Kontinuität, die mit dem Wort *hier* bezeichnet ist. Dieses *hier* markiert einen Ort und eine Gegenwärtigkeit ohne Erinnerung. Hier setzt sich auch die Verfolgung ungebrochen fort, wie die Parallelisierung von Sprache und Erde in Celans Text zeigt:

eine Sprache, nicht für dich und nicht für mich – denn, frag ich, für wen ist sie denn gedacht, die Erde, nicht für dich, sag ich, ist sie gedacht und nicht für mich³³.

Bezieht sich das *hier* zunächst auf einen Ort in der Schweiz, der scheinbar neutral ist, so korrespondiert das Natürliche dieses Ortes im Engadin (mit seinen Türkenbünden und Rapunzeln) einerseits mit dem Natürlichen der Sprache, «die hier gilt», andererseits aber auch mit dem Natürlichen einer angenommenen geschichtlichen Kontinuität, wie sie im Bild der natürlichen Zirkulation der Jahreszeiten (im Gedicht «Wie sich die Zeit verzweigt») aufgetaucht war: nämlich als *Figur eines Vergessens*, welches ein mehrfaches Vergessen verdeckt. Berücksichtigt man diese Korrespondenz, so zeigt sich, dass der Natürlichkeit (des geographischen Ortes, der deutschen Sprache und des Zeitverlaufs) ein Vergessen und eine Permanenz der Verfolgung eingeschrieben sind, die aber wiederum gerade in dieser Natürlichkeit ihrerseits vergessen werden.

Stéphane Mosès liest die Darstellung dieses *hier* als Ausdruck einer Verwurzelung und Heimkehr, die zu einer ursprünglichen Natur zurückführt, wo der Mensch laut Heidegger sein Vaterland haben soll.³⁴ Bei Heidegger wird eine solche Rückkehr zum «Boden der Heimat» als Heimkehr zur Gegend des Seins gedeutet. Zu dieser Gegend gehören die Juden nicht, wie Celan und wie auch Emmanuel Lévinas bemerkt, wenn er daran erinnert, dass man die Grosszügigkeit, die anscheinend dem deutschen Ausdruck *es gibt* innewohnt, zwischen 1933 und 1945 völlig vermisste. Die mit dem

258 Wort *hier* bezeichnete Gegend, zu der die Juden nicht gehören, ist demnach alles andere als eine Metapher: sie trägt ebenfalls eine geographische Signatur (es handelt sich um die Schweizer Berge) – und zwar eine geographische Signatur, die daran erinnert, dass *die Geschichte die Geographie aufgefressen hat*, wie Celan einmal sagte³⁵, und die insofern auch daran erinnert, dass das *hier* kein natürlicher, sondern ein geschichtlicher Ort ist, der aber seine eigene geschichtliche Verwicklung negiert, indem er sich für natürlich hält. Sein geleugneter und in Celans Text in Erinnerung gerufener Bezug zu dem, was mit dem Wort *dort* bezeichnet ist, nämlich zu den deutschen Vernichtungslagern, macht sichtbar, dass es bei dieser Verwicklung um etwas anderes geht als um einen Mangel an Grosszügigkeit.

Wie ich zu zeigen versuchte, wird die Metonymie des Steins im «Gespräch im Gebirg» eingesetzt in einer Weise, in der sie als Knotenpunkt zwischen dem *hier* und dem *dort* figuriert und so nur noch als Spur der Geste der Commemoration im Text präsent ist. Im Gedicht «Es ist alles anders» dagegen, welches wie der «Psalm» zur 1963 veröffentlichten Sammlung «Die Niemandrose» zählt, erscheint die Geste der Commemoration eher als ein Erinnerungsbild:

(...) wie die Sprache,
 wirf sie weg, wirf sie weg,
 dann hast du sie wieder, wie ihn,
 den Kieselstein aus
 der Mährischen Senke,
 den dein Gedanke nach Prag trug,
 aufs Grab, auf die Gräber, ins Leben,
 längst
 ist er fort, wie die Briefe, wie alle
 Laternen, wieder
 musst du ihn suchen, da ist er,
 klein ist er; weiss,
 (...).³⁶

Diese Passage benennt den Verlust, das Verlorene der Geste der Commemoration. Indem sie die Geste zitiert als Erinnerung an einen Gedanken, der diese seinerseits erinnerte, entsteht im Gedicht eine Struktur, die durch mehrfach verschobene Nachträglichkeiten und Ungleichzeitigkeiten geprägt ist. In den zitierten Gedichtzeilen werden in einer Vergleichsfigur *Sprache* und *Stein* einander gleichgesetzt und auf den Zusammenhang des Gedächtnisses bezogen. Der Gleichsetzung geht aber eine andere Bewegung voraus, die des Wegwerfens (der Sprache), die in paradoxer Weise mit dem Zurückkommen der Sprache zusammenfällt. Nicht gleichgesetzt wird aber das Verlieren der Sprache und der Verlust des Steins: er ist «längst (...) fort». Sein Verschwinden ist daher dem Verlieren der Sprache vorgängig, so dass inmitten der Vergleichsfigur eine Ungleichzeitigkeit aufbricht, die aber *Sprache* und *Stein* dennoch verkettet. Die zitierte Textpassage durchläuft also eine Bewegung der Wiederholung, die mit einer Entmächtigung des Subjekts, dem Verzicht auf das Sprachvermögen, einsetzt, um dann einer Sequenz von Erinnerungen zu folgen, welche in der Gegenwart endet: in einem Präsens, in dem wiederum mehrere einander ausschliessende Momente zusammenfallen («längst ist er fort», «wieder musst du ihn suchen», «da ist er»).

259

Ein demgegenüber nochmals verschobener Bezug auf die gebrochene Geste der Commemoration, der *Sprache* und *Stein* in anderer Weise auf den Zusammenhang des Gedächtnisses bezieht, findet sich in einem Gedicht aus der Sammlung «Atemwende», die 1967 erschien:

Den verkieselten Spruch in der Faust, vergisst du, dass du vergisst,
G..)³⁷

Die Bewegung der Wiederholung, die das Gedicht «Es ist alles anders» inszenierte, ist hier zum Stillstand gekommen. Nicht nur ist die Sprache zum Spruch erstarrt, sondern auch der Stein ist zum

blossen Bild für diese Erstarrung geworden. Gleichzeitig hat sich die Konstellation des Gedächtnisses verkehrt, indem sie die Form eines Vergessens angenommen hat, das sein Vergessen vergisst. Ich lese diese Textstelle als Bild für die in Gedenkritualen erstarrte Erinnerung in der Bundesrepublik, für ein verdoppeltes Vergessen, das sich seit Beginn der sechziger Jahre gerade *im Reden über Auschwitz* etabliert hat, in rhetorischen Klauseln und Pathosformeln, die jede historische Bestimmtheit aufgegeben haben und unbemerkt zu blossen Deckerinnerungen geworden sind.

4. Die Gedächtnisszene der Zerstörung jüdischer Gräber

Die zeichenlose Absenz, die das «Grab in den Lüften» bedeutet, entspricht dem Plan der Täter, durch die Vernichtung der Eigennamen nicht nur die Erinnerung an jeden einzelnen Namen, sondern auch die Spuren der Morde vollkommen auszulöschen. Meine Lektüre einzelner Passagen der Texte von Paul Celan versuchte zu zeigen, wie – kristallisiert in der Metonymie des Steins – diese bestimmte Absenz mit Zeichen umgeben wird, nachdem die tradierte Geste der Erinnerung, die tradierten Formen der Zeichengebung und der Bewahrung des Eigennamens gebrochen wurden und sie ihre kulturelle Kontextualisierung verloren haben. Zeichenhaft kommt dieser Bruch in der jüdischen Tradition des Gedächtnisses zum Ausdruck in der Wanderung der Geste der Commemoration in den Text. Ihre Wanderung zeichnet in ihm eine Spur, die einen Bruch erinnert.

Welche Erinnerung soll nun aber durch den Akt der Zerstörung jüdischer Gräber gelöscht werden? Diese Frage führt uns an einen anderen Ort der Nachgeschichte, nämlich in das Gedächtnis der Täter und Zuschauer und ihrer Nachkommen, welches genau von dem Versuch, die Spuren der Morde zu verwischen und die Verantwortung für die Verbrechen zum Verschwinden zu bringen sei-

nen Ausgang nimmt. Auch wenn der Akt der Zerstörung jüdischer Friedhöfe als eine symbolische Darstellung beschreibbar ist, die mit Zeichenprozessen zusammenhängt, so ist er doch zunächst eine reale zerstörerische Aktion: eine Vereinnahmung durch Zerstörung. Er ist gekoppelt an eine Erregung, die als Spur des Sexuellen im Begriff der *Schändung* noch lesbar ist. Die Wiederholungsstruktur, der er unterworfen ist, schlägt sich auch in der statistischen Form seiner historischen Überlieferung nieder, als Zahl, die sich aus einer Addition ergibt: so wurden, nur zum Beispiel, für die Zeit vom 1. Januar 1948 bis zum 31. Mai 1957 in der Bundesrepublik 176 Schändungen jüdischer Friedhöfe gezählt³⁸ – eine Zahl, die wesentlich höher ist als die für den Zeitraum von 1923 bis 1932 ermittelte, die 106 Fälle nennt³⁹. Die Struktur der Wiederholung und die ihr eingeschriebenen Wünsche, Phantasien und Erregungen sind, auch wenn sie sich vermittelt auf die Geste der Commemoration beziehen, in völlig anderen geschichtlichen und kulturellen Zusammenhängen begründet. Wenn ich daher den Akt der Zerstörung jüdischer Gräber als eine Gedächtnisszene beschreibe, in der eine Dynamik von Erinnern, Verdrängung und Wiederkehr des Verdrängten aufbricht, so bedeutet das zunächst, ihn als *Symptom* zu lesen, als Symptom der Kultur, die ihn in ihrer Symbolik kodifiziert und tradiert. In Deutschland reicht diese Tradition bekanntlich weit ins Mittelalter zurück, bis in das 13. Jahrhundert. Historisch traten Zerstörungen jüdischer Friedhöfe fast immer in Zusammenhang mit Pogromen und Vertreibungen auf (oft zentriert um christliche Festtage). Sie richteten sich daher nicht nur gegen den einzelnen Namen, sondern gegen die jüdische Gruppe als Ganzes. Der Akt der Zerstörung nimmt demnach eine Verschiebung vor vom realen Körper zum Grabstein: er ist von vornherein in der prekären und undeutlichen Übergangszone zwischen symbolischer und realer physischer Gewalt situiert. 261

Wenn ich das Symptomatische dieses Aktes hervorhebe, so um deutlich zu machen, dass ein in öffentlichen Reaktionen nach wie vor populäres Deutungsmuster fehlgeht: jenes Deutungsmuster nämlich, das die Bedeutung solcher Akte mit dem Verweis auf radikale Randgruppen oder, so eine geläufige Sprachregelung, auf einen «völlig unpolitischen Vandalismus jugendlicher Rowdies»⁴⁰ einzuschränken und herunterzuspielen sucht. Ebenso wie die Akte der Zerstörung selbst hat auch dieses Deutungsmuster Wiederholungscharakter; zugleich wird es aber als Abwehr eingesetzt. Denn es verschiebt das Ereignis und seine Bedeutung im wörtlichen Sinn an den Rand. Indem es dieses als (kriminelle oder pathologische) *Abweichung* vom Normalen definiert, konstruiert es gleichzeitig und im Gegenzug eine davon losgelöste *Normalität*, gleichsam ein vom «Rand» abgetrenntes, unschuldiges Zentrum: als (gewünschtes) Bild einer Gesellschaft, die in jenen Antisemitismus, wie er in den Zerstörungen jüdischer Friedhöfe zum Ausdruck kommt, weder direkt noch indirekt verwickelt ist. Mit Hilfe der Rede von radikalen Randgruppen wird die Frage, von welcher Gesellschaft sie der Rand sind, und was es bedeutet, «Rand» von etwas zu sein, gerade neutralisiert und verschleiert, wie Hans Keilson in seiner 1992 publizierten Glosse «Ein Grab in den Lüften ...» feststellt.⁴¹ Auf diese Weise kann also ein doppelter Zusammenhang zwischen «Rand» und Gesellschaft gelegnet werden: zum einen ein *symbolischer* Zusammenhang – und damit die Frage nach dem Antisemitismus als kulturellem Code, durch den eine Gesellschaft sich organisiert und sich (offen oder verschwiegen) über sich selbst und über ihre Geschichte verständigt; zum anderen aber auch ein *symptomatischer* Zusammenhang – und damit die Frage nach dem Bündnis im Unbewussten, das zwischen «Rand» und Gesellschaft besteht, das heisst, die Frage nach den unbewussten Wünschen, Affekten und Vorstellungen, nach dem Verdrängten einer Gesellschaft, welches in den antisemitischen Akten der «Randgruppe» zur Darstellung kommt,

wenn auch in entstellter Form. Der Gewinn der öffentlichen Rede von «radikalen Randgruppen» bzw. ihrem «unpolitischen» Charakter liegt demnach darin, dass diese beiden genannten Fragen erledigt sind, bevor sie überhaupt gestellt wurden (und in diesem Sinn fügt sich eine solche Redefigur nahtlos ein in eine Struktur der Verdrängung, die das Bild einer Normalität oder Neutralität fort-schreibt).

Wie Amos Funkenstein erklärt, ist das kollektive Gedächtnis wie eine Sprache strukturiert, das heisst, es lässt sich als ein System von Zeichen, Symbolen und Praktiken beschreiben, zusammengesetzt aus Gedenktagen, Namen von Plätzen, Denkmälern und Triumphbögen, Museen und Texten, aus Bräuchen, Umgangsformen und stereotypen Vorstellungen (etwa in Ausdrucksformen). Auch die Sprache selbst (im Sinn von de Saussure) zählt er dazu.⁴² Verknüpft man das strukturelle Gedächtnis-Konzept, das Funkenstein hier entwirft, mit einem psychoanalytischen, wie ich es oben angedeutet habe, so wird deutlich, dass die Zerstörungen jüdischer Friedhöfe in einem doppelten Sinn im Feld des kollektiven Gedächtnisses der nicht jüdischen Majorität situiert sind: einerseits lassen sie sich aufgrund ihrer Wiederholungsstruktur als eine Praktik verstehen, die im Zusammenspiel mit anderen Praktiken, Symbolen und Zeichen das kollektive Gedächtnis strukturiert; gelesen als Symptom, als Anzeichen für die Wiederkehr einer verdrängten Erinnerung, deuten sie andererseits auf etwas, was in der «Sprache» des kollektiven Gedächtnisses gerade verschwiegen werden soll. Von der offiziellen «Sprache» des kollektiven Gedächtnisses aus gesehen erscheinen sie daher wie «Versprecher», in denen sich eine andere Sprache verrät, nämlich die des Unbewussten, die sich unter den Abdichtungen des kollektiven Gedächtnisses sammelt oder sich in seinen Zwischenräumen verbirgt. Diese im kollektiven Gedächtnis verdrängte Erinnerung differiert in jeweils verschiedenen kulturellen Orten und nationalen Kontexten, aber auch in jeweils

verschiedenen historischen Konstellationen: nach 1945 hat sich insofern eine Zäsur in sie eingetragen, als sie nun im konstanten Bezug steht zu einer Verwicklung in den Nazismus und in die Vernichtung der Juden, die in der «Sprache» des kollektiven Gedächtnisses, in seinen institutionalisierten Formen – auch in den institutionalisierten Formen des Gedenkens und in den Formen der Rede über das Gedenken –, nicht zur Sprache kommt.

Ich möchte nur kurz auf *eine* der Bedeutungen zu sprechen kommen, mit der die verdrängte Erinnerung, die in den Akten der Zerstörung jüdischer Friedhöfe in entstellter Form wiederkehrt, *vor 1938*, vor dem Novemberpogrom, verknüpft ist. Diese Bedeutung betrifft die *Tötung des Todes*, die in den Akten der Zerstörung agiert wird und diese in einen Bezug zu Erlösungskonzepten stellt. Der Antisemitismus verknüpft bekanntlich das Bild «des Juden» mit all dem, was die imaginäre Vorstellung einer ganzen, bruchlosen und ursprünglichen Identität verletzt. Diese imaginäre Verknüpfung verdeutlicht sehr sprechend eine Textstelle, die sich im Eintrag zum Wort «Jude» im «Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens» findet, einer Fundgrube für imaginäre Bilder des kollektiven Gedächtnisses. Es wurde in den frühen dreissiger Jahren veröffentlicht. Die betreffende Passage, die vorgibt, Regeln der Traumdeutung zu dokumentieren, während sie jedoch vielmehr Regeln einer Bildlichkeit festschreibt, die in Träumen (der Deutschen) wieder auftaucht, lautet wörtlich: «Träumen von J.n bedeutet Ärger, Klatsch, Verluste. Ein Riss im Kleid, das Tod bedeutet, heisst J.»⁴³. Die Passage zeigt, wie die Drohung des Todes (das Bild des Risses im Kleid, das diese Drohung «bedeutet») ersetzt wird durch den Kollektivnamen «Jude»: in der imaginären Szene, die hier entworfen wird, steht dieser Name für den Tod, er wird mit ihm identisch. Wie Träume überhaupt, stellt die imaginäre Identifizierung von Tod und «Jude», die wir in der zitierten Textpassage beobachten können, für den deutschen Träumer eine

Wunscherfüllung dar. Begründet durch diese imaginäre Identifizierung wird der Wunsch, den Tod aus der Welt zu schaffen, identisch mit dem Wunsch, «den Juden» / die Juden aus der Welt zu schaffen: der Einheitsmythos und das Erlösungskonzept, die in dieser Szene implizit angelegt sind, stützen sich auf eine solche Koppelung von Wunschstruktur und Bildstruktur. Genau durch diese Benennung, durch die imaginäre Identifizierung von Tod und «Jude», gelingt es dem Subjekt, genauer: dem deutschen Träumer, sich als (ursprünglich) unbeschädigte, vollständige Einheit zu imaginieren. Ohne Tod und ohne Verluste.

Die beschriebene Szene, die in das Innere des antisemitischen Phantasmas führt, zeigt also präzise, wie der Wunsch die Figur «des Juden» erfindet. Doch verdeckt in diesem Wunschscenario des deutschen Träumers die imaginäre Figur «des Juden» den Tod nur unvollkommen: die imaginäre Identifizierung bleibt unbeständig – schon deshalb, weil sie «den Juden» ja im selben Zuge auch als dasjenige konstruiert, was die Erinnerung an den Tod aufrechterhält, der in seinem Kollektivnamen deponiert wurde. *Innerhalb der Logik der Bildstruktur* muss daher nicht nur die imaginäre Identifizierung von Tod und «Jude» permanent neu produziert werden, sondern auch die Erinnerung an den Tod immer wieder von Neuem getilgt werden, die in der produzierten Figur wachgehalten wird. Für diese Tilgung der Erinnerung, für die Tötung des Todes, dient der jüdische Friedhof als Schauplatz. Dabei ist deutlich, wie das antisemitische Phantasma sich der realen Topographie bemächtigt und sie sozusagen schluckt (als wären die Juden, nun ohne Anführungsstriche, die dort begraben sind, nicht tot genug für den Wunsch, der den Tod in der imaginären Figur «des Juden» aufheben will). Genau in diesem Moment wird aber die weiter oben beschriebene Verschiebung vom realen Körper zum Grabstein, die den Akt der Zerstörung in der unsicheren Übergangszone zwischen symbolischem und realem physischem Mord situiert, akut:

denn da die Tötung des Todes symbolisch, am Grabstein, vollzogen wird, bleibt *innerhalb der Logik des Phantasmas*, die dazu tendiert, die Grenze zwischen Zeichen, Name und Körper zu negieren, die Tilgung der Erinnerung an den Tod ihrerseits unbeständig. Die Szene, die sich am realen Schauplatz des Friedhofs abspielt, wiederholt so genau das Szenario des Phantasmas. Insofern könnte man sagen, dass der Akt der Schändung selbst fortwährend an das Scheitern des Versuchs, die Erinnerung an den Tod zu tilgen, erinnert, und damit eine Gedächtnisszene eröffnet, die das Feld der Dynamik von Verdrängung und Wiederkehr des Verdrängten blosslegt.

266 Welche verschobenen Bedeutungen bringt nun der Akt dieser Zerstörung, in seiner ungebrochenen Tradition, nach 1945 zum Ausdruck? Welche verdrängte oder verschwiegene Erinnerung kehrt in ihm wieder? Ich hatte zuvor gesagt, dass sich nach 1945 insofern eine Zäsur in diese verdrängte Erinnerung eingetragen hat, als sie nun in einem konstanten Bezug steht zur Verwicklung in den Nazismus und in die Vernichtung der Juden – und zwar zu einer Verwicklung, von der das kollektive Gedächtnis *nichts wissen will*, die also gerade auch in seinen institutionalisierten oder ritualisierten Formen des Gedenkens verschwiegen wird. Gleichzeitig jedoch differiert die im kollektiven Gedächtnis verdrängte oder verschwiegene Erinnerung in jeweils verschiedenen kulturellen Orten und nationalen Kontexten. Für die Schweiz etwa lässt sich vermuten, dass sich diese verdrängte Erinnerung auf die Geschichte des Antisemitismus selbst und auf den Zusammenhang, in dem dieser zur Vernichtungspolitik steht, bezieht. Wird dieser im öffentlichen Diskurs entweder unter dem Titel «Flüchtlingspolitik» verschwiegen, oder als ein importiertes Problem dargestellt, als ein von aussen herangebragtes, nicht-schweizerisches Thema, so schreibt sich gerade aufgrund dieses Verdrängten ein sozusagen «normaler» Antisemitismus fort, der sich für unschuldig hält. Und diese scheinbare Unschuld korrespondiert mit einer «Sprache» des kollektiven Gedäch-

nisses, die die Verwicklungs-Geschichte der Schweiz, wird sie nicht überhaupt ignoriert, als eine Serie isolierter, skandalöser Einzelereignisse oder «Sonderfälle» erzählt. Durch eine solche Narration wird ein Gedächtnis begründet, das sich gleichsam systematisch weigert, die einzelnen Ereignisse, aber auch das verschwiegene Wissen dazwischen, in einen strukturellen Zusammenhang zu stellen, wie er etwa in bewussten oder unbewussten antisemitischen Motivierungen erkennbar würde, in der Komplizenschaft, welche diese Motivierungen willentlich oder auch unwillentlich mit der Vernichtungspolitik der Deutschen eingingen. Gestützt durch das Bild der Neutralität, erlaubt die Neutralisierung im Diskurs, solche Verknüpfungen zum Nazismus und zur Vernichtung der Juden permanent zu verwischen oder ganz unsichtbar zu machen.⁴⁴

267

In den öffentlichen Reaktionen auf Zerstörungen jüdischer Friedhöfe in der Schweiz scheint dieses Moment genau wiederzukehren: die verdrängte Erinnerung an den Antisemitismus und seine Geschichte, die sich in ihnen äussert, wird in dem weiter oben beschriebenen Deutungsmuster, das in der Schweiz ähnlich populär zu sein scheint wie in Deutschland, an den Rand verschoben und dadurch erneut vergessen.⁴⁵

Für die Frage, welche verschobenen Bedeutungen, welche verdrängte oder verschwiegene Erinnerung die Akte der Zerstörung jüdischer Friedhöfe in Deutschland, dem Land der Täter; zur Darstellung bringen, scheint mir zunächst der Hinweis auf zwei statistische Häufungen aufschlussreich zu sein. Beide beziehen sich auf historische Daten: nämlich auf den 9. November (in diesem Datum vermutet eine sozialwissenschaftliche Studie aus dem Jahr 1984 einen der Gründe dafür, dass die Anzahl der Schändungen jüdischer Friedhöfe regelmässig im Spätherbst ansteigt⁴⁶), und auf das Jahr 1978, in dem die Fernsehserie «Holocaust» erstmals in der Bundesrepublik ausgestrahlt wurde⁴⁷. Diese statistischen Häufungen, zentriert um Daten, die selbst ein strukturelles Element des

kollektiven Gedächtnisses sind, legen nahe, dass eine der Bedeutungen, die in den Zerstörungen zum Ausdruck kommen, im Töten der Erinnerung liegt, die sich an diese Daten heftet. Werden in der Zerstörung der Gräber die jüdischen Eigennamen *symbolisch* vernichtet, so leugnet diese symbolische Vernichtung gerade die *reale Vernichtung*; sie negiert das Geschehene.

Insofern könnte man sagen, dass diese Akte nach 1945 in Deutschland nicht von einer Zäsur, sondern vielmehr von einer *Verdichtung* bestimmt sind: was in ihnen agiert wird, ist nicht mehr nur eine Tötung des Todes, sondern auch eine Tötung des Todes in den Vernichtungslagern, oder anders gesagt: der Wunsch, die Erinnerung an die *Endlösung* und mit ihr die geschichtliche Schuld zu tilgen.⁴⁸ Was also in diesem phantasmatischen Szenario auf dem Spiel steht, ist nicht mehr nur der deutsche Träumer, der sich als ursprünglich ganzes und unbeschädigtes, einheitliches Subjekt imaginiert, sondern ein Subjekt des Nationalen. Wir werden hier, in anderen Worten, konfrontiert mit dem nationalen Diskurs, der vor sich hinträumt: mit einem politischen Unbewussten, das sich artikuliert. Der Wunsch, erneut ein einheitliches und unbeschädigtes Nationales zu begründen, kann sich aber nur erfüllen, wenn die störende Erinnerung an die *Endlösung* getilgt, das *Schuldenkonto*, wie es im öffentlichen Diskurs gelegentlich heisst, also *geschlossen* wurde. Jenes Wunschszenario, welches ich im Bezug auf das Todesmotiv für die Zeit vor 1938 beschrieben habe, wird demnach hier überlagert von der Wunschphantasie einer *Wiederherstellung* oder *Entstörung* des Nationalen.

Eine solche Überlagerung dürfte aber schon bei den in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg und dann vor allem in den zwanziger und dreissiger Jahren gehäuft auftretenden Zerstörungen jüdischer Friedhöfe eine ähnliche Rolle gespielt haben. Berücksichtigt man diese Wiederholung, so wird darin eine doppelte Kontinuität erkennbar: einerseits eine *Kontinuität des Wunschszenarios*, die sich durch eine

implizite Gleichsetzung des ersten mit dem zweiten Weltkrieg begründet; andererseits die *Kontinuität eines Antisemitismus*, der sich nicht trotz, sondern wegen Auschwitz fortschreibt. Denn nun erinnert die imaginäre Figur «des Juden» nicht mehr nur an den Tod, sondern auch an die geschichtliche Schuld, die eine bruchlose nationale und historische Selbstidentifikation unmöglich macht: in der Logik des antisemitischen Phantasmas, das ich anhand der Textstelle aus dem «Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens» beschrieben hatte, wird nun, nach 1945, dem jüdischen Namen über den Tod hinaus auch die Schuld zugeschlagen, die dann an ihm getilgt wird⁴⁹ – eine Schuld, die in der offiziellen Sprache des Gedenkens gern mit der rhetorischen Formel des «*im deutschen Namen begangenen Unrechts*» abgewehrt wird⁵⁰. Deutlich ist, wie in beiden genannten Kontinuitäten der Geschichts-Bruch der *Shoah* und die eigene Verwicklung in die Vernichtungs-Geschichte gerade umgangen und negiert wird: Vorgeschichte und Nachgeschichte werden miteinander kurzgeschlossen, und darin verschwindet die Geschichte.

An den Rändern der institutionalisierten Formen des Gedenkens kommt hier etwas zum Vorschein, was in ihnen verschwiegen wird, nämlich der Wunsch nach einer *Normalisierung* der Geschichte und der nationalen Identität. Inzwischen aber verbündet sich dieser heimliche Wunsch mit Normalisierungsstrategien im kollektiven Gedächtnis selbst. Dies lässt sich an der Etablierung ungestörter Narrative seit Mitte der achtziger Jahre ablesen, so etwa 1986 im *Historiker-Streit*, in der 1993 zur *Zentralen Gedenkstätte der Bundesrepublik Deutschland für die Opfer des Krieges und der Gewaltherrschaft* umgebauten *Neuen Wache* in Berlin und im ebenfalls in Berlin geplanten (inzwischen suspendierten) *Denkmal für die ermordeten Juden Europas*, das eine symbolische Entschuldigung in monumentaler Form zu werden verspricht⁵¹; aber auch in einem Narrativ, das zum Ende dieses Jahrhunderts hin besonders

beliebt zu werden scheint: nämlich die Konstruktion eines globalen *Kontinuums von Katastrophen* im 20. Jahrhundert, welchem der Geschichts-Bruch der *Shoah* eingefügt wird. Die unaufhebbare Differenz der Orte von Opfern, Tätern und Zuschauern im Prozess der Vernichtung wird dadurch unsichtbar.

Gleichzeitig bringt die Gedächtnisszene der Schändung aber auch noch etwas anderes zur Darstellung, eine Erinnerung, die in der offiziellen «Sprache» des kollektiven Gedächtnisses nach wie vor verdrängt, abgeschirmt oder verschwiegen wird: nämlich ein *barbarisches Geniessen*, welches die Kehrseite oder den verborgenen Grund der deutschen Kultur nach 1945 bildet. Diese verborgene Kehrseite, die mit der verdeckten Geschichte der Faszination für den Nazismus zusammenhängt, wird in den Akten der Schändung für Momente auf obszöne Weise enthüllt. Und es scheint diese Erinnerung an ein barbarisches Geniessen zu sein, die in den öffentlichen Reaktionen auf solche Akte (oder auch im öffentlichen Schweigen über sie) abgeschirmt und vergessen werden soll.

Auch das Moment der Verschiebung vom realen Körper auf den Grabstein, das ich weiter oben beschrieben habe, hat sich nach 1945 verdichtet: da ja der Antisemitismus in Deutschland weitgehend ohne Juden auskommen muss, fungieren die Grabsteine jüdischer Friedhöfe (die ja oft das letzte sichtbare Relikt der Geschichte der jüdischen Gemeinden in diesem Land darstellen) *als Substitut*⁵². Dasselbe Moment lässt sich übrigens für den Philosemitismus beobachten, denn die Faszination mancher Deutscher für jüdische Friedhöfe, verbunden mit einem exotischen Interesse an der sogenannten «untergangenen» Kultur des (ost)europäischen Judentums, deutet auf eine imaginäre Identifizierung von Tod und «Jude» auch in philosemitischen Begehrensstrukturen. Diese unheilbare Liebe der Deutschen zu den toten Juden, wie Henryk Broder sie einmal nannte, funktioniert innerhalb einer Struktur der

Identifikation mit den Opfern und über deren Aneignung⁵³. Auch darin schreibt sich eine mehrfache Kontinuität fort: zum einen deshalb, weil die Identifikation mit den Opfern eine Selbst-Identifikation als *eigentliches* Opfer und damit die Abwendung von der Geschichte der Täter erlaubt; zum anderen jedoch insofern, als historisch auch der Schutz jüdischer Friedhöfe eine gewisse Tradition besitzt⁵⁴ – ein Faktum, das die grundlegende Ambivalenz in der Haltung «den Juden» / den Juden gegenüber als eine kulturgeschichtlich konstante Disposition zum Ausdruck bringt, an die der Philosemitismus nach 1945 anknüpft.

Vielleicht können wir an dieser Stelle einfach nur konstatieren, dass für das kollektive Gedächtnis in Deutschland das zum-Bild-werden «des Juden» nach der *Shoah* noch vollkommener geworden ist, als es der «traditionelle» Antisemitismus je vermocht hatte. Wie dieses zum-Bild-machen auch über Gesten der Aneignung läuft, zeigt ein öffentlicher Staatsakt, der sich ebenfalls einen jüdischen Friedhof zum Schauplatz wählte: die gemeinsame Kranzniederlegung und Ehrung der im ersten Weltkrieg gefallenen jüdischen Soldaten durch den deutschen Verteidigungsminister und den Vorsitzenden der Berliner jüdischen Gemeinde im Jahr 1993, auf dem jüdischen Friedhof in Berlin-Weissensee. Die weiter oben beschriebene Kurzschliessung von Vorgeschichte und Nachgeschichte, in der die Geschichte der Vernichtung verschwindet, geschieht in dieser gedenkpolitischen Inszenierung, die nun explizit auf den ersten Weltkrieg Bezug nimmt, über die *Vereinnahmung jüdischer Opfer als Kriegsoffer*.⁵⁵ Darin wird nebenbei auch deutlich, wie ein Wunschscenario, das sich zunächst als verdrängte oder verschwiegene Erinnerung äusserte, in die offizielle «Sprache» des kollektiven Gedächtnisses aufgenommen wird und gleichsam «staatliche Weihen» erhält – und zwar am gleichen realen Schauplatz, dem jüdischen Friedhof. Dessen Vereinnahmung, die in-Besitznahme der Grabsteine und der jüdischen Namen, vollzieht

sich in diesem Fall nicht durch einen Akt der Zerstörung, sondern durch eine Ehrung, die aber der gleichen Wunscherfüllung dient: ein sehr sublimer Akt der Schändung.

Was sich hier abzeichnet, ist alles andere als ein Schluss: *(Ab)Schliessen als solches ist zu einem Vorurteil geworden, zu einer Gefahr: siehe Adorno.*⁵⁶

Anmerkungen

- ¹ Erst in der dritten Phase der Behandlung, als Esra siebzehn Jahre alt war, sei es gelungen, so schreibt Keilson, «die Überlebensphantasien bezüglich seiner Eltern und seiner vier umgekommenen Geschwister zu entdecken und zu besprechen, die in seinen Abwehrreaktionen eine bedeutsame Rolle spielten. Zum gleichen Zeitpunkt war es Esra zum ersten Mal möglich, eine nähere Darstellung seines Lageraufenthaltes und des Todes seiner Mutter zu geben, wobei der Abwehrmechanismus der Überlebensphantasien deutlich in Erscheinung trat. Der Kern dieser Phantasien, hinter denen sich die magische Vorstellung verbarg, er könne seine Eltern und Geschwister aus dem Tode zurückrufen, lag in dem unbewältigten Erlebnis des Todes seiner Mutter; die er im Lager eines Morgens tot neben sich auf der Pritsche fand, wobei er seine völlige Ohnmacht fassungslos erlebte. Bis weit in die Adoleszenz hinein hatte Esra das sich wiederholende halluzinatorische Erlebnis, dass seine Eltern noch am Leben seien, und dass sein Vater ihn nachts von irgendwo aus Russland telephonisch zu erreichen versuche.» Hans Keilson: Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Deskriptiv-klinische und quantifizierend-statistische follow-up Untersuchung zum Schicksal der jüdischen Kriegswaisen in den Niederlanden (unter Mitarbeit von Herman R. Sarphatie). Stuttgart 1979, S.238.
- ² Hans Keilson: Wohin die Sprache nicht reicht. In: *Psyche*, Heft 10, 1984, S.915-926. Auch in: Stephan Broser, Gerda Pagel (Hg.): *Psychoanalyse im Exil. Texte verfolgter Analytiker*. Würzburg 1987, S.30-39.
- ³ Hans Keilson: Die fragmentierte Psychotherapie eines aus Bergen-Belsen zurückgekehrtenjungen. In: *Psyche*, Heft 1,1995, S. 71.
- ⁴ ebd. S. 78.
- ⁵ Hans Keilson: Das «Nachher» der Überlebenden. In: Wolfgang Benz, Barbara Distel (Hg.): *Überleben und Spätfolgen* (Dachauer Hefte 8). München 1992, S.32-34.
- ⁶ Hans Keilson: Das «Nachher» der Überlebenden, S.34.
- ⁷ Anna Maria Jokl: *Essenzen*. Frankfurt/M. 1993, S.29-35.
- ⁸ Vilém Flusser: *Gesten. Versuch einer Phänomenologie*. Düsseldorf, Bensheim 1991, S.8.
- ⁹ ebd. S.17.
- ¹⁰ Giorgio Agamben: *Noten zur Geste*. In: Jutta Georg-Lauer (Hg.): *Postmoderne und Politik*. Tübingen 1992, S.103.
- ⁿ ebd. S.106.
- ¹² Primo Levi: *Ist das ein Mensch? Die Atempause*. München, Wien 1988, S.34-35.
- ¹³ Paul Celan: *Gesammelte Werke, Erster Band, Gedichte I*. Frankfurt/M. 1983, S.225.
- ¹⁴ Roland Barthes: *Fragmente einer Sprache der Liebe*. Frankfurt/M. 1988, S.29-30 (Übersetzung leicht verändert).

- ¹⁵ George Steiner: Das lange Leben der Metaphorik. Ein Versuch über die Shoah. In: Akzente. Zeitschrift für Literatur; Heft 3, Juni 1987, S.209.
- ¹⁶ Paul Celan: «Chymisch». In: Gesammelte Werke, Erster Band, Gedichte I. Frankfurt/M. 1983, S.227.
- ¹⁷ George Steiner: Das lange Leben der Metaphorik, S.210.
- ¹⁸ Paul Celan: Gesammelte Werke, Dritter Band, Gedichte III, Prosa, Reden. Frankfurt/M. 1983, S.132.
- ¹⁹ Theodor W. Adorno: Negative Dialektik. Frankfurt/M. 1975, S.355.
- ²⁰ Paul Celan: Der Meridian. Rede anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises, Darmstadt, am 22. Oktober 1960. In: Gesammelte Werke, Dritter Band, S.201.
- ²¹ Paul Celan: Gespräch im Gebirg (1959). In: Gesammelte Werke, Dritter Band, S.169.
- ²² ebd. S.170.
- ²³ ebd. S.171.
- ²⁴ ebd.
- ²⁵ ebd.
- ²⁶ ebd. S.171-172.
- ²⁷ Stéphane Mosès: Paul Celan. Entretien dans la montagne, suivi de Stéphane Mosès. Quand le langage se fait voix, Paris 1980, S.39-40. Die zitierte Passage aus dem Gedicht «Engführung» findet sich in Paul Celan: Gesammelte Werke, Erster Band, S.198.
- ²⁸ Peter Szondi: Durch die Enge geführt. Versuch über die Verständlichkeit des modernen Gedichts. In: Peter Szondi: Schriften II. Frankfurt/M. 1978, S.381-389.
- ²⁹ Paul Celan: Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der freien Hansestadt Bremen (1958). In: Gesammelte Werke, Dritter Band, S.185-186.
- ³⁰ Paul Celan, Gespräch im Gebirg, S.172.
- ³¹ ebd. S.173.
- ³² ebd. S.170-171.
- ³³ ebd.
- ³⁴ Stéphane Mosès: Quand le langage se fait voix, S.37-38.
- ³⁵ Zitiert nach Franz Wurm: Erinnerung. In: Paul Celan – Franz Wurm: Briefwechsel. Herausgegeben von Barbara Wiedemann in Verbindung mit Franz Wurm. Frankfurt/M. 1995, S.245.
- ³⁶ Paul Celan: Gesammelte Werke, Erster Band, S.285.
- ³⁷ Paul Celan: Gesammelte Werke, Zweiter Band, Gedichte II, Frankfurt/M. 1983, S.79.
- ³⁸ Vgl. Cilly Kugelmann: Stapelläufe, Orden und Kriegsverbrecher. Der Wiederbeginn jüdischen Lebens in Deutschland. Eine Chronik interessanter Ereignisse von 1945 bis 1958. In: Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart, Heft 8, 1991, S.96. Siehe auch Erica Burgauer: Zwischen Erinnerung und Verdrängung – Juden in Deutschland nach 1945. Reinbek bei Hamburg 1993, S.83-84. Für die Schweiz nennt die «unvollständige Chronologie» von Regula Bäh-

ler in den Jahren zwischen 1985 und 1994 9 Zerstörungen jüdischer Friedhöfe, siehe Gesellschaft Minderheiten in der Schweiz (GMS) und Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus (GRA) (Hg.): Die rechtsradikale Szene in der Schweiz. Eine Einschätzung und eine Chronologie (vierte überarbeitete Auflage). Zürich 1994. Vgl. auch die in unregelmässigen Folgen veröffentlichte «Chronologie rassistisch motivierter Übergriffe» in der WoZ; die Dokumentation für die Jahre 1991 bis 1994 findet sich in den Ausgaben vom 5. März 1993, Nr.9, 12.Jg., S.5-6; vom 8. April 1994, Nr.14, 13Jg., S.4-6; und vom 3. Februar 1995, Nr.5, 14.Jg., S.17-20. Für das vorausgegangene Jahr 1994 verzeichnet dieser jüngste Teil der Chronologie eine «massive Zunahme antisemitischer Übergriffe», auch von Zerstörungen jüdischer Friedhöfe. – Da die statistische Ermittlung auf Angaben offizieller Stellen angewiesen ist, müsste man jeweils eine Dunkelziffer hinzuzählen, die die wirkliche Zahl noch erhöht.

- ³⁹ Siehe Julius H. Schoeps: *Sepulcra hostium religiosa nobis non sunt*. Zerstörung und Schändung jüdischer Friedhöfe in der Bundesrepublik Deutschland seit 1945. In: Alphons Silbermann, Julius H. Schoeps (Hg.): *Antisemitismus nach dem Holocaust. Bestandsaufnahme und Erscheinungsformen in deutschsprachigen Ländern*. Köln 1986, S.34. Vgl. dazu auch *Jüdisches Lexikon. Ein enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens in vier Bänden* (1927). Band II. Frankfurt/M. 1987 (zweite Auflage), S.820-822.
- ⁴⁰ So in einer Stellungnahme des Bayerischen Staatsministeriums des Inneren; zitiert nach Julius H. Schoeps: *Zerstörung und Schändung jüdischer Friedhöfe*, S.36.
- ⁴¹ Hans Keilson: «Ein Grab in den Lüften ...» Kritische Glosse. In: *Psyche*, Heft 12, 1992, S.1133-1136.
- ⁴² Amos Funkenstein: *Jüdische Geschichte und ihre Deutungen*. Frankfurt/ M. 1995, S.14.
- ⁴³ *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Bd.IV. Berlin, Leipzig 1931/32, S.831. Vgl. dazu die Beschreibung einer solchen Szene als Erzählung der Täter in einem literarischen Text von Hans Keilson: *Der Tod des Widersachers* (1959). Frankfurt/M. 1989, S.130-173.
- ⁴⁴ Vgl. dazu Dan Diner: *Austreibung ohne Einwanderung. Zum historischen Ort des «9. November»*. In: *Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart*, Heft 5, 1989, S.26-28. Genauer dazu auch Gaston Haas: «Wenn man gewusst hätte, was sich drüben im Reich abspielte ...» 1941-1943. Was man in der Schweiz von der Judenvernichtung wusste. Basel, Frankfurt/M. 1994, und Jacques Picard: *Die Schweiz und die Juden. 1933-1945*. Zürich 1994.
- ⁴⁵ Vgl. z.B. das Communiqué der Stadtpolizei Zürich vom 20. Juli 1994, das die Zerstörung von 114 Grabsteinen auf dem jüdischen Friedhof Unterer Friesenberg am 10. Juni 1994 mit den folgenden Worten kommentiert: «Aufgrund der polizeilichen Ermittlungen ist die Tat nicht aus antisemitischen Gründen verübt worden.» Die Vermutung, die beiden als Täter ausgemachten elfjährigen Knaben hätten von Rechtsextremen zur Tat angestiftet sein können, habe

sich nicht bestätigt. Die beiden Knaben stammten aus «ganz normalen und intakten Familienverhältnissen.» Zitiert nach Regula Bähler: Die rechtsradikale Szene in der Schweiz, S. 114.

- ⁴⁶ Siehe Julius H. Schoeps: Zerstörung und Schändung jüdischer Friedhöfe, S.33. Dan Diner weist darauf hin, dass die gedenkpolitische Hervorhebung dieses Datums, des 9.November; gerade die Differenz und die Diskontinuität zwischen dem «klassischen» Antisemitismus und der Vernichtung verdeckt. Vgl. Dan Diner: Austreibung ohne Einwanderung. Zum historischen Ort des «9.November». In: Babylon, Heft 5, 1989, S.22-28. – Nach 1989 wird dieses Datum nochmals überlagert durch ein anderes Ereignis, den Fall der Mauern; was vermutlich zu gedenkpolitischen Kollisionen und weiteren Verschiebungen im kollektiven Gedächtnis in Deutschland führen wird.
- ⁴⁷ Siehe Julius H. Schoeps: Zerstörung und Schändung jüdischer Friedhöfe, S.37.
- ⁴⁸ Das Faktum, dass solche zerstörerischen Akte sich nicht nur auf jüdische Friedhöfe und Synagogen richten, sondern – und zwar nach 1989 zunehmend – auch auf Gedenkstätten (offenbar in der Auffassung, es handle sich bei ihnen um «jüdische Einrichtungen»), stützt diese Interpretation. Vgl. dazu Sander L. Gilman: Zwanzig Mark oder: Die sichtbare Unsichtbarkeit der Juden im «neuen» Deutschland. In: Claudia Mayer-Ischwandy (Hg.): Zwischen Traum und Trauma – die Nation: transatlantische Perspektiven zur Geschichte eines Problems. Tübingen 1994, S.176.
- ⁴⁹ Dieser Aspekt der Tilgung von Schuld ist auch eines der Momente, das die beschriebene phantasmatische Szene mit dem Wunschscenario der Wiedergutmachung verknüpft, das ja ebenso dazu tendiert, die Grenze zwischen Zeichen, Name und Körper zu negieren.
- ⁵⁰ So als jüngstes Beispiel der deutsche Bundeskanzler bei seinem Besuch in der Gedenkstätte Yad Vaschem im Juni dieses Jahres, der ihn dazu veranlasste, «voller Scham» auf das zu blicken, «was in deutschem Namen unschuldigen Menschen geschehen ist». Zitiert nach Henryk M. Broder: Durch und durch normal. Helmut Kohls Reise in den Nahen Osten. In: Der Spiegel, Nr.24,12.6.1995, S.24.
- ⁵¹ Einer der beiden mit dem ersten Preis ausgezeichneten Entwürfe für dieses Denkmal rezitiert die Geste der Commemoration: der Entwurf der Berliner Architektengruppe mit Christine Jakob-Marks, Hella Rolfes, Hans Scheib und Reinhard Stangl schlägt eine riesige, fast 100 x 100 Meter grosse, leicht schräg stehende begehbare Steinplatte vor, auf der sukzessiv (entsprechend der Spendenfreudigkeit der deutschen Bevölkerung) alle «vorhandenen Namen von ermordeten Juden» eingraviert werden sollen. «Einer jüdischen Gewohnheit folgend, Steine auf Grabplatten zu legen als Zeichen des Gedenkens», so das Architektenteam, «liegen auf dieser Tafel 18 gebrochene Steine in drei bis vier Meter Höhe.» Die Steine sollen aus Masada eingeflogen werden. Sie «symbolisieren die europäischen Länder, in denen Deportation und

Mord erfolgten und gleichzeitig die mehr als 2'000-jährige Geschichte des Widerstands und der Verfolgung der Juden.» Zitiert nach Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen Berlin (Hg.): Künstlerischer Wettbewerb Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Kurzdokumentation. Berlin 1995, S.50 und S.56-57 (Vorprüfextext und Beurteilung durch das Preisgericht). – In dem beschriebenen Entwurf wird die Geste der Commemoration bruchlos rezitiert, und zwar in einer Form der Aneignung und Monumentalisierung; gleichzeitig wird (mit den Steinen aus Masada) eine Bedeutung importiert, die die Vernichtung in den Zusammenhang jüdischer Verfolgungsgeschichte einordnet. Diese importierte Bedeutung bezieht sich auf eine völlig unvergleichbare historische Konstellation – auf eine Kriegs-Szene (die Verteidigung der Juden gegen die Römer) und auf die Szene des Widerstands durch Selbstmord (eine Todesart, die in den Vernichtungslagern nicht erlaubt war, da die Verfügungsmacht über den Tod allein bei den Deutschen lag). Verknüpft wird diese Form der Aneignung jüdischer Erinnerung mit der von Sigrid Weigel (in diesem Band) beschriebenen Struktur des symbolischen Tausches, in der Schuld in Schulden umgewandelt und eine sukzessive Entschuldung imaginiert wird (welche dann abgeschlossen sein wird, wenn die durch Spenden bereitgestellten Finanzmittel ausreichen, um alle «vorhandenen Namen von ermordeten Juden» in die riesige Steinplatte einzugravieren. Was in dem dann fertiggestellten monumentalen Grab symbolisch begraben sein soll, ist nicht ganz klar; es scheint sich dabei eher um die Geschichte der Täter zu handeln.)

- ⁵² Vgl. Julius H. Schoeps: Zerstörung und Schändung jüdischer Friedhöfe, S.36.
- ⁵³ Dem im Gedenken wie in der Rede über das Gedenken geläufigen Begriff des «Opfers» ist eine Verkennung der wirklichen Gewalt in den Lagern eingeschrieben, auf welche Jean-François Lyotard hin weist: denn dem Deportierten steht das Opfer nicht zu, «also auch nicht der Zugang zu einem unsterblichen Kollektivnamen. Sein Tod ist rechtmässig, weil sein Leben unrechtmässig ist. Der individuelle Name muss ausgelöscht werden (daher der Gebrauch von Kennnummern), und auch der Kollektivname (Jude) muss ausgelöscht werden, und zwar so, dass kein Träger-Wir dieses Namens übrig bleibt, das den Tod des Deportierten in sich aufnehmen und verewigen könnte.» Jean-François Lyotard: Der Widerstreit. München 1987, S.173.
- ⁵⁴ Vgl. Jüdisches Lexikon, S.820.
- ⁵⁵ Zur Lektüre dieser Inszenierung genauer Sigrid Weigel: Pathologie und Normalisierung im deutschen Gedächtnisdiskurs. Zur Dialektik von Erinnern und Vergessen. In: Hinderk M. Hendrich, Gerry Smith (Hg.): Vom Nutzen des Vergessens. Berlin 1995.
- ⁵⁶ Jean-François Lyotard in: J.-F. Lyotard, Eberhard Gruber: Ein Bindestrich: zwischen «Jüdischem» und «Christlichem». Düsseldorf, Bonn 1995, S. 99.

«INSEL SCHWEIZ»

URSULA AMREIN

Kulturpolitik und Geistige Landesverteidigung – das Zürcher Schauspielhaus

Die Geschichte des Zürcher Schauspielhauses zwischen 1933 und 1945 wird heute vielfach als Geschichte einer grossen Vergangenheit erinnert: Konstelliert um die Thematik von Exil und Emigration erzählt sie von einem Theater, das nach der Machtergreifung zur wichtigsten deutschsprachigen Bühne mit einer konsequent antifaschistischen Politik wurde. Die Tatsache, dass diese Politik im Zürich der dreissiger Jahre selbst heftig umstritten war, verschwindet dabei hinter einem Bild, das Bühne und Publikum vereint im gemeinsamen Kampf gegen Hitlerdeutschland zeigt und das nach 1945 nicht selten dann beschworen wird, wenn es gilt, Änderungen an diesem Theater zu verhindern.

Exemplarisch für diese vereinnahmende Form der Erinnerung steht der erzwungene Rücktritt von Peter Stein und jenen Darstellern, die nach ihrem Scheitern in Zürich die Berliner Schaubühne aufgebaut haben. Schauspielhausdirektor Peter Löffler hatte sie 1969 nach Zürich verpflichtet, und was von der Kritik zunächst als längst fällige Neuerung begrüsst worden war, endete nach nur dreimonatiger Spielzeit mit einem Eklat: Mit der Begründung, das Schauspielhaus seinem Publikum entfremdet zu haben, erhielt Löffler vom Verwaltungsrat die Kündigung. Dieses Vorgehen löste eine Reihe von Protesten aus, an denen sich mit Max Frisch auch einer der ersten Hausautoren des Schauspielhauses beteiligte.

In seiner Stellungnahme zu den Ereignissen, die er als «Zürcher Debakel» benennt, demontierte Frisch die Rede von Einheit und Entfremdung. Er analysierte die angebliche Entfremdung zwischen Bühne und Publikum als Produkt einer nachträglichen Stilisierung und damit als Fiktion, mit der ein gewisses Publikum das Schauspielhaus monopolisiere. In seiner Rede hielt er fest:

Was das Publikum [...] betrifft, so dürfen wir nicht vergessen, dass ein Teil der Zürcher, die das alte Schauspielhaus nachträglich als ihr Schauspielhaus bezeichnen, sich täuschen: Damals (ich erinnere mich) war es ein Emigranten-Juden-Marxisten-Theater. Entdeckt haben sie es als Ruhmesblatt nach dem Krieg; als unser Schauspielhaus liebten sie es; je schwächer es wurde.¹

282

Max Frisch kritisiert hier zu Recht jene verklärende Erinnerung an das Schauspielhaus, die von kulturpolitischen Auseinandersetzungen um das sogenannte ‚Emigrantentheater‘ nichts wissen will. Dass das Schauspielhaus in den dreissiger Jahren keineswegs jene später so viel beschworene Unterstützung fand, dokumentiert unter anderem die Tatsache, dass Ferdinand Rieser, seit Mitte der zwanziger Jahre Besitzer und Direktor der Pfauenbühne, 1938 seinen Rücktritt erklärte und das Haus zum Kauf anbot. Für die Emigranten standen damit Arbeits- und Aufenthaltsbewilligungen auf dem Spiel. Eine Schliessung hätte sie zur Flucht in ein anderes Exilland oder zur Rückkehr nach Deutschland gezwungen, und dass letzteres einem Todesurteil gleichkommen konnte, das haben kritische Aufarbeitungen der schweizerischen Flüchtlingspolitik eindrücklich genug dokumentiert.²

Riesers Weggang führte in Zürich zu heftigen Kontroversen über die Frage, ob und wie das Schauspielhaus weiterzuführen sei. Dabei zeichneten sich verschiedene Positionen ab: Auf der einen Seite standen reichsdeutsche Kreise, die das Theater entweder selbst übernehmen oder schliessen wollten und darin die Unterstützung von rechtsstehenden Schweizer Parteien erhielten. Auf der

anderen Seite gab es Stimmen, die für eine Weiterführung des Theaters plädierten, allerdings nur unter der Bedingung, dass sich das Schauspielhaus vom Emigranten- zum Schweizertheater wandelt. Mit dem im «Zürcher Studenten» veröffentlichten Artikel «Ist Kultur eine Privatsache? Grundsätzliches zur Schauspielhausfrage» hatte sich Max Frisch bereits in diese Diskussion eingemischt. Frisch beantwortete diese Frage im Hinblick auf eine «kulturelle Selbstbehauptung» der Schweiz, die er in Begriffen von Kampf und Verteidigung fasste und dadurch in Analogie zum Krieg rückte. Die Pfauenbühne erscheint in seinem Artikel als «Frontstück» im «zeitgenössischen Geisteskampf», als «Grenzschutz», der in Gefahr steht, an einen «Ausländer» verkauft zu werden; und ganz gemäss den Forderungen nach einer Verschweigerung des Theaters vertrat Frisch das Konzept einer «Bühne deutscher Sprache, die schweizerisch ist», wenn er ausführt:

283

Wir wollen keine Werbetrommel und kein Festspielhaus; wir wollen keinen vaterländischen Weihrauch, der uns mit dem Gefühl entlässt, dass wir eigentlich ein Völklein sind, das sich gar nicht mehr bessern muss. Aber ebensowenig wollen wir jenen unfruchtbaren Ungeist, der sich nur an den Mängeln weidet, jene Wollust eidgenössischer Selbstzerfleischung, die in unserem Land stets nur die Schwächen sieht und ausspricht [...] Wir wollen eine männlichere und fruchtbarere Haltung, die uns die Gefahren nicht verschweigt, aber die zugleich an die gesunden Kräfte rührt, die in unserem Volke sind. [...] Im Übrigen wünscht natürlich niemand, dass ein Chauvinismus blühe, im Gegenteil, wir erwarten von unserer Bühne, dass sie auch weiterhin die europäische Weite bewahre. Aber die Auswahl, die jeder Spielplan bedeutet, muss in schweizerischen Händen bleiben, und zwar klipp und klar, damit man uns, die wir keinen offenen Geistesgegner fürchten, unterdessen auch kein trojanisches Pferd in die Stadt holt! Wenn sich für die Pacht oder den Kauf kein schweizerisches Geld finden soll, gibt es nur zwei Wege, die annehmbar

sind: entweder wird dann die Bühne von unserer Stadt übernommen, oder wir haben gar keine Bühne, weil wir keine fremde Bühne wollen und hiemit schon heute unsere Kampfansage auf den Tisch legen. Nicht aus kleinbürgerlichem Ausländerhass, der unserer ganzen Gesinnung zuwider ist; wir richten uns nicht gegen Personen irgendwelcher Art, nur gegen den gefährlichen und noch immer allzu verbreiteten Irrtum, Kultur sei Privatgeschäft, wie irgendein Seifenhandel. [...] Denn es ist einfach das Gebot dieser Stunde, dass wir uns nicht als Plattform hergeben, wo sich fremde Ideen tummeln oder sich gegenseitig auf unserem Boden bekämpfen. Wir wollen eine Bühne, die der Kunst dient, nicht irgendeinem europäischen Block, und deren schweizerische Gesinnung äusser jedem Verdacht steht. – Wenn wir das nicht vermögen, dann lieber gar keine!³

Ich habe die beiden Zitate von Max Frisch deshalb an den Anfang meiner Ausführungen gestellt, weil sie exemplarisch Einblick geben in den Diskurs über die Pfauenbühne, und zwar aus historisch je unterschiedlicher Perspektive: 1938, unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, sollte das Schauspielhaus in eine Kulturpolitik eingebunden werden, die unter dem Namen «Geistige Landesverteidigung» im parteipolitischen Spektrum von rechts bis links breite Anerkennung fand. 1969 hingegen, aus der historischen Distanz von dreissig Jahren, wird das Schauspielhaus als antifaschistisches Theater erinnert. Als solches ist es zum «Ruhmesblatt»⁴ geworden, und gestritten wird allenfalls darüber, wer sich an diesem Ruhm beteiligen darf.

Wie verengt die Geschichte des Pfaentheaters dabei zur Darstellung kommt, ist exemplarisch Werner Mittenzweis Monographie zu entnehmen: 1979 publiziert, ist diese Arbeit die bisher umfassendste und auch am breitesten rezipierte Untersuchung zur Geschichte des Schauspielhauses von 1933 bis 1945.⁵ Mittenzweis Buch ist im Rahmen eines umfassenden Projekts der Ostdeutschen Akademie Berlin zum antifaschistischen Exil entstanden. Explizit

formuliertes Ziel dieses Projekts war der Nachweis einer unmittelbaren Beziehung zwischen der Geschichte der DDR und dem antifaschistischen Kampf.⁶ Unter dieser Perspektive gerät die Zürcher Exilzeit jedoch zwangsläufig zur Vorgeschichte einer auf die DDR bezogenen Kultur- und Theatergeschichte, was zur Folge hat, dass Mittenzwei in seiner Darstellung einseitig jene Schauspieler favorisiert, die der kommunistischen Partei angehörten und sich nach Kriegsende in der DDR niederliessen. Spätere Konflikte zwischen ihnen und dem Staat werden nicht thematisiert, und ebenso fehlt eine kohärente Darstellung der schweizerischen Kulturpolitik. Mittenzwei bezieht sich zwar ausführlich auf die schweizerische Flüchtlingspolitik, seine Auseinandersetzung mit der Schweiz bleibt insgesamt aber punktuell und dient nicht selten einer versteckten Heroisierung der kommunistischen Emigranten im Zürcher Exil.

285

Es gibt bisher nur wenige Untersuchungen, die darauf hinweisen, dass die Beschäftigung mit der Geschichte des Schauspielhauses sowohl eine Beschäftigung mit dem Exil als auch mit der schweizerischen Literaturgeschichte erfordert.⁷ Anknüpfend an diese doppelte Perspektive möchte ich im Folgenden jene kulturpolitische Konstellation in den dreissiger und vierziger Jahren beschreiben, vor deren Hintergrund sich der Integrationsprozess des zu Beginn der dreissiger Jahre abschätzig genannten «Judentheaters»⁸ in die schweizerische Kulturpolitik vollzog.

Dieser Prozess formierte sich um 1938. In der Geschichte des Schauspielhauses bildet dieses Datum eine Zäsur, die auf mehreren Ebenen greifbar ist: Sie steht erstens für einen Wechsel in der Direktion, zweitens für eine Veränderung in der Betriebsstruktur des Theaters und drittens für Änderungen im künstlerischen Bereich, die sowohl in der Aufführungspraxis selbst als auch in der Rede über diese Praxis fassbar werden. Konkret heisst das: Vor 1938 war das Schauspielhaus ein Privattheater. Besitzer und gleichzeitig Leiter des The-

aters war Ferdinand Rieser, der in finanzieller, personeller und künstlerischer Hinsicht die alleinige Verantwortung für das Theater trug. Nach seinem Weggang wurde die Pfauenbühne von einer Aktiengesellschaft übernommen, die das Emigrantenensemble weiter beschäftigte und als neuen Direktor Oskar Wälterlin einsetzte. In Wälterlins Direktionszeit fiel die Vermittlung zwischen Emigrantentheater und Geistiger Landesverteidigung, und unter seiner Leitung erfuhr das Schauspielhaus schliesslich jene Erfolge, auf die man sich in der Erinnerung der Nachkriegszeit hauptsächlich beziehen wird. Um diesen Weg rekonstruieren und dabei Einblick in Voraussetzungen und Konsequenzen des Integrationsprozesses gewinnen zu können, werde ich im Folgenden die Direktionszeiten von Rieser und Wälterlin in einer kontrastiven Gegenüberstellung beschreiben. Im Zentrum des ersten Kapitels, das die Zeit zwischen 1933 und 1938 abdeckt, wird die Ausgrenzung des Pfauentheaters als Emigrantentheater stehen. Ich werde in diesem Zusammenhang unter anderem auf die Forderungen nach einer Verschweigerung der Kultur zu sprechen kommen, wie sie vor allem der Schweizerische Schriftstellerverein vertreten hat. Das zweite Kapitel konzentriert sich auf die Ära Wälterlin. Im Mittelpunkt steht dabei die Rekonstruktion von Wälterlins kulturpolitischem Diskurs. Dieser Diskurs strukturierte bis in die Nachkriegszeit die Debatten um das Schauspielhaus, und er legte gleichzeitig die Muster fest, in denen die Erinnerung an das Zürcher Theater im Zweiten Weltkrieg fixiert ist.

1. Ferdinand Riesers «Emigranten-Juden-Marxisten-Theater» (1933-1938)

Zum «Ruhmesblatt»⁹ konnte das Schauspielhaus nur werden, weil es 1933 ein privates Theater war. Denn nur, weil er seine Personalpolitik vor keiner Behörde rechtfertigen musste, war es Ferdi-

nand Rieser möglich, fast ausschliesslich Schauspielerinnen und Schauspieler zu beschäftigen, die von den Nationalsozialisten zur Emigration aus Deutschland gezwungen waren. Bereits in der ersten Spielzeit profilierte sich das neue Ensemble mit einem Stück zum Antisemitismus. Im Herbst 1933 inszenierte Gustav Hartung Ferdinand Bruckners Drama «Die Rassen», das unmittelbar nach der Machtergreifung geschrieben wurde. Thema ist die Einführung des Rassengesetzes, dessen tödliche Konsequenzen in der kontrastierenden Gegenüberstellung dreier Freunde in der Beziehung zu einer Jüdin gezeigt werden. Rund ein Jahr später gelangte Friedrich Wolfs «Professor Mannheim» auf die Bühne.

Auch dieses Stück setzte sich mit dem Antisemitismus auseinander. Hauptfigur in diesem Drama ist der jüdische Arzt Dr. Mannheim, der als angesehener Professor von den Nationalsozialisten sukzessive um sein Ansehen gebracht wird und in der gesellschaftlichen Isolation schliesslich Selbstmord begeht.

Diese beiden Aufführungen lösten in Zürich heftige Debatten aus: Unmittelbar nach der Premiere von «Professor Mannheim» rief die rechtsradikale «Nationale Front»¹⁰ zu Kundgebungen gegen das Schauspielhaus auf, und wie das folgende Zitat aus einem Flugblatt illustriert, schloss ihre Polemik gegen das Schauspielhaus die Polemik gegen Erika Manns Kabarett «Die Pfeffermühle» ein, das seit 1933 ebenfalls in Zürich spielte:

Gegen die Wühlerei der Emigranten!

[...]

Gegen das jüdische Emigrantenkabarett

- ‚Pfeffermühle‘, in der alles Nationale und Vaterländische in den Schmutz gezogen wird,

- Prof. Mannheim, der auf der Bühne des Zürcher Schauspielhauses sein jüdisches Gift verspritzt und die Völker verhetzt.

[...]

Für die Säuberung der Schweiz vom ganzen Geschmeiss ausländischer Emigranten, das sich schon allzulange in unserem Lande breit macht.

[...] Nationale Front!¹¹

Nachdem die Frontisten dazu übergegangen waren, Aufführungen der «Pfeffermühle» und des Schauspielhauses zu stören, und es rund um die Volks Vorstellungen von «Professor Mannheim» zu Schlägereien zwischen Frontisten und Kommunisten gekommen war, fühlte sich die «Neue Zürcher Zeitung» zu einer öffentlichen Rüge am Schauspielhaus verpflichtet: Unter dem Titel «Mehr Takt!» forderte Feuilletonredaktor Eduard Korrodi von den Emigranten politische Zurückhaltung, und nach einer Reihe von Eingaben befasste sich im Januar 1935 schliesslich auch der Zürcher Gemeinderat mit den sogenannten «Theaterkrawallen»¹².

Die Reaktionen rund um die Aufführungen des Schauspielhauses und der «Pfeffermühle» können exemplarisch Einblick geben, wie das Emigrantentheater in Zürich zu einem diskursiven Ereignis wurde und wie dabei über Faschismus und Antisemitismus gesprochen bzw. nicht gesprochen wurde. Vorwegnehmend ist dazu festzuhalten, dass diese Themen als explizit nichtschweizerische Themen aus dem offiziellen Diskurs in Kunst und Politik ausgeschlossen wurden. Insbesondere der Antisemitismus war dabei als Gegenstand konstruiert, über den nicht gesprochen werden durfte. Die Redestrategien in der Tabuisierung des Antisemitismus lassen sich exemplarisch nachzeichnen anhand von Korrodīs an die Adresse der Emigranten gerichteten Artikels «Mehr Takt!», publiziert in der NZZ vom 19. November 1934. Korrodi leitete seine Ausführungen mit der Feststellung ein,

[...] dass das Mass von Takt, das die deutschen Emigranten bei ihrem Aufenthalt und öffentlichen Hervortreten in der Schweiz beachten, für die Entstehung oder Vermeidung von Reibungen und Konflikten nicht gleichgültig ist. (NZZ, 19.11. 1934)

Mit der Aufführung von «Professor Mannheim» waren für Korrodi die Grenzen des geforderten Takts eindeutig überschritten. Zum Stück und zur Aufführung hielt er fest:

Über die künstlerischen Qualitäten oder Mängel dieses Schauspiels aus dem Deutschland von heute' soll hier nicht gesprochen werden; aber das darf man nicht verschweigen, dass die Darstellung des spezifisch-deutschen Konfliktstoffs der Judenfrage im ‚Professor Mannheim‘ eine leidenschaftliche Aufforderung zur Parteinahme ist. [...] an verantwortlichen Stellen [hätte man sich, U. A.] darüber klar sein müssen, dass eine derartige Darstellung eines von aussen herangetragenem Konfliktstoffs die gleichen Gefahren wie das taktlose Hervortreten politischer Emigranten in unserm Lande in sich schliesst. (NZZ, 19. 11. 1934)

289

Indem Korrodi die «Judenfrage» zu einem «von aussen herangetragenem Konfliktstoff» erklärte, grenzte er den Antisemitismus als Redegegenstand aus dem schweizerischen Diskurs aus und schob die Schuld an den Frontenkrawallen gleichzeitig den Emigranten zu. Seine Darstellung des Antisemitismus als importiertes» Problem konnte von politischer Verantwortung entlasten, und in völliger Verkehrung der Tatsachen liessen sich die Opfer der Rassenpolitik als die eigentlichen Unruhestifter massregeln, da sie in taktloser und damit in unhöflicher Weise ihr Schicksal auf der Bühne zum Thema gemacht hatten. Mit dieser Schuldzuweisung ging eine Abqualifizierung des Stücks einher, dem ein künstlerischer Wert abgesprochen wurde; es sei – so der Kritiker weiter – von «krasser Einseitigkeit», von einer «offenbar nur mühsam unterdrückten kommunistischen Tendenz», das der «komplexen Wirklichkeit» nicht gerecht werde. Korrodi stand mit dieser Auffassung keineswegs allein. Seine Argumentationsmuster finden sich in den Theaterkritiken vorgezeichnet, die im Zusammenhang mit den umstrittenen Inszenierungen auf einer strikten Trennung zwischen Bühne und Politik beharrten

und darin auf eine eigentliche Tabuisierung in der Rede über den Nationalsozialismus hinausliefen. Diese Rede wurde als innenpolitische Gefahr dargestellt, künstlerisch entwertet oder als marxistische Verzerrung der Realität ausgelegt. Zu den «Rassen» hielt Kritiker Jakob Welti beispielsweise fest:

Bruckner begnügt sich doch zu sehr mit der Ausmalung von Zustands-schilderungen und mit Reportagen, wie sie uns durch Zeitungen, Radio und Broschüren hinlänglich bekannt sind. [...] [„Die Rassem, U. A.“] zeigen aufgerissene Gräben, aber sie bringen das Rassenproblem der Lösung nicht näher. Was wird mit den Entwurzelten, wohin sollen sie gehen, wo bleiben? Die Beantwortung dieser Fragen bleibt uns Bruckner schuldig. (NZZ, 2.12.1933)

290

Zu Friedrich Wolfs «Professor Mannheim» notierte Welti, das Stück sei «konstruiert», es sei ein «heftiges Tendenz- und Kampf-stück». Friedrich Wolf wird als ein «von besten Absichten erfüllter Eiferer» hingestellt, dem es an «dichterischer Imagination und Formulierung» fehle. Er arbeite mit «schwarz-weiss» und versuche nicht, «beiden Seiten gerecht zu werden». Mit dem lobenden Hinweis, dass der Figur Professor Mannheims vom Publikum her «tiefes Mitgefühl [...] zuströmt», wurde die ganze Rassismusdiskussion individualisiert und entpolitisiert. In Korrespondenz dazu erschien der Antisemitismus wiederum als spezifisch deutsches Problem, das zudem bereits 1934 der Vergangenheit zugerechnet wurde:

War es aber notwendig, solche grausamen Ereignisse wieder hervorzu-zerren? Wolfs Stück nennt sich ein Schauspiel aus dem Deutschland von heute. Aber es ist von gestern. Der Arzt Friedrich Wolf reisst also Wunden auf, statt Pfleger und Helfer zu sein. Sein Stück bringt denen, für die es geschrieben wurde – den Juden in Deutschland – keinen Nutzen und Trost, es kann ihnen höchstens schaden. Uns aber bringt es auch keine neue Aufklärung, sondern schürt nur die politische Leidenschaft. Das zeigte sich deutlich bei der Premiere im Schauspielhaus, wo

alle die vehementen Ausfälle gegen die Vertreter des neuen deutschen Regimes ein demonstratives lautes Echo fanden. (NZZ, 10.11.1934)

Wie in den zitierten Theaterkritiken ist eine verdeckte Komplizenschaft mit dem nationalsozialistischen Rassendiskurs selbst in jenen Stellungnahmen eingeschlossen, die sich explizit von der frontistischen Polemik distanzieren. Geradezu exemplarisch illustrieren dies die «Polizeilichen Feststellungen zum Fall der ‚Pfeffermühle‘», von der «Neuen Zürcher Zeitung» unmittelbar im Anschluss an eine Stellungnahme des Schauspielhauses zu Korrodiss Artikel «Mehr Takt!» publiziert:

291

Da die Demonstranten wiederholt judenfeindliche Rufe ausgestossen haben und auch die Kommentare in der frontistischen Presse den Anschein erwecken, als handle es sich in erster Linie um eine anti-jüdische Kundgebung, und da ferner ständig von einem Emigrantentheater die Rede ist, so hat die Polizei zunächst diese beiden Aussetzungen zum Gegenstand von Erhebungen gemacht. Dabei hat sich ergeben, dass das Ensemble im ganzen aus elf Personen besteht, nämlich aus fünf Damen und sechs Herren. Von den letztem sind drei schweizerischer Nationalität, darunter der Leiter des ganzen Unternehmens. Alle drei sind Nichtjuden, ebenso zwei weitere Mitglieder des Ensembles, die österreichischer Nationalität sind und nicht in die Kategorie von Emigranten fallen. Dann ist ein Russe da, der sich im Besitz eines Nansen-Passes befindet: er ist weder Bolschewist noch Jude. Der einzige Deutsche ist ebenfalls ‚reiner Arien. Erika Mann, die dem Unternehmen den Namen gibt, ist mütterlicherseits Jüdin. Von den drei noch verbleibenden Frauen sind zwei evangelischer Konfession, dürften aber teilweise jüdischer Abstammung sein, doch befinden sie sich im Besitz gültiger deutscher Pässe. Die dritte ist Jüdin und freiwillig aus Deutschland weggezogen. Politisch sei keines der elf Mitglieder je tätig gewesen. Die meisten sind Christen und mit gültigen Pässen versehen, also keine Emigranten. (NZZ, 20.11.1934)

In dieser Schlussfolgerung bestätigen sich nicht nur genau jene Denkmuster, die zur Rassenverfolgung geführt haben. Die Beweisführung der Polizei verweist ihrerseits symptomatisch auf die Tatsache, dass in den dreissiger Jahren eine Gefahr für das politische System der Schweiz weit weniger im Nationalsozialismus als vielmehr im Kommunismus gesehen wurde.¹³ Die Gemeinderatsdebatte vom Januar 1935 kann diesen Zusammenhang verdeutlichen, und sie gibt in der Polarisierung zwischen Bürgerlichen und Sozialdemokraten zugleich Einblick in die Genealogie dieser Wahrnehmungsstruktur: Nachdem das Votum, «die antisemitische Frage werde besser nicht im Parlament, wohl aber in der Psychiatrischen Klinik gelöst», zustimmenden Beifall gefunden hatte, stand im Mittelpunkt der Debatte die Frage nach der «künstlerischen und literarischen Freiheit». Eine Einschränkung dieser Freiheit sah man von bürgerlicher Seite weit weniger im Vorgehen der Fronten als vielmehr in «marxistischem Terror», den das Schauspielhaus mit seiner Inszenierung von «Professor Mannheim» nicht zuletzt deshalb ausübe, weil es diese Inszenierung als Volksvorstellung aufs Programm gesetzt und damit gezielt die «Arbeitschaft» angesprochen hätte. Bürgerliche Politiker erklärten den «Antifascismus» [sic] im Weiteren zum Schlagwort einer linken Wahlpropaganda, und in der Gleichsetzung frontistischer Gewaltakte mit dem Landesstreik von 1918 wurde den Sozialdemokraten ganz explizit die Berechtigung zu einer Kritik an der Politik der Nationalen Front abgesprochen. Mit dieser Analogisierung geriet die Ratsdebatte über die Frontenpolitik endgültig zum Austragungsort parteipolitischer Differenzen, die unmittelbar auf die Ereignisse von 1918 zurückverwiesen und eine kritische Auseinandersetzung mit der Gegenwart von 1935 verhinderten.¹⁴ Die Diskussion hätte denn auch kaum sinniger enden können als mit dem Aufruf eines eifrigen Demokraten namens Dr. Zürcher, der «den Rat ermahnt [...], nun endlich ernste Arbeit zu verrichten, sonst kommt er in den Ruf eines Schwatzparlaments !»¹⁵

Eigentlich komplementär zur ausgrenzenden Rede über die Fremden verhält sich in den dreissiger Jahren der Diskurs über die Schweiz. Was die Literatur betrifft, wurde dieser Diskurs hauptsächlich vom «Schweizerischen Schriftstellerverein» getragen, und dementsprechend konfliktreich gestaltete sich denn auch die Beziehung zwischen dem Schriftstellerverein und den Emigranten. Als Beispiel sei hier nur auf die Gutachtertätigkeit des Schriftstellervereins verwiesen. Im Auftrag der Fremdenpolizei beurteilte er die literarischen Qualitäten emigrierter Autorinnen und Autoren und konnte damit über Arbeits- und Aufenthaltsbewilligungen mitentscheiden. Als Richtlinien dieser Arbeit hielt der Verein 1934 fest:

Den hervorragenden Vertretern des deutschen Schrifttums, sowie den literarisch tätigen politischen Flüchtlingen soll der Aufenthalt in der Schweiz erlaubt werden. Es soll ihnen auch gestattet werden, in unserem Lande ihr Brot zu verdienen. Dagegen soll gegen kleine Schreiber Stellung genommen werden, die lediglich in die Schweiz kommen, um hier die Konjunktur auszunützen.¹⁶

Wie ein Blick in den «Geistesarbeiter», dem Verbandsorgan des Schriftstellervereins zeigt, liessen sich solche Richtlinien im Rückgriff auf Debatten um die Notwendigkeit einer schweizerischen Literatur rechtfertigen, die bis in die Gründungsjahre des Schriftstellervereins (1912) und der Gesellschaft Schweizer Dramatiker (1924) zurückreichen.¹⁷ Ausgehend von einem Literaturbegriff, der den Nationalgedanken ins Zentrum rückte und darin eine ganze Reihe von Analogien mit dem völkisch-nationalen Literaturkonzept aufwies, konnte der Schriftstellerverein seine beruflichen Interessen als politische Notwendigkeit legitimieren. Denn die Auffassung, dass sich in der Literatur das spezifische Wesen einer Nation formuliere und sich mit der Literatur wiederum positiv auf das Wesen dieser Nation einwirken liesse, lie-

ferte nicht nur die perfekte Argumentation für die Ausgrenzung der fremden Konkurrenz, sondern konnte zugleich den Anspruch auf eine Literaturförderung begründen, mit der sich die Autoren in den Dienst nationaler Identitätsstiftung stellten. In den dreissiger Jahren gewann diese Funktionalisierung zunehmend an Bedeutung. Die Schriftsteller definierten sich dabei als «Soldaten» im Dienst der Nation, die «die schweizerische Seele gegen fremde Beeinflussung»¹⁸ zu verteidigen haben. Kulturförderung erhielt im politischen Vokabular damit einen festen Platz neben der militärischen Landesverteidigung, und der «Geistesarbeiter» konnte schliesslich 1939 festhalten: «Wir nennen die bewusste Förderung einheimischer Kulturpflege geistige Landesverteidigung».¹⁹

Auf die Geistige Landesverteidigung beriefen sich in den dreissiger Jahren nicht allein die Autoren. Geistige Landesverteidigung wurde zu einem Schlagwort, das für schweizerisches Denken schlechthin stand. Aufschlussreich sind in dieser Hinsicht drei Sondernummern der «Zürcher Illustrierten» von 1938, die sich mit der militärischen, wirtschaftlichen und geistigen Landesverteidigung befassen. In dieser Serie definierte sich Geistige Landesverteidigung als eine Verteidigung des Schweizerischen, die als Kampf gegen ‚geistige Überfremdung‘ verstanden wurde. Was schweizerisch ist, bemisst sich dabei innerhalb eines einfachen Oppositionsschemas. Es funktioniert über den Gegensatz eigen/fremd und wird überlagert vom Gegensatz gut/schlecht. Das Eigene ist darin per definitionem gut, das Fremde schlecht. Und um das Eigene bewahren zu können, muss folgerichtig das Fremde abgewehrt werden. Der Geistigen Landesverteidigung ist dadurch eine xenophobe Tendenz gegen alles Unschweizerische eingeschrieben, das a priori als minderwertig gilt. Karl Naef, einflussreicher Sekretär des Schriftstellervereins – er war Mitglied in zahlreichen Literatur- und Kunstkommissionen und erster Sekretär der Pro Helvetia – kann denn auch 1937 in einer Radiorede zum Thema «Die kulturellen Aufgaben der Eidgenossenschaft» festhalten:

«Der Kampf für das wertvolle Eigene ist der beste Kampf gegen das wertlose Fremde.

Fürchten wir keinen Chauvinismus».²⁰

Was ‚minderwertig Fremdes‘ sein kann, zeigt ein Blick in die «Zürcher Illustrierte» zur Geistigen Landesverteidigung. Als Schreckgespenster erscheinen hier der amerikanische Film und die deutsche Kioskliteratur. Gegen letztere laufen in der Schweiz bereits «Schund- und Schmutz-Kampagnen»²¹, die nun bruchlos in die Geistige Landesverteidigung übergehen. Die Gefahren der Heftchenliteratur präsentierten sich dabei wie folgt:

Was liest der Schweizer? Was liest er im Besondern auf dem Gebiet der Zeitschriften? [...] Noch vor dem Krieg [gemeint ist der Erste Weltkrieg, U. A.] bildeten die deutschen Zeitschriften die ausschliessliche Literatur weiter Kreise der deutschen Schweiz. Das hatte eine langsame, aber sichere Aushöhlung zum Resultat. Diese scheinbar so harmlosen Unterhaltungszeitschriften wirkten viel gefährlicher als aktive politische Propagandaschriften. Durch die fremden Modezeitschriften wurde z.B. der Begriff der Dame in die Schweiz eingeführt. Früher hatten wir nur Frauen. Heute haben wir Frauen und Damen, die besser angezogenen sind die Damen, sie haben mehr Anrecht auf Höflichkeit. Damit ist eine für unsere Demokratie sehr unerfreuliche Zweiteilung der Bevölkerung erfolgt. Mit Verboten ist nicht viel zu machen, die Maschen der Zensur sind immer zu eng oder zu weit. Eine Zensurbehörde kann nur das Schlimmste verbieten, aber der Schund im harmlosen Gewand geht immer doch durch. Es gibt nichts anderes, als die Abwehrkräfte des Einzelnen zu stärken. (Zürcher Illustrierte, 18. 3.1938, S. 352).

Ausdruck für die umfassende Akzeptanz der Geistigen Landesverteidigung war die Institutionalisierung dieses Konzepts auf Bundesebene mit der «Botschaft des Bundesrates» vom Dezember 1938.²² Geistige Landesverteidigung erhielt hier auf höchster politischer Ebene die Aufgabe zugesprochen:

[...] in unserem eigenen Volke die geistigen Grundlagen der Schweizerischen Eidgenossenschaft, die geistige Eigenart unseres Landes und unseres Staates neu ins Bewusstsein zu rufen, den Glauben an die erhaltende und schöpferische Kraft unseres schweizerischen Geistes zu festigen und neu zu entflammen und dadurch die geistige Widerstandskraft unseres Volkes zu stählen. (Botschaft, S. 997)

Formulierungen wie «geistige Grundlage», «geistige Eigenart», «schweizerischer Geist» oder die «geistige Widerstandskraft» sind Elemente eines genau umrissenen Bildes der Schweiz, dem der Bundesrat in seiner Botschaft ein spezielles Kapitel widmete und vor dessen Hintergrund erst verständlich wird, weshalb Kulturförderung in den dreissiger Jahren zur «nationalen Mission»²³ erklärt werden konnte. Das Bild der Schweiz präsentiert sich in den Worten des Bundesrats wie folgt:

Ein Blick auf die europäische Karte zeigt uns, dass der gewaltige Wall der Alpen an einer Stelle sich zurück- und zusammenzieht auf einen massigen, aber einzigen Gebirgsblock: am St. Gotthard. Es kommt nicht von ungefähr, dass die ersten eidgenössischen Bünde sich um den Gotthardpass lagerten. [...] Am Gotthard entspringen die drei Ströme, durch die wir den drei für die Geschichte des Abendlandes bedeutungsvollsten geistigen Lebensräumen verbunden sind: Rhein, Rhone und Tessin. [...] Es wäre ein naturwidriges Unterfangen, die Kultur unseres Landes von der kulturellen Gemeinschaft mit den drei Lebensräumen losreissen zu wollen, denen wir weitgehend verbunden sind. Wenn der Tessiner Giuseppe Zoppi den Standpunkt vertritt, dass der Tessin desto sinnvoller seine schweizerische Mission erfülle, je reiner er seine geistige Verbundenheit mit der bleibenden Grösse italienischer Kultur zu bewahren vermöge, so gilt das gleiche sinngemäss für die welschen Miteidgenossen und für die Deutschschweizer alemannischen Blutes. Gerade daraus, dass wir die Auffassung, als ob die Rasse den Staat gebären und seine Grenzen bestimmen würde, ablehnen, gerade hieraus fliesst die Freiheit und die Kraft, uns unserer kulturellen Verbundenheit

mit den grossen geistigen Lebensräumen bewusst zu bleiben. Der schweizerische Staatsgedanke ist nicht aus der Rasse, nicht aus dem Fleisch, er ist aus dem Geist geboren. Es ist doch etwas Grossartiges, etwas Monumentales, dass um den Gotthard, den Berg der Scheidung und dem Pass der Verbindung, eine gewaltig grosse Idee ihre Menschwerdung, ihre Staatswerdung feiern durfte, eine europäische, eine universelle Idee: die Idee einer geistigen Gemeinschaft der Völker und der abendländischen Kulturen! Diese Idee, die Sinn und Sendung unseres eidgenössischen Staatsgedanken zum Ausdruck bringt, bedeutet im Grunde genommen nichts anderes als den Sieg des Gedanklichen über das Materielle, den Sieg des Geistes über das Fleisch auf dem harten Boden des Staatlichen. Uns auf dieses wahrhaft Monumentale, wahrhaft Wunderbare in unserem eidgenössischen Staatsgedanken zu besinnen und uns dessen in tiefster Seele bewusst zu werden, das allein schon ist ein wesentliches Element geistiger Verteidigung unseres Landes. (Botschaft, S. 998f.)

Im Rekurs auf den Gotthard, in dem sich die schweizerische Staatsidee gleichsam materialisiert, bezieht sich der Text in anspielungsreicher Weise auf den Alpenmythos, der seit dem 18. Jahrhundert konstitutiv zum schweizerischen Selbstverständnis gehört: Er assoziiert die Vorstellung von der Schweiz als inselhaftem Naturraum, der sich von einer verdorbenen Zivilisation positiv abhebt, und überblendet dieses Bild mit dem Réduitgedanken und seinem Appell an die militärische Wehrhaftigkeit.²⁴ In der Gotthard-Topographie sind auf diese Weise die inneren und äusseren Umrisse einer Nation vorgezeichnet, die sich selbst am Schnittpunkt des deutschen, französischen und italienischen Kulturraums situiert und deren Einheit sich im Willen zum föderalistischen Zusammenleben begründet. In Abgrenzung zum Dritten Reich definiert sich die Schweiz damit als Willensnation, doch dieser Abgrenzung sind mehr Verwicklungen mit dem Nationalsozialismus eingeschrieben, als der Text auf Anhieb zu erkennen gibt. Nicht nur, dass er seine Argumentation selbst unterläuft – beispielsweise, indem er den Verstoss gegen die geistige Einheit

der Schweiz als Naturwidrigkeit anführt –, in der Betonung mit der Verbundenheit der verschiedenen Kulturen wird die explizite Distanz zum nationalsozialistischen Deutschland wieder relativiert, und geradezu symptomatisch erscheint denn auch an dieser Stelle das «alemannische Blut» als verbindendes Element. In Entwürfen zum vorliegenden Text konkretisierte Bundesrat Etter den Widerstand gegen den Machtanspruch totalitärer Regimes überdies einzig im Widerstand gegen den Kommunismus und entwarf damit ein Feindbild, das nicht nur eine verdeckte Komplizenschaft mit dem Nazismus begründen konnte,²⁵ sondern auch plausibel macht, weshalb sich Geistige Landesverteidigung im Antikommunismus des Kalten Kriegs fortgeschrieben hat.

Der politische Stellenwert der Geistigen Landesverteidigung lässt sich erst ermessen, wenn man sich die Konstruktion der Schweiz als eine «Gemeinschaft des Willens und des Geistes»²⁶ vergegenwärtigt. Denn als Willensnation beruht der Staat auf einer geistigen Grundlage, und auf die Festigung eben dieser Grundlage zielt eine Kulturpolitik im Rahmen der Geistigen Landesverteidigung. Ihr kam damit eine zentrale innenpolitische Aufgabe zu: Sie stand für schweizerisches Denken schlechthin und fungierte als rhetorisches Mittel, mit dem sich die tiefgreifenden Krisen im wirtschaftlichen, sozialen und politischen Bereich verdecken und eine Störung der Einheit im Konstrukt der ‚geistigen Überfremdung‘ nach aussen projizieren liessen. Innenpolitische Probleme mussten dabei nicht mehr als solche benannt werden, sondern konnten, wie das die Auseinandersetzungen um das Emigrantentheater und die «Judenfrage» belegen, als «von aussen herangetragenener Konfliktstoff»²⁷ zurückgewiesen werden. Am Bild einer Nation, deren Einheit sich in der Gemeinsamkeit von Denken und Fühlen begründet, hatte die Literatur mitzuarbeiten, und vor diesem Hintergrund ist denn auch die massive Polemik gegen Riesers Emigrantentheater zu verstehen. Im Zusammenhang mit dem Theater erhielten die

kulturpolitischen Forderungen der Geistigen Landesverteidigung zudem ein besonderes Gewicht, denn seit Schillers Schaubühnenaufsatz war das Drama als jene literarische Gattung institutionalisiert, die das Wesen einer Nation am unmittelbarsten zum Ausdruck bringt und über die sich infolgedessen auch am direktesten auf nationales Selbstbewusstsein einwirken lässt. So hielt die Botschaft des Bundesrates ausdrücklicherweise fest:

Grösste Beachtung verdient unter dem Gesichtspunkt der geistigen Selbstbehauptung und der Entflammung schweizerischen nationalen Geistes das Theater. Eine kluge, aber ebenso weit-sichtige wie entschiedene Kulturpolitik muss darauf hinarbeiten, die schweizerischen Berufsbühnen schweizerischem Einfluss und schweizerischer Führung zu erhalten. [...] Wir beabsichtigen keineswegs, von einer zentralen Bundesstelle aus uns des Theaters zu bemächtigen oder, in Nachahmung ausländischer Beispiele, durch den Bund nationale Spiele ins Leben zu rufen. Aber warum sollten wir nicht, wenigstens in bescheidenem, tragbarem Ausmass, die Mittel zur Verfügung stellen, die es uns ermöglichen würden, die Bestrebungen, das Theater der geistigen Selbstbehauptung dienstbar zu machen, zu fördern? Es könnte oft ein verhältnismässig kleiner Zuschuss genügen um einen grossen, schönen Gedanken Wirklichkeit werden zu lassen. (Botschaft, S. 1004)

Diese Argumentationslinie der Geistigen Landesverteidigung ist vorweggenommen in der Haltung, die der Schriftstellerverband und die Gesellschaft der Schweizer Dramatiker gegen Riesers Theater einnahmen: Nachdem sich der Präsident der Schweizer Dramatiker im Sommer 1933 vehement gegen die Anstellung von Emigranten an den schweizerischen Bühnen ausgesprochen hatte,²⁸ veranstaltete der Schriftstellerverein im Herbst – unmittelbar nach der Aufführung von Bruckners «Rassen» – eine Kundgebung zum Thema «Städtische oder private Schauspielbühne Zürich». An der Veranstaltung beteiligten sich Literaturwissenschaftler wie Walter Muschg

und Emil Ermatinger, und sie schloss mit einer Aufforderung an die Zürcher Behörden, «sofort die nötigen Massnahmen [zu] ergreifen, um ein dem schweizerischen Wesen verpflichtetes Sprechtheater zu schaffen». Diese Forderung implizierte neben der Aufführung von Schweizer Autoren und der Anstellung von Schweizer Schauspielern hauptsächlich die Einsetzung einer schweizerischen Direktion am Schauspielhaus. Denn dass es in Zürich kein ‚schweizerisches‘ Theater gab, wurde festgemacht in der Kritik an Ferdinand Rieser, dem in der Schweiz geborenen Juden österreichischer Herkunft, dessen «Privatunternehmen» sich dem Einfluss des Schriftstellervereins und der Gesellschaft Schweizer Dramatiker entzog.²⁹

Wie die Ausführungen zur Theaterkritik und der Politik des Schriftstellervereins illustrieren, befand sich Riesers Theater mehrfach in Widerspruch zur offiziellen schweizerischen Kulturpolitik der Geistigen Landesverteidigung, die mit ihrer fremdenfeindlichen Struktur und der breiten Palette an Ausgrenzungs- und Diffamierungsmöglichkeiten mit dazu beigetragen hat, dass Rieser das Theater 1938 aufgab. Was für seinen Entschluss jedoch im Einzelnen ausschlaggebend war, darüber lassen sich gegenwärtig nur Vermutungen anstellen. Da die Akten aus seiner Direktionszeit bisher nicht zum Vorschein gekommen sind, schreiben sich in den Geschichtsschreibungen des Schauspielhauses eine Reihe von Urteilen über Riesers Theaterpraxis weiter, die mehr als spekulativ sind.³⁰ Rieser erscheint dabei vielfach als Kapitalist, dem politische Solidarität, moralische Überzeugung oder künstlerisches Empfinden fremd waren und der letztlich bloss ein unterhaltendes Boulevardtheater wollte. Mittenzwei beispielsweise entwirft in seiner eingangs zitierten Geschichtsschreibung das Bild eines Direktors, der aus rein finanziellen Überlegungen handelte und nur dank einer historischen Gunst zu jener «theatergeschichtlichen Persönlichkeit» wurde, «die antifaschistisches Theater im Exil ermöglichte». Denn Rieser; so Mittenzwei:

[...] nutzte die historische Chance, aber er nutzte sie als Kaufmann; dass daraus eine Kulturleistung von geschichtlichem Rang wurde, ist eine andere Sache. Doch sie muss diesem Manne zugezählt werden, auch wenn sich dabei herausstellt, dass geschichtliche Leistungen nicht immer bewusst und nicht auf nobelste Art zustande kommen.

Als 1933 viele Schauspieler von Ruf Hitlerdeutschland verliessen, reagierte Rieser darauf wie auf eine veränderte Marktlage. Er sah jetzt Möglichkeiten, Schauspieler an sein Theater zu ziehen, die vorher für ihn unerreichbar gewesen waren.³¹

Ob Riesers Theaterpolitik – wie die Geschichtsschreibung immer wieder kolportiert – einzig darauf ausgerichtet war, möglichst billige Arbeitskräfte zu engagieren und umstrittene Auführungen nur deshalb im Spielplan zu belassen, weil sie sich unter finanziellen Gesichtspunkten als lohnend erwiesen, scheint angesichts der massiven Probleme, die sich Rieser mit seinem Emigrantenensemble einhandelte, zumindest fraglich. Kaum von der Hand zu weisen ist hingegen, dass sich in den Aussagen über Rieser das antisemitische Stereotyp vom jüdischen Unternehmer weiter schreibt, der skrupellos und ausbeuterisch in die eigene Tasche wirtschaftet. Wie dringend dieses Bild zu revidieren wäre, zeigt sich, wenn Rieser noch heute ganz ungeniert – und mit entsprechend negativer Konnotation – als «jüdischer Weinhändler»³² charakterisiert werden kann.

2. Oskar Wälterlin: Autonomie und Neutralität (1938-1945)

Nachdem die Stadt Zürich Ferdinand Riesers Verkaufsangebot zurückgewiesen hatte – der Gemeinderat lehnte einen entsprechenden Antrag ab, und die Frontisten benutzten die Situation erneut für ihre Hetze gegen die «jüdisch-marxistische Tendenzbühne»³³ –, regte der Zürcher Verleger und Buchhändler Emil

Oprecht die Gründung einer Aktiengesellschaft an. Sie wurde als «Neue Schauspiel AG» im Sommer 1938 gegründet. Ihr gehörten als Präsident Emil Oprecht, private Geldgeber sowie Vertreter der Behörden an. Das bisherige Ensemble wurde weiter beschäftigt, und mit Oskar Wälterlin übertrug der neue Verwaltungsrat ganz bewusst einem Schweizer die künstlerische Direktion des Theaters.³⁴

Wälterlin und der Neuen Schauspiel AG nun gelang, was unter Ferdinand Rieser nicht möglich war, nämlich zwischen den Interessen der Emigranten und einer schweizerischen Kulturpolitik zu vermitteln und dadurch das Schauspielhaus im kulturellen Leben Zürichs zu integrieren. Wie sich dieser Prozess gestaltete, lässt sich ausgehend von einer Standortbestimmung Wälterlins beschreiben. Sie ist in einer Werbebroschüre abgedruckt, mit der sich die Neue Schauspiel AG 1938 erstmals der Öffentlichkeit präsentierte.

Man muss diesen Text sehr genau lesen, um zu sehen, wie geschickt Wälterlin hier zwischen den verschiedenen Anliegen vermittelt: Die Vermittlung ist zunächst im Personellen angelegt. Wälterlin präsentiert Spielplan und Ensemble als Mischung zwischen «Bestehendem» und «Neuem». Dieses Neue werde sich, so Wälterlins Versprechen, in einem vermehrten Engagement von Schweizer Schauspielern und in der stärkeren Berücksichtigung von Schweizer Autoren manifestieren. Die Vermittlung zwischen «Altem» und «Neuem» ist darüber hinaus im Entwurf eines ästhetischen Konzepts angelegt, dem ganz offensichtlich ein politisches Konzept eingeschrieben ist. Und genau in dieser Verbindung von Kunst und Politik besteht meines Erachtens Wälterlins Erfolgsrezept. Wälterlin beschreibt das Schauspielhaus zunächst als ein Theater, das «dem Charakter seiner Stadt» entspricht. Dieser attestiert er Unternehmungsgeist und Selbstüberzeugung, um dann von den postulierten zürcherischen Eigenschaften auf eine schweizerische Mentalität insgesamt zu schliessen.

Zürcherisch sein ist das Gegenteil von Sichabschliessen. Unser Theater soll also nicht nur ein zürcherisches sein, es soll ein schweizerisches Theater sein. Das ist nicht in beschränkendem Sinne gedacht. Natürlich wollen wir unsere Autoren spielen, aber auch alles andere soll von uns weitervermittelt werden. Das Wort der geistigen Landesverteidigung ist heute in aller Munde. Es soll nicht Einschränkung bedeuten, sondern Weite. Für den schweizerischen Geist waren unsere Berge nie Mauern, sondern Höhen, von denen der Blick Ausschau halten kann nach neuen Werten, mögen sie kommen, woher sie wollen. Das ist unsere Freiheit. Sie führt uns zum höchsten Gut, das kulturelles Leben schaffen kann, zur Humanität.

In einer Zeit, wo Parteiung die Welt an den Rand des Abgrundes zu zerren droht, hat die Kunst ihren bedeutungsvollen Platz in einem Land, dessen Sinn Neutralität ist. Nicht eine Neutralität, hinter der man sich ängstlich verschanzt, sondern Neutralität als Überparteilichkeit, als Boden der Wahrheit, die wir in unserem Bezirk, dem Theater, erkämpfen wollen, soweit sie uns erreichbar ist.³⁵

303

Die spezifische Leistung dieses Entwurfs lässt sich vorwegnehmend beschreiben als eine Vermittlung zwischen Ästhetik und Politik, die auf einer Analogisierung von Schillers klassischer Kunstkonzeption und der schweizerischen Neutralitätspolitik beruht. Ausgehend von einem topographischen Modell der Schweiz, das an den Alpenmythos der Geistigen Landesverteidigung anknüpft, spricht Wälterlin den Schweizern einen erhöhten Standpunkt zu, der als «Boden der Wahrheit» «Überparteilichkeit» und damit «Neutralität» garantiert. Wälterlin greift hier durchaus zeitgemässe Redefiguren auf, denn Neutralität definiert sich im politischen Diskurs der Schweiz primär über eine Position, die den Konfliktparteien sowohl entgegengesetzt als auch übergeordnet ist und die für sich eine unvoreingenommene und damit potentiell richtige Sicht der Dinge in Anspruch nimmt.

Diesem – über die Topographie der Schweiz entworfenen – Neutralitätskonzept ist ganz offensichtlich das poetologische Konzept der deutschen Klassik eingeschrieben, wie es hauptsächlich Schiller ausformuliert hat. Um die von Wälterlin konstruierte Analogie zwischen dem politischen Selbstverständnis der Schweiz und der Autonomieästhetik zu verdeutlichen, greife ich auf einen Text von Schiller zurück, in dem er sein Kunstkonzept in knapper Form umreißt. Es handelt sich dabei um die 1794 verfasste «Ankündigung» seiner Zeitschrift «Die Horen». Schiller reflektiert hier die Funktion von Literatur auf dem Hintergrund der französischen Revolutionskriege und bestimmt sie dadurch in Auseinandersetzung mit und zugleich in Abgrenzung vom politischen Alltag. In äusserst verknappter und verdichteter Form steckt er dabei die Positionen einer Ästhetik ab, auf die sich Wälterlin im vorliegenden Text in vielfältiger Weise bezieht. Schiller entwirft in seiner Ankündigung das Konzept einer Literatur, die sich gerade darin als politische definiert, dass sie sich von der Tagespolitik distanziert und sich – wie er es formuliert – über «das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen»³⁶ auferlegt. Statt sich in die Tagesaktualität einzumischen und dadurch immer in Parteilichkeit verstrickt zu werden, wird der Literatur eine buchstäblich ‚überparteiliche‘ Funktion zugeschrieben. In Distanz zur Tagespolitik und im Rückzug in einen autonom konzipierten Raum verschreibt sie sich der Besinnung auf ein Allgemeinmenschliches und antizipiert darin das Ideal einer Gesellschaft, in der partikuläre Machtinteressen überwunden und die Ideale von Freiheit und Humanität verwirklicht sind.

In Wälterlins Text nun fungiert dieser von Schiller als überparteilich konzipierte und zugleich mit der Wahrheit identifizierte Ort der Kunst als tertium comparationis zwischen ästhetischem und politischem Diskurs. Indem Wälterlin Kunst und Politik über den Begriff der Neutralität analogisiert, kann er die beiden* Bereiche wechselseitig aufeinander beziehen und auf diese Weise das künstlerische Konzept

durch ein staatspolitisches legitimieren, das sich im Rekurs auf den Alpenmythos seinerseits als naturgegebene Selbstverständlichkeit präsentiert. In Anlehnung an den politischen Diskurs der Schweiz wird «Neutralität als Überparteilichkeit, als Boden der Wahrheit» verstanden, den man sich im Bezirk des Theaters zur Verwirklichung von «Freiheit» und «Humanität» erkämpfen will, und zugleich liegt es ganz in der Logik von Schillers Argumentation, wenn das Schauspielhaus für sich damit den Standpunkt einer «höhern Warte» in Anspruch nimmt, von wo der Blick über die «WiderSprüche der Wirklichkeit» hinausführt zu den «menschlichen Fragen, die überall dieselben und von allgemeiner Geltung sind».³⁷

305

Mit der Überblendung von Neutralitätspolitik und Autonomieästhetik war ein Argumentationsmuster geschaffen, das die bisher unvereinbaren Anforderungen an das Zürcher Theater integrierend aufnahm und die Arbeit an diesem Theater zugleich in der schweizerischen Öffentlichkeit legitimieren konnte. Wälterlin gelang es insbesondere, zwischen den Forderungen nach einem schweizerischen Theater und dem Emigrantenensemble zu vermitteln, und zwar so, dass sich beide Seiten positiv auf seine Kulturpolitik beziehen konnten: Dem Anliegen nach einem Theater; das Ausdruck «schweizerischen Wesens»³⁸ ist, trug Wälterlin Rechnung, indem er mit der Gleichsetzung von Autonomieästhetik und Neutralitätspolitik einen Diskurs etablierte, der jede Aufführung als Beitrag zur Geistigen Landesverteidigung interpretieren und ihr dadurch das Attribut «schweizerisch» zusprechen konnte. Diese Beziehung zur Geistigen Landesverteidigung spiegelt sich unter anderem in einem Schreiben an die Theaterdirektion, datiert vom 18. September 1939, das die Anerkennung belegen kann, die Wälterlin mit seiner Kulturpolitik auf höchster Bundesebene gesucht und ganz offensichtlich auch gefunden hat:

Sehr geehrter Herr Direktor,

Sie hatten die Freundlichkeit, mich zu meiner Wahl als General zu beglückwünschen.

Ich benütze gerne den Anlass, um Ihnen für diese Aufmerksamkeit verbindlich zu danken. Sie kennen die Bedeutung, die ich einer richtig verstandenen geistigen Landesverteidigung immer beigemessen habe. In den schweren Zeiten, denen wir entgegen sehen, erfüllt Ihre Institution eine im Interesse der Armee und des Landes nicht zu unterschätzende Aufgabe. [...]

Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr Direktor, den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung.

Der Oberbefehlshaber der Armee. General Guisan. (Stadtarchiv Zürich)

Im Unterschied zur neutralitätspolitischen Auslegung der Autonomieästhetik orientierten sich die Emigranten mit Schiller und der deutschen Klassik am Entwurf eines «anderen» Deutschland, der seit Mitte der dreissiger Jahre zunehmend das Selbstverständnis der aus Deutschland exilierten Künstler und Intellektuellen bestimmte.³⁹ Konstitutiv für diesen Entwurf waren Denkfiguren, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zum Diskurs über die (Un-)Möglichkeit einer deutschen Nation gehörten und die diese Nation insofern als gespaltene Nation entwerfen, als sie auf einer Trennung zwischen «Geist» und «Macht» beruhen, die topographisch versinnbildlicht ist in der Gegenüberstellung von Weimar und Potsdam als kulturellem und politischem Zentrum Deutschlands. Dieser Diskurs, dem eine grundsätzliche – und zugleich sehr problematische – Trennung zwischen Kultur und Politik eingeschrieben ist, ermöglichte den Emigranten eine Distanzierung vom Deutschtum der nationalsozialistischen Machthaber, ohne dass damit die eigene nationale und kulturelle Identität grundsätzlich in Frage gestellt worden wäre. Im Gegenteil: Der Diskurs von der Gespaltenheit der deutschen Nation konnte insofern eine Identität im Exil garantieren, als er den Emigranten erlaubte, sich in ihrer Gesamtheit als Vertreter eines anderen und besseren Deutschland zu verstehen. Zusammen mit diesem identitätsstiftenden Moment war dem Selbstverständnis des «anderen» Deutschland die Ver-

pflichtung eingeschrieben, die deutsche Kultur vor dem Zugriff der Nationalsozialisten zu bewahren und sie zugleich im Widerstand gegen das Dritte Reich zu benutzen. Ganz im Sinne des «anderen» Deutschland verstand sich das Schauspielhaus nach 1938 denn auch in doppelter Weise als Ort des Widerstands und als Ort der Bewahrung deutscher Kultur, die in der Schweiz gleichsam «Asyl»⁴⁰ gefunden hatte. So hielt etwa der Dramaturg Kurt Hirschfeld zur Spielplangestaltung des Schauspielhauses im Zweiten Weltkrieg fest:

Es galt, das Bild des Menschen in seiner ganzen Mannigfaltigkeit zu wahren und zu zeigen und damit eine Position gegen die zerstörenden Mächte des Faschismus zu schaffen.⁴¹

307

Analog dazu verstand Wälterlin das Schauspielhaus als «Sprachrohr für die ganze gekränkte Menschheit»⁴². Hier wollte er «Stimmen zur Geltung verhelfen, die den Glauben hochhielten an eine höhere Sendung des Menschen»⁴³ und «dem brutalen Ansturm der wild gewordenen Teutonen mit seiner in barbarischem Kriegsgeschrei verrottenden Sprache das milde Wort und das geklärte Menschentum der «Iphigenie»⁴⁴ entgegensetzen.

Ich habe Wälterlins Text zur Neueröffnung des Schauspielhauses deshalb so ausführlich kommentiert, weil in ihm jene Bezugfelder angesprochen und zugleich in eine innere Beziehung gesetzt sind, auf die sich das Schauspielhaus in sei-

ner Arbeit nach 1938 bezieht. Diese Felder reichen – um es noch einmal zusammenfassend zu formulieren – von der Geistigen Landesverteidigung über die Neutralitätspolitik zur klassischen Autonomieästhetik und ihrem Humanitätsbegriff bis hin zur Tradition des «anderen» Deutschland. Als realer Ort wird die Pfauenbühne dabei in mehrfacher Hinsicht zum symbolischen Ort: Sie steht für den autonomen Raum der Kunst, den neutralen Ort der Schweiz, und sie ist zugleich Asyl des «anderen» Deutschland.

In der Theater- und Exilgeschichtsschreibung erscheint dieser komplizierte reale und symbolische Ort des Schauspielhauses kaum reflektiert. Die Arbeit am Zürcher Theater wird hier praktisch ausschliesslich im Rahmen einer antifaschistischen Widerstandspraxis diskutiert und dabei in allzu vereinfachender Weise einem Interpretationsparadigma subsumiert, das zu einer Stilisierung der Pfauenbühne zur oppositionellen Bühne führt und dabei verdeckt, dass Antifaschismus und Geistige Landesverteidigung im kulturpolitischen Diskurs des Schauspielhauses austauschbare Begriffe waren. Vergessen geht damit, dass für die Akzeptanz des Emigrantentheaters in Zürich hauptsächlich zwei Dinge ausschlaggebend waren, nämlich: erstens dessen Einbindung in die Geistige Landesverteidigung und zweitens, im Zusammenhang mit der Favorisierung der Autonomieästhetik, die Etablierung eines Spielplans, der sich vom sogenannten Zeitstück aus der Ära Rieser explizit distanzierte. Dessen kritischer Gestus wurde grundsätzlich als destruktiv verworfen, und man favorisierte Werke, die sich – wie es in Wälterlins Einleitungstext heisst – mit den allgemeinmenschlichen Fragen befassen und darin auf ein verbindendes «Gemeinschaftserlebnis»⁴⁵ zielen. Dieses Gemeinschaftserlebnis war seinerseits Abbild jenes Willens zur Gemeinschaft, wie ihn die Geistige Landesverteidigung im Begriff der Willensnation entwarf. Das Theater definierte sich auf diese Weise als Spiegel der Nation, und umgekehrt verstand sich diese Nation im Rekurs auf die klassische Ästhetik buchstäblich als «erhabene» Nation, deren Souveränität sich gerade angesichts der um sie herrschenden Gewalt konstituiert. Die Rede über die Kunst ist damit immer auch eine verborgene Rede über die Schweiz und eine Infragestellung der klassischen Ästhetik tendiert infolgedessen dazu, als Infragestellung schweizerischer Identität interpretiert zu werden.

Wie sehr solche Korrespondenzen zwischen Kunst und Nation die Einstellung zum Schauspielhaus bestimmten, ist exemplarisch den Kommentaren zu Wälterlins erster Spielzeit zu entnehmen.⁴⁶ Als herausragende Ereignisse verzeichnen die Berichte übereinstimmend die Aufführungen von Goethes «Götz von Berlichingen», Schillers «Teil» und Lessings «Nathan». Die Klassiker wurden gespielt und auch verstanden als zeitlos gültige Dokumente eines Freiheitskampfes, der unmittelbar auf die politische Situation der Schweiz bezogen wurde.⁴⁷ Geradezu hymnische Lobreden erntet dabei die «Teil»-Inszenierung, aktualisierte sie doch das ganze Repertoire nationaler Bildersymbolik der Geistigen Landesverteidigung, angefangen bei der Darstellung der Schweiz als Alpenland, fortgeführt in der Inszenierung Teils als einfachem Bergler, der Kontur gewinnt in der Abgrenzung von Gessler, dem zynischen Repräsentanten einer fremden usurpatorischen Macht, bis hin zum Rütlichwur als dem Gründungsmythos der Eidgenossenschaft, deren Identität sich im Widerstand gegen eine Fremdherrschaft begründet.⁴⁸ Die Kritiker erklärten die Aufführung zum «Ausdruck einer unmissverständlichen vaterländischen Selbstbesinnung»⁴⁹, und Korrodi, der von den Emigranten vor noch nicht allzulanger Zeit «Mehr Takt!» gefordert hatte, erklärt nun:

Was ist das Unvergängliche an Schillers Teil, wenn nicht die ewige Aktualität des Freiheitsbegriffes eines Volkes und des Individuums? Wir vermögen uns nicht zu entsinnen, dass eine Tell-Aufführung in Zürich so hingerissene Zuhörer gefunden hätte, wie die gestrige. ‚Oben‘ und ‚unten‘, auf der Bühne und im Zuschauerraum vollzog sich die Verschmelzung, ein einzig Volk von Brüdern – und Schwestern, dem der grosse Gedanke Jacob Burckhardts, ob dem Worte nach gekannt oder nicht, in den Geistern und Gemütern glühte: ‚Der Kleinstaat hat überhaupt nichts als die wirkliche, tatsächliche Freiheit, wodurch er die gewaltigen Vorteile des Grossstaates, selbst dessen Macht, ideal völlig aufwiegt.‘⁵⁰

Das ungeteilte Lob, das mit Heinrich Gretler in der Rolle des «Teil» einem der wenigen Schweizer Schauspieler im Emigrantenensemble zukam, ist als weiteres Indiz dafür anzusehen, wie sehr der Erfolg der Inszenierung unmittelbar an den Verschweizerungsdiskurs gebunden war: Gretler, der nach gelegentlichen Engagements bei Rieser 1938 aus Berlin ans Zürcher Schauspielhaus zurückgekehrt war, wurde auf der Pfauenbühne zum Schweizer Schauspieler schlechthin, und er hat damit, wie Wälterlin ausdrücklich festhält, den «Brückenschlag zwischen Theater und Publikum erleichtert und beschleunigt»⁵¹. Fixiert hat dieses Bild nicht zuletzt die «Teil»-Inszenierung, denn Gretler, so das Programmheft in seiner Ankündigung, «ist berufen, der Teil zu sein, der unserer Zeit entspricht», und «wenn er auf die Bühne tritt, muss es sein als entstieg er dem dunklen Herzens-Grunde der tausendfältig wartenden Nation»⁵². Wie sich in Gretler auf der Bühne und im Film – angefangen beim Soldaten Leu im «Füsilier Wipf» über den Wachtmeister Studer in den Verfilmungen der Glauser-Romane bis hin zum Alpöhi in Johanna Spyris «Heidi» – das von der Geistigen Landesverteidigung in Umlauf gesetzte Bild der Schweiz szenisch verkörperte und wie der Schauspieler schliesslich selbst in dieser Rolle gefangen war, wäre an einer Vielzahl von Beispielen zu illustrieren. Stellvertretend dafür kann das folgende Zitat stehen. Es entstammt einer Biographie, die 1978, ein Jahr nach Gretlers Tod, erschienen ist:

Wo andere Schauspieler ein Gesicht haben, hatte Heinrich Gretler eine Landschaft; dass er zur schweizerischen Legende gedeihen konnte, lag gewiss auch an dieser eminent schweizerischen Landschaft, deren vielfältige Furchen überragt wurden vom Massiv einer mächtigen Nase, die den Charakter eines helvetischen Wahrzeichens hatte, eines menschlichen Matterhorns.

Vertraut wurde diese Landschaft, weil sie Vertrauen erweckte. Sie war ländlich herb, aber nicht hart, weder abweisend noch einladend, freundlich und verschlossen zugleich.⁵³

Die Kritiken zur «Teil»-Inszenierung im Januar 1939 dokumentieren insgesamt den Stimmungswechsel gegenüber einem bisher als ‚fremd‘ wahrgenommenen Ensemble, dessen Integration sich in dem Moment verwirklichte, in dem die Auseinandersetzung mit dem Nazismus einherging mit der Berufung auf eine schweizerische Identität und sich die anfänglich explizit formulierte Opposition gegen das Hitlerregime auf die Rede von den Idealen eines freiheitlichen Staates verschob. Im Zuge dieser Verschiebung verschwanden Begriffe wie Exil, Emigration, Rassismus und Antisemitismus aus dem sprachlichen Repertoire und wurden ersetzt durch Redefiguren, die zum nationalen Freiheitsdiskurs der Geistigen Landesverteidigung gehörten und ein neues nationales Gemeinschaftserlebnis beschwörten.

311

Der Rekurs auf dieses Erlebnis fixierte nach 1938 die thematische Ausrichtung des Spielplans, er bestimmte die Modalität in der referentiellen Bezugnahme von Aufführungspraxis und Zeitgeschehen, und er führte schliesslich zu einer Erwartungshaltung gegenüber dem Theater, die vielfach in unkritischer Selbstbestätigung erstarrte. Die kulturpolitische Neuorientierung am Gemeinschaftserlebnis definierte sich dabei explizit über die Abgrenzung von Riesers Theaterpraxis, die Wälterlin in Anspielung auf die Auseinandersetzungen rund um die Aufführungen von Bruckners «Rassen» und Wolfs «Professor Mannheim» rückblickend als «zu einseitig negativ»⁵⁴ verwarf. Denn, so seine Argumentation, ein vom Zeitstück dominierter Spielplan lasse Differenzen zwischen den Zuschauern aufbrechen, statt diese im Blick auf das Zeitlos-Gültige eines Allgemeinmenschlichen zu versöhnen. Trotz dieser Abgrenzung verstand sich jedoch auch Wälterlins Theater als Zeittheater. Es unterschied sich aber darin ganz zentral von der früheren Praxis, dass es aktuelle Themen nicht mehr selbst zum Gegenstand der Aufführung machte, sondern auf diese in Form von Gleichnissen referierte. Eine Übersetzung, das heisst die Herstellung eines Zusammen-

hangs zwischen Dargestelltem und Gemeintem, blieb dabei ausgespart. Der Kommentar zum Zeitgeschehen war an einen Abstraktionsprozess gebunden, dem die historische Genauigkeit zum Opfer fiel, und es dürfte nicht zuletzt die Unverbindlichkeit der parabelhaften Werkkonzeption gewesen sein, die nach 1938 zur breiten Unterstützung des Schauspielhauses beigetragen und die, wie im Folgenden zu zeigen ist, auch in der Nachkriegszeit ihren normativen Charakter beibehalten hat.

3. Die Autonomieästhetik als Matrix der kulturpolitischen Debatten nach 1945

«1945» steht in der Geschichte des Schauspielhauses für eine Zäsur, die als Bruch wahrgenommen und in der expliziten Bemühung um Kontinuität zugleich verdeckt wurde. Die Veränderungen manifestierten sich am offensichtlichsten in der Auflösung des bisherigen Ensembles. Für Kontinuität war hingegen in der Theaterleitung gesorgt, denn erst 1969 übernahm mit Peter Löffler der erste Direktor die künstlerische Leitung, der nicht mehr dem inzwischen legendären ‚Emigrantentheater‘ angehörte; und es scheint mir denn auch kein Zufall, dass es ausgerechnet in dieser Spielzeit zum eingangs erwähnten «Zürcher Debakel» kam.

Neutralitätspolitik, Geistige Landesverteidigung und klassische Ästhetik haben am Schauspielhaus eine Poetik des Zeitlos-Gültigen begründet, an der sich auch nach 1945 festhalten liess, obschon sich mit diesem Datum das ganze Bezugsfeld der bisherigen Arbeit verändert hatte. Der autonomieästhetische Diskurs schrieb sich dabei in den Kommentaren zur Aufführungspraxis weiter, er legte Inszenierungsstile und Regiekonzepte fest, er war normgebende Instanz der Theaterkritik, und er bestimmte nicht zuletzt die Arbeit von Frisch und Dürrenmatt, deren Dramen 1945 bzw. 1946 erstmals am Schauspielhaus aufgeführt wurden. In die-

sen Weiterführungen unterlag der klassische Literaturbegriff zugleich einer Reihe von Veränderungen, die ihn schliesslich in ein breites Spektrum von unvereinbaren Positionen auffächerten: Auf der einen Seite bildete sich eine Auffassung heraus, die den autonomen Raum der Kunst als Voraussetzung einer radikalen Verweigerung beschrieb. Im Verzicht auf das Abbild einer äusseren Wirklichkeit sollte das Theater zum Entwurf einer anderen Welt beitragen, die als kritischer Gegenentwurf zu dem verstanden wurde, was von den Machtinhabern als Faktisches und einzig Wirkliches festgeschrieben war.⁵⁵ Auf der anderen Seite wurde der autonome Raum der Kunst immer stärker für ein ausschliesslich ästhetizistisches Vergnügen in Anspruch genommen. Die dialektische Beziehung zwischen Kunst und Alltag, die die Distanz zum Zeitgeschehen als Voraussetzung dafür nimmt, sich kritisch auf dieses zu beziehen, war damit negiert. Mit dieser Negation etablierte sich gegenüber dem Theater eine Erwartungshaltung, die Wälderlin in Anlehnung an Schiller als Unterhaltungs- oder «Illusionstheater»⁵⁶ verwarf, und sie legte gleichzeitig eine Erinnerung an die Theaterarbeit im Zweiten Weltkrieg fest, die den autonomieästhetischen Diskurs in geradezu zynischer Ausformulierung zur Darstellung bringt. Denn wie der Geschäftsbericht 1950-1953 einigermassen befremdet festhält, wurde dieser Zeit bereits unmittelbar nach dem Krieg als einem «verlorenen Paradies»⁵⁷ nachgetrauert. Die Geschichte des Schauspielhauses im Zweiten Weltkrieg wird zudem bis heute vielfach in der Formel tradiert: «Das Unglück des Nachbarlandes wurde der grosse Glücksfall für unser Theater».⁵⁸

So unvereinbar die Positionen eines kritischen und eines unterhaltenden Theaters schliesslich waren, beiden Konzepten ist gemeinsam, dass aus ihnen jegliche Reflexion auf die Geistige Landesverteidigung verschwunden ist. Dennoch blieb die Geistige Landesverteidigung dem Kunstdiskurs in

verdeckter Form weiterhin eingeschrieben, und Spuren davon sind in all jenen Konflikten lesbar, die sich auf das Verhältnis von Ethik und Ästhetik beziehen. Das Konzept der Geistigen Landesverteidigung strukturierte dabei eine Rezeptionshaltung, die eine kritische Auseinandersetzung mit dem klassisch-humanistischen Menschenbild als Infragestellung einer Gemeinschaft aufnahm, die selbstredend mit der Schweiz in eins gesetzt wurde. Was diesem Denken nicht entsprach, wurde nach 1945 von der Kritik und einem grossen Teil des Publikums als nihilistisch, destruktiv oder psychologisch zurückgewiesen. Gemessen an der Norm der klassischen Ästhetik war letzteres gleichbedeutend mit einer Darstellung von Privatheit, die als Verfehlung eines Allgemeinmenschlichen interpretiert und dem persönlichen Versagen des Autors zugeschrieben wurde, dem die Läuterung seiner Individualität zum Allgemeinen misslungen sei. Diese Argumentation bezieht sich unverkennbar auf Schillers Kritik an Bürgers Gedichten, die beispielhaft vorführt, wie ein missliebiger Autor im Muster einer literarischen Kritik moralisch zu diffamieren ist; und ganz gemäss dieser Logik hiess «psychologisch» in den Zürcher Kritiken der fünfziger und sechziger Jahre denn auch immer «pathologisch».⁵⁹

Die Rede vom Allgemeinmenschlichen und dem verbindenden Gemeinschaftserlebnis unterhielt auf diese Weise einen Diskurs, der Mitte der sechziger Jahre geradezu folgerichtig zu einem Streit führte, der als Zweiter Zürcher Literaturstreit in die Geschichte eingegangen ist und der seinen Anfang ausgerechnet auf der Pfauenbühne genommen hat. Denn hier hielt Emil Staiger; der mit dem Schauspielhaus seit 1938 als Übersetzer antiker Dramen verbunden war, seine Rede zur Verleihung des Zürcher Literaturpreises. Unter expliziter Berufung auf Schiller richtete er sich pauschal gegen die Gegenwartsliteratur, in der es von «Scheusslichkeiten» und «ausgeklügelten Perfidien», von «Psychopathen» und sonstigen «gemeingefährlichen Existenzen» wimmle.

Staiger diagnostizierte darin eine «Entartung jenes Willens zur Gemeinschaft, der Dichter vergangener Tage beseelte», und in Anspielung auf Peter Weiss' «Ermittlung» führte er aus, eine Thematisierung von «Auschwitz» auf der Bühne habe die «ungeheure Macht des Scheusslichen auf das heutige Publikum einkalkuliert». ⁶⁰

Staigers Rede lässt sich im Kontext jener Debatten um Ethik und Ästhetik situieren, wie sie rund um das Schauspielhaus in der Nachkriegszeit zu beobachten sind, und sie bringt zugleich symptomatisch die Kehrseiten jenes ästhetischen Diskurses zum Ausdruck, der sich am Schauspielhaus gerade in Auseinandersetzung mit dem Nazismus etabliert hat. Dieser Diskurs hat eine Gedächtnisstruktur begründet, die sich nicht auf das historisch Einmalige bezieht, sondern dieses in bildhaft-metaphorischer Rede einem Allgemeinen subsumiert, das sich mit Wertvorstellungen wie Einheit, Zusammengehörigkeit, Humanität und Fortschritt verbindet. Dass diese Kategorien immer auch einen verdeckten Ausschluss implizieren und dass der Verallgemeinerung eines Einzelnen zum Allgemeinen ein Vergessen eingeschrieben ist, kommt in der zitierten Passage symptomatisch zum Ausdruck, wenn die Erinnerung an Auschwitz ausgerechnet in der Sprache des Nazismus verworfen wird.

Was nach 1945 zunächst in moralischen Kategorien als nihilistisch oder psychologisch zurückgewiesen wurde, erhielt mit dem Antikommunismus des Kalten Kriegs auf politischer Ebene zusätzliche Brisanz. Exemplarisch zeigen dies die Diskussionen rund um die Entlassung von Schauspielhausdirektor Peter Löffler: Dieser Entlassung war eine knapp dreimonatige Spielzeit vorausgegangen, in der es rund um die Aufführungen von Peter Stein und jenen Schauspielerinnen und Schauspielern, die Löffler 1969 neu nach Zürich verpflichtet hatte, zu einer Reihe von Auseinandersetzungen kam, die mit internen Rivalitäten, politischen Meinungsdivergenzen und unterschiedlichen künstlerischen Auffassungen

zu tun hatten. Programmhefte mit Texten von Freud und Marx gaben einem Grossteil von Presse und Publikum Anlass, diese Konflikte als politische auszutragen und der Direktion eine Umfunktionierung der Bühne zum marxistischen Propagandatheater anzulasten: Der Staatsschutz fichierte,⁶¹ eine Interpellation im Gemeinderat forderte die Beendigung des «geistigen Terrors»⁶² auf der Bühne, die Ortsgruppe des Bühnenkünstlerverbandes fühlte sich «verpflichtet, vor allem die engagierten Ausländer – zu ihrem eigenen Schutz – zu bitten, sich in politischer Hinsicht einer gewissen Zurückhaltung im Schauspielhaus zu befleissigen»⁶³, während der Stadtpräsident von den neuen Schauspielern einmal mehr «Geduld und Höflichkeit»⁶⁴ verlangte. Wie aus dieser knappen Zusammenstellung hervorgeht, weisen die Auseinandersetzungen von 1969 frappante Parallelen zu den Auseinandersetzungen um Riesers Emigrantentheater auf. Nicht nur, dass die Präsenz der ‚Neuen‘ als Störung einer angeblich intakten Gemeinschaft aufgenommen und als kommunistische Unterwanderung ausgelegt wurde. Zur Imagepflege der Bühne sollte, so ein ernstgemeinter Ratschlag, dem neuen Direktor ein «Verwaltungsmann (Schweizer) zur Seite» gegeben werden, «der den ‚Saustall‘ ausmistet und gute Beziehungen nach aussen pflegt».⁶⁵ Dass mit Harry Buckwitz schliesslich ein Direktor gewählt wurde, von dem sich schon bald engste Mitarbeiter sowie ehemalige Mitglieder des Emigrantenensembles wegen seiner Beziehungen zu Hitlerdeutschland distanzieren, scheint die Öffentlichkeit dann nicht mehr gross beschäftigt zu haben.⁶⁶

Die Bedeutung der Geistigen Landesverteidigung im kulturpolitischen Selbstverständnis des Schauspielhauses blieb schliesslich auch in jenen Diskussionen von einer kritischen Reflexion ausgeschlossen, die sich Ende der sechziger Jahre mit der Forderung nach einer gesellschaftlich relevanten Literatur vermehrt auf die politische Dimension des Emigrantentheaters beriefen.⁶⁷ Da die Kulturpolitik des Schauspielhauses

einzig im Rahmen einer antifaschistischen Widerstandspraxis diskutiert wurde, ging jene spezifische Vermittlung zwischen Autonomieästhetik und Neutralitätspolitik aus dem Blick verloren, mit der sich das Theater nach 1938 selbst im Kontext der Geistigen Landesverteidigung situierte. Dass damit Argumentationsfiguren begründet wurden, die bis heute kulturpolitische Debatten in der Literaturszene Schweiz strukturieren, wäre an einer Vielzahl von Beispielen zu belegen. Stellvertretend sei hier zum Schluss auf den Kulturboykott von 1991 oder die Abstimmung zum Kulturartikel im Herbst 1994 verwiesen.⁶⁸ Beide Debatten können exemplarisch illustrieren, wie Diskussionen um Schreibweisen und literarische Themen sehr schnell auf nationale Konzepte eingeengt und die Autoren einseitig auf eine 317 staatsbürgerliche Verantwortung hin verpflichtet werden, die unausgesprochen auf jenen Willen zur Gemeinschaft rekurriert, wie er im Konzept der Geistigen Landesverteidigung ausformuliert wurde.

Anmerkungen

- ¹ Max Frisch: Rede zum Zürcher Debakel (1969). In: Gesammelte Werke. Jubiläumsausgabe. Frankfurt/M. 1986, Bd. 6, S. 500f.
- ² Siehe dazu Alfred A. Häslser: Das Boot ist voll... Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945. Zürich 1967.
- ³ Max Frisch: Ist Kultur eine Privatsache? Grundsätzliches zur Schauspielhausfrage (1938). In: Gesammelte Werke (Anm. 1), Bd. 1, S. 98ff.
- ⁴ Frisch: Zürcher Debakel (Anm. 1), S. 501.
- ⁵ Werner Mittenzwei: Das Zürcher Schauspielhaus 1933-1945 oder Die letzte Chance. Berlin 1979.
- ⁶ Mittenzwei umreißt die Zielsetzung dieses Projekts wie folgt: «Die Geschichte unseres Landes, die Entwicklung der Kunst und Literatur in der DDR sind unmittelbar mit dem antifaschistischen Kampf verbunden. Denn nicht zuletzt aus dieser Tradition formierte sich unser nationales Selbstverständnis wie auch unsere internationalistische Verbundenheit mit den fortschrittlichen Kräften in aller Welt. Den Exilbegriff, wie er in diesen Bänden gebraucht wird, leiten wir aus der Gemeinsamkeit des antifaschistischen Widerstands ab, so vielfältig gefächert diese Kampffront auch war. Die verschiedenen Zentren des Exils werden nicht als Fluchtpunkt, sondern als Treffpunkt des antifaschistischen Kampfes verstanden. Die Darstellung will ein Beitrag zur Ästhetik des Widerstands sein.» Werner Mittenzwei: Exil in der Schweiz. 2. verb. und erw. Aufl. Leipzig 1981, S. 5.
- ⁷ Vgl. dazu Louis Naef: Theater in der deutschen Schweiz. In: Hans-Christof Wächter (Hg.): Theater im Exil. Sozialgeschichte des deutschen Exiltheaters 1933-1945. München 1973, S. 241 sowie Leopold Lindtberg: Das Zürcher Schauspielhaus in den Dreissiger- und Vierzigerjahren. Zürich 1982, S. 8.
- ⁸ Lindtberg: Zürcher Schauspielhaus (Anm. 7), S. 22.
- ⁹ Frisch: Zürcher Debakel (Anm. 1), S. 501.
- ¹⁰ Dass die Nationale Front, die in ihrem Auftreten deutlich die nationalsozialistische Partei imitierte, keineswegs nur im rechten Parteienspektrum Unterstützung fand, dokumentiert unter anderem die Listenverbindung zwischen den bürgerlichen Parteien und den Frontisten anlässlich der Gemeinde- und Stadtratswahlen von 1933. Dank dieser Verbindung, die sich gegen die sozialdemokratische Mehrheit in der Zürcher Stadtregierung richtete, konnten die Frontisten Einsitz in den Gemeinderat nehmen, bevor die Partei dann 1940 zusammen mit der kommunistischen Partei verboten wurde. – Zur schweizerischen Frontenbewegung vgl. Hans-Ulrich Jost: Bedrohung und Enge (1914-1945). In: Geschichte der Schweiz und der Schweizer. Studienausgabe. Hg. von Beatrix Mesmer et. al. Basel 1986, S. 741ff., 783ff.
- ¹¹ Flugblatt der Nationalen Front, zit. nach: Dreissiger Jahre Schweiz. Ein Jahrzehnt im Widerspruch. Kunsthaus Zürich. Ausstellungskatalog 1982, S. 466.

- ¹² So die NZZ vom 5. Januar 1935 in ihrem Protokoll zur Gemeinderatssitzung.
- ¹³ Vgl. dazu auch Korrodis Nachtrag zur Stellungnahme des Schauspielhauses zu seinem Artikel «Mehr Takt!», in dem der Kritiker nochmals ausdrücklich betonte: «Die Gewichte von Sympathie und Antipathie und die Überzeugungskraft der Argumente sind vielmehr zwischen den beiden Gruppen (gemeint sind die Nationalsozialisten und die Kommunisten, U. A.) zum vornherein so verteilt, dass dem Publikum die Parteinahme für die beiden kommunistischen Figuren natürlich erscheint und damit auch die geschickt verhüllte Absicht einer Parteinahme für die kommunistische Absicht erreicht wird.» (NZZ, 20. 11. 1934).
- ¹⁴ Zu dieser Polarisierung und der politischen Ausgrenzung der Sozialdemokratie, die erst 1943 im Bundesrat vertreten sein wird, vgl. Jost: Bedrohung und Enge (Anm. 10) S. 765ff., 792ff.
- ¹⁵ Die Zitate sind dem Protokoll in der Neuen Zürcher Zeitung vom 5. Januar 1935 entnommen.
- ¹⁶ Geistesarbeiter, Juli 1934, S. 104f.
- ¹⁷ Zur Geschichte des Schriftstellervereins vgl. Ulrich Niederer: Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes. Kulturpolitik und individuelle Förderung. Jakob Bühler als Beispiel. Basel 1994. – Speziell mit der Situation der Schweizer Dramatiker befassen sich: Ursula Käser-Leisibach und Martin Stern (Hg.): Kein einig Volk. Fünf schweizerische Zeitstücke 1933-1945. Bern: Haupt 1993 (= Schweizer Texte, N. F. Bd. 2).
- ¹⁸ Das Zitat ist einer Resolution des Schweizerischen Schriftstellervereins an den National- und Ständerat entnommen, in der der Verein 1935 mit Blick auf die Militärausgaben eine bessere finanzielle Unterstützung der Autoren forderte: «Sehr geehrte Herren, Sie werden sich in den nächsten Tagen mit dem Budget für das Jahr 1936 zu befassen haben. Dieses sieht eine wesentliche Herabsetzung der Bundessubventionen vor. [...] Nach dem Vorschlag des Bundesrates sollen die Ausgaben für die militärische Landesverteidigung nicht vermindert werden. Mit gutem Recht! man will in Krisenzeiten den Staat militärisch nicht schwächen. Neben der militärischen gibt es aber auch eine geistige Landesverteidigung. Die uns umgebenden Staaten geben Riesensummen für die Ausbreitung ihrer kulturellen und politischen Maximen aus. Mit Büchern, Zeitungen, Zeitschriften, mit Filmen, Radiosendungen und Ausstellungen führen sie Tag für Tag ihren planmässig geleiteten geistigen Kampf. Die Schweiz wird in diesen Angriffen unterliegen, wenn sie ihnen nicht energisch entgegentritt. Die Schriftsteller und Künstler sind Soldaten in diesem Streit. In ihren Werken kommt schweizerische Art bildhaft zur Darstellung. Sie schenken dem Schweizer das stolze Bewusstsein seines Wertes, sie verteidigen die schweizerische Seele gegen fremde Beeinflussung und tragen die Grundsätze, auf denen unser Staat beruht, über die Grenzen hinaus. Wer die schweizerischen Schriftsteller und Künstler schwächt, schädigt das ganze Volk.» Geistesarbeiter, Dezember 1935, S. 175.

¹⁹ Geistesarbeiter; März 1939, S. 33. – Wie sich die mit der Geistigen Landesverteidigung institutionalisierte Beziehung zwischen Literatur und Militär über 1945 hinaus fortgeschrieben hat, kann unter anderem die Auseinandersetzung um das Zivildienstbüchlein illustrieren, dessen französische Redaktion vom damaligen Präsidenten des Schriftstellervereins, Maurice Zermatten, besorgt wurde. Zermattens Übersetzung führte 1969 zur Spaltung des Schriftstellervereins, die eine wichtige Station auf dem Weg der Schweizer Autoren von der Geistigen Landesverteidigung in die Opposition der Nachkriegszeit bis hin zum Kulturboykott von 1991 anlässlich der 700-Jahr-Feier der Schweiz markiert. Die Ablehnung des Kulturartikels im Herbst 1994 kann ihrerseits als Antwort auf diesen Boykott verstanden werden, die rückblickend noch einmal deutlich macht, wie eng und zugleich wie problematisch die mit der Geistigen Landesverteidigung begründete Beziehung zwischen den Autoren und dem Staat noch immer ist.

²⁰ Geistesarbeiter, September 1937, S. 136.

²¹ Zum «Kampf gegen Schmutz und Schund» vgl. Michael Böhler: Triviale Lesestoffe in der Schweiz. In: Paul Hugger (Hg.): Handbuch der Schweizerischen Volkskultur. Zürich 1992, Bd. 3, S. 1337ff.

²² Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Organisation und Aufgaben der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung vom 9. Dezember 1938. In: Bundesblatt Nr. 50 vom 14. Dezember 1938, S. 985ff.

²³ Botschaft des Bundesrates (Anm. 22), S. 992.

²⁴ Von Hallers «Alpen» über Schillers «Teil» ist dieses Bild in der Literatur vielfach ausgestaltet worden, und die Bedeutung des Alpenmythos für die schweizerische Identität wird nicht zuletzt gerade dort deutlich, wo es um eine kritische Auseinandersetzung mit der Schweiz geht. Denn nicht selten formuliert sich Kritik an diesem Staat über eine symbolische Destruktion der Alpen. Anlässlich der achtziger Unruhen wurde in Zürich denn auch folgerichtig gefordert: «Nieder mit den Alpen, freie Sicht aufs Mittelmeer!» – Zum literarischen Bild der Schweiz in der (De-)Konstruktion nationaler Identität vgl. Peter Utz: Alpen auf dem Papier. Literarische Erosionsformen des Alpenmassivs bei Robert Walser. In: Guy P. Marchal, Aram Mattioli (Hg.): Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität. Zürich 1992 (= Clio Lucernensis 1), S. 313ff.

²⁵ In seinem Vortrag zur Geistigen Landesverteidigung, 1937 gehalten vor der Versammlung des Vaterländischen Verbandes des Kantons Bern, der Dachorganisation lokaler Bürgerwehren, die sich zur Verteidigung der Schweiz vor einer kommunistischen Machtübernahme im Gefolge des Landesstreiks formiert hatten, erklärte Bundesrat Philipp Etter in seinen Ausführungen zu den Prinzipien einer Geistigen Landesverteidigung an der «inneren Front» unter dem Stichwort «Ehrfurcht vor der Würde des Menschen» den «Kommunismus» zum «gefährlichsten Feind menschlicher Freiheit und Persönlichkeit.» (Philipp Etter: Geistige Landesverteidigung. Sonderabdruck aus der Monatschrift des

Schweiz. Studentenvereins. Immensee 1937, S. 10f.). Die Passage zur «Ehrfurcht vor der Würde des Menschen» wurde in der «Botschaft des Bundesrates» praktisch wörtlich übernommen, allerdings ohne expliziten Verweis auf den Kommunismus. – Ganz im Einvernehmen mit seinem Amtskollegen betonte Bundesrat Edmund Schulthess anlässlich einer Unterredung mit Hitler vom 23. Februar 1937 die aussenpolitische Übereinstimmung zwischen der Schweiz und Deutschland in der gemeinsamen Bekämpfung des Kommunismus; vgl. dazu Jost: Bedrohung und Enge (Anm. 10), S. 791.

²⁶ Botschaft des Bundesrates (Anm. 22), S. 997.

²⁷ Korrodi in seinem Artikel «Mehr Takt!» in der Neuen Zürcher Zeitung vom 9. 11. 1934.

²⁸ An der Jahresversammlung im Sommer 1933 hielt Präsident Johannes Guggenheim fest: «Es ist ganz selbstverständlich, dass diese Prominenten und Halbprominenten, überhaupt alle diese Künstler, die aus politischen Gründen um ihr Wirkungsfeld gekommen sind, menschlich und künstlerisch unseres aufrichtigen Mitgefühls gewiss sein dürfen, das kann aber an unserer festen Überzeugung nichts ändern, dass die schweizerischen Bühnen sie höchstens zu einem kleinen Teil aufnehmen dürfen, weil diese Künstler ebenso wenig wie die meisten, die heute an unseren Theatern auftreten, fähig sind, das schweizerische Theater zu schaffen, das wir endlich haben wollen.» Zit. nach Naef: Theater der deutschen Schweiz (Anm. 7), S. 249.

²⁹ Geistesarbeiter, November 1933, S. 148f.

³⁰ Von Rieser sind kaum mehr als die Lebensdaten bekannt: 1886 in Zürich geboren, übernahm er zunächst das Geschäft seines Vaters, wurde 1921 administrativer Leiter des Schauspielhauses, erwarb 1924/25 zusammen mit seinem Bruder die Aktienmehrheit der Pfauenbühne und leitete das Theater nach einem aus eigenen Mitteln finanzierten Umbau seit 1926. 1938 verpachtete er die Bühne an die Neue Schauspiel AG und emigrierte in die USA. Mit der Absicht, wieder aktiv am Zürcher Theaterleben teilzunehmen, kehrte er nach dem Krieg in die Schweiz zurück und verunglückte hier 1947 tödlich.

³¹ Mittenzwei: Zürcher Schauspielhaus (Anm. 5), S. 33.

³² Vgl. dazu Dieter Bachmann und Rolf Schneider (Hg.): Das verschonte Haus. Das Zürcher Schauspielhaus im Zweiten Weltkrieg. Zürich: Ammann 1987, S. 6. – Einzig Lindtberg verweist auf den Antisemitismus in der Rede über Ferdinand Rieser; wenn er festhält: «Es wird gern mit Nasenrümpfen vermerkt, Ferdinand Rieser sei ursprünglich Weinhändler gewesen. Wäre er nichtjüdischer Herkunft gewesen, hätte es wohl geheissen, er hätte sich Verdienste um den vaterländischen Weinbau erworben.» Lindtberg: Zürcher Schauspielhaus (Anm. 7), S. 16.

³³ So die Flugblatt-Polemik der Nationalen Front (Stadtarchiv Zürich).

³⁴ Wälterlin wurde 1895 in Basel geboren, studierte hier Musik- und Literaturwissenschaft, promovierte 1918 mit der Arbeit «Schiller und das Publikum», arbeitete nach dem Studium am Basler Stadttheater, ging 1933 als Oberspielleiter der Oper nach Frankfurt und kam von hier 1938 in die Schweiz zurück. Er leitete

das Schauspielhaus bis zu seinem Tod 1961.

- ³⁵ Oskar Wälterlin: Zum neuen Beginn. Anlässlich der Übernahme der Direktion des Zürcher Schauspielhauses (1938). In: Bekenntnis zum Theater. Reden und Aufsätze. Illustrationen von Teo Otto. Hg. von der Neuen Schauspiel AG zum 60. Geburtstag von Oskar Wälterlin. Zürich 1955, S. 64f.
- ³⁶ Friedrich Schiller: Ankündigung. Die Horen. In: Schillers Werke. Nationalausgabe Bd. 22, S. 106.
- ³⁷ Wälterlin: Zum neuen Beginn (Anm. 35), S. 65.
- ³⁸ Vgl. dazu die Forderung des Schriftstellervereins, in: Geistesarbeiter, November 1933, S. 148f.
- ³⁹ Zum Selbstverständnis eines «anderen» Deutschland siehe Thomas Koebner: Unbehauste. Zur deutschen Literatur in der Weimarer Republik, im Exil und in der Nachkriegszeit. München 1992, S. 197ff.
- ⁴⁰ Lindtberg: Zürcher Schauspielhaus (Anm. 7), S. 30. – Wälterlin hielt zur Theaterarbeit während des Zweiten Weltkriegs fest: «Unser Land durfte die Katakomben sein, der zur Bewahrung anvertraut bleibt, was überliefert und was neu geschaffen wurde.» Vgl. dazu: Oskar Wälterlin: Verantwortung des Theaters (1946). In: ders.: Bekenntnis zum Theater (Anm. 35), S. 132.
- ⁴¹ Kurt Hirschfeld: Dramaturgische Bilanz. In: Theater. Meinungen und Erfahrungen von Therese Giehse, Ernst Ginsberg, Wolfgang Heinz, Kurt Hirschfeld, Kurt Horwitz, Leopold Lindtberg, Teo Otto, Karl Paryla, Leonard Steckei, Oskar Wälterlin. Nachwort von Hans Mayer. Zeichnungen von Teo Otto. Affoltern a. A.: Über die Grenzen, Schriftenreihe 4, 1945, S. 15.
- ⁴² Wälterlin: Verantwortung (Anm. 40), S. 130.
- ⁴³ Wälterlin: Zum Geleit, in: Theater. Meinungen und Erfahrungen (Anm. 41), S. 7.
- ⁴⁴ Oskar Wälterlin: Zum Beginn des Goethe-Jahres. In: Programmheft zu Johann Wolfgang Goethes «Goetz von Berlichingen». Schauspielhaus Zürich 1948/49, S. 3.
- ⁴⁵ Oskar Wälterlin: Aufgaben des Schauspielhauses (1939). In: ders.: Bekenntnis zum Theater (Anm. 35), S. 69.
- ⁴⁶ Ich beziehe mich hier auf Pressekommentare zur ersten Spielzeit der Neuen Schauspiel AG, auf die Programmhefte und Geschäftsberichte sowie auf Aufzeichnungen von Beteiligten, die in der Regel erst nach 1945 verfasst wurden und darin bereits ein Moment der Erinnerung an eine grosse Zeit festhalten.
- ⁴⁷ Stellvertretend für die zahlreichen Belege sei hier auf Hirschfeld verwiesen, der in seiner «Dramaturgischen Bilanz» (Anm. 41, S. 12) von 1945 festhält: Wir spielten «in der Zeit der Bedrängnis des Einzelmenschen den ‚Götz von Berlichingen als Aufruf für die Freiheit des Individuums, den ‚Wilhelm Tell‘ als Bestätigung für den Freiheitskampf und den endlichen Sieg eines kleinen Volkes, ‚Nathan den Weisem als Zuspruch im

- Kampf um die Toleranz. In ähnliche Kategorien gehörten, und in gleichen Situationen sprachen die Aufführungen des ‚Don Carlos‘, der Jungfrau von Orléans‘, etc. etc.»
- ⁴⁸ Zum Bilderarchiv der Geistigen Landesverteidigung vgl. Charles Linsmayer: Die Krise der Demokratie als Krise ihrer Literatur. Die Literatur der deutschen Schweiz im Zeitalter der geistigen Landesverteidigung. In: ders. (Hg.): Frühling der Gegenwart. Erzählungen 3. Zürich 1983, S. 445ff.
- ⁴⁹ So der Tagesanzeiger vom 1. 5. 1939 im Rückblick auf die erste Spielzeit unter Wälterlin.
- ⁵⁰ rrodi in der Neuen Zürcher Zeitung vom 27. 1. 1939. – Der Erfolg, den das Schauspielhaus mit der «Teil»-Inszenierung erzielte, dürfte im Übrigen mit ein Grund dafür gewesen sein, weshalb Schillers «Wilhelm Teil» in Deutschland 1941 an den Schulen und im Theater verboten wurde. Siehe dazu Georg Ruppelt: Die «Ausschaltung» des «Wilhelm Teil». Dokumente zum Verbot des Schauspiels in Deutschland 1941. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 20, 1976, S. 403ff.
- ⁵¹ Wälterlin: Aufgaben des Schauspielhauses (Anm. 45), S. 72.
- ⁵² rl G. Schmid: Anmerkungen zum «Teil». In: Programmheft zu Friedrich Schillers «Wilhelm Teil». Schauspielhaus Zürich 1938/39, S. 3.
- ⁵³ Werner Wollenberger: Heiri Gretler – Der grosse Schweizer Schauspieler. Zürich 1978, S. 19.
- ⁵⁴ Iterlin: Verantwortung (Anm. 40), S. 130.
- ⁵⁵ Exemplarisch ausformuliert findet sich diese Position bei Max Frisch im Aufsatz «Über Zeitereignis und Dichtung», abgedruckt im Programmheft zur Uraufführung von «Nun singen sie wieder», dem ersten Drama von Max Frisch, das am Schauspielhaus aufgeführt wurde.
- ⁵⁶ Als «Illusionstheater» definiert Wälterlin ein Theater, das «eine Welt der Phantasie und der Flucht» darstellt, «die im Gegensatz steht zu einer fast unerträglichen Wirklichkeit, die wir aus dem Gegensatz heraus fast noch mehr verabscheuen». Wälterlin: Theater heute und morgen, in: ders.: Bekenntnis (Anm. 35), S. 172. – Wie Theater im Rahmen der Autonomieästhetik als Unterhaltungstheater konzipiert werden kann, ist am Beispiel der – leider nur sehr unvollständig überlieferten – Jahresberichte der «Gesellschaft der Freunde des Schauspielhauses» exemplarisch zu rekonstruieren.
- ⁵⁷ Geschäftsbericht der Neuen Schauspiel AG 1950-1953, S. 4: «Es gibt immer wieder Stimmen, die bedauernd zurückschauen auf das, was damals sich ereignete, wie auf ein verlorenes Paradies.»
- ⁵⁸ Herbert Tauber in der Einleitung zu Lindtberg: Zürcher Schauspielhaus (Anm. 7), S. 6. – Im «Volksrecht» war am 6. April 1961 zu lesen: «Die Ungunst der Zeit und die Flüchtlingsnot wirkten sich damals für die zürcherische Sprechbühne günstig aus», und in einer neueren Arbeit zur Geschichte des Schauspielhauses stösst man auf die Feststellung: «Unter diesen Umständen kamen die Geschehnisse des Jahres 1933 – so paradox und makaber das klingen mag – einem Gewinn für das Zürcher Schauspielhaus gleich.» Vom Variété zum

Schauspielhaus. Die Geschichte des Schauspiels in Zürich. Hg. von der Neuen Schauspiel AG aus Anlass der Eröffnung des renovierten Pfautheaters 1978. Zürich 1978, S. 39.

- ⁵⁹ Exemplarisch dazu die Kritiken zu Frischs «Graf Öderland», vom Schauspielhaus am 10. Februar 1951 uraufgeführt.
- ⁶⁰ Emil Staiger: Literatur und Öffentlichkeit. Rede zur Verleihung des Literaturpreises der Stadt Zürich, gehalten am 17. Dezember 1966 in Zürich. In: Sprache im Technischen Zeitalter 22, 1967, S. 9ff. – Die Rede wurde erstmals publiziert in der NZZ vom 20. 12. 1966. – Zum Zürcher Literaturstreit siehe im Weiteren Frischs Entgegnung: Endlich darf man es wieder sagen. Eine Antwort an Emil Staiger (1966). In: Gesammelte Werke (Anm. 1), Bd. 5, S. 455ff. sowie Szondi in seiner Korrespondenz mit Staiger. In: Peter Szondi: Briefe. Hg. von Christoph König und Thomas Sparr. Frankfurt/M 1983, S. 219ff.
- ⁶¹ In der vom Schauspielhaus am 4./5. Februar 1995 veranstalteten Diskussion zur «Ära Löffler-Stein» lasen Betroffene aus ihren Fichen vor.
- ⁶² terpellation von Walter Guex und Heinz Hauri vom 8. 10.1969. In: Protokolle des Gemeinderats Zürich 1966-1970.
- ⁶³ Aushang des Schweizerischen Bühnenkünstler-Verbandes vom 16. 11. 1969, zit. nach: Neue Schauspiel AG (Hg.): Spielzeit 1969/70, Zürich 1995, S. 31.
- ⁶⁴ Zit. nach: Spielzeit 1969/70 (Anm. 65), S. 26.
- ⁶⁵ Zit. nach: Ute Kröger: Max Frisch als Direktor? – Der Theater-Fall Löffler/Stein. In: Neue Zürcher Zeitung vom 2. 2. 1995.
- ⁶⁶ Vgl. dazu Max Frisch: Tagebuch 1966-1971. In: Gesammelte Werke (Anm. 1), Bd. 6, S. 289.
- ⁶⁷ Stellvertretend für die zahlreichen Beispiele sei hier auf Mittenzweis Darstellung des Schauspielhauses im Zweiten Weltkrieg (Anm. 5) sowie auf die Junifestwochen von 1988 verwiesen, die an das fünfzigjährige Bestehen der Neuen Schauspiel AG unter dem Motto «Fluchtpunkt Zürich» erinnerten. Ebenfalls im Zusammenhang mit den Junifestwochen stand ein Kolloquium, das die Nachgeschichte des Schauspielhauses in der Perspektive der Exildiskussion zur Debatte stellte. Die Kolloquiumsbeiträge sind veröffentlicht in: Christian Jauslin und Louis Naef (Hg.): Ausgangspunkt Schweiz – Nachwirkungen des Exiltheaters. Willisau: Theaterkultur-Verlag 1989 (= Schweizerische Gesellschaft für Theaterkultur: Schweizer Theaterjahrbuch Nr. 50).
- ⁶⁸ Vgl. dazu auch die Ausführungen zur Politik des Schriftstellervereins in der Nachgeschichte der Geistigen Landesverteidigung in Anm. 19.

Interpretationsmuster zum Nationalsozialismus in der Geschichtsschreibung der Schweiz

Auf die Schweiz bezogen erscheint der Untertitel «Nachgeschichte des Nationalsozialismus» zuerst einmal befremdlich. «Nachgeschichte» setzt eine Geschichte voraus. Doch jene der Schweiz, so könnte man argumentieren, lässt sich kaum auf das Problem des Nationalsozialismus zurückführen. Das Land war neutral, bewahrte mehr oder weniger seine demokratischen Institutionen und liess sich im Übrigen nur mit faschistischen Mächten ein, wenn äusserer Zwang oder existentielle Grundfragen – in erster Linie wirtschaftlicher Natur – keine andere Wahl liessen. Natürlich wissen wir heute, dass dies in Wirklichkeit nicht ganz so unproblematisch vor sich gegangen ist und dass die Schweiz in erheblichem Masse mit dem Dritten Reich und dem Nazismus verwickelt gewesen war. Doch um auf das gestellte Thema zurückzukommen, müsste zuallererst diese problematische Seite der Geschichte aufgearbeitet werden. Dies kann hier allerdings nicht meine Aufgabe sein, und ich beschränke mich deshalb darauf, an einigen ausgewählten Beispielen zu zeigen, in welcher Form der Nazismus in der Schweiz Reaktionen hervorgerufen oder wie er sich in einigen gesellschaftlichen Bereichen manifestiert hatte. In einem zweiten Teil, nach einer Skizzierung dieser Grundlagen, kann dann auch auf die eigentliche helvetische Nachgeschichte selber eingegangen werden.

1. Das ambivalente Verhältnis von Nazismus und schweizerischer Selbstbehauptung

Greift man die Geschichte der Schweiz der Jahre 1922 bis 1945 unter dem Aspekt der faschistischen Herausforderung auf, so befindet man sich unmittelbar in einem zweideutig schillernden Interpretationsraster. Je nachdem, wie man Politik und Wirtschaft in Beziehung setzt, oder wie man Rechtsextremismus definiert und mit dem Nationalsozialismus verbindet, fällt ein wechselhaftes und mit einer Unschärferelation behaftetes Licht auf die helvetische Vergangenheit.¹ Wirtschaftlich war man während einiger Jahre eng ans Dritte Reich gebunden – aber politisch wurde, wenn auch dezent, auf Unabhängigkeit gepocht. Die Diplomatie war nicht nur bestrebt, Misstöne gegenüber dem mächtigen Nachbarn zu vermeiden, sondern bemühte sich um Verständnis und Verständigung. Die Grenzen zwischen höflicher Diplomatie und serviler Gefälligkeit waren nicht immer ganz deutlich auszumachen. Gleichzeitig stand man im Innern einem hausgemachten und patriotischen Rechtsradikalismus, euphemistisch *Frontismus* genannt, gegenüber. Dieser errang zwar keine politische Macht, aber die Abgrenzungen zu den traditionellen Parteien war nicht über alle Zweifel erhaben. Nicht wenige bürgerliche Bewegungen – vom Vaterländischen Verband über die katholischen Jungkonservativen bis zum Gotthardbund, um nur skizzenhaft den Bereich dieser Gruppen anzudeuten – vertraten Postulate, die der faschistischen Programmatik nicht fremd waren. Kurz, der sogenannte *Geist der Zeit*, wie viele traditionalistische Politiker und Historiker zu sagen pflegen, drang allenthalben ins helvetische Bewusstsein ein und schuf nicht selten eine ambivalente politische Kultur mit nicht unbedenklichen Anleihen im Gedankengut der extremen Rechten. Gleichzeitig darf nicht übersehen werden, dass trotz solcher Konvergenzen eine grosse Mehrheit der Schweizer den Nationalsozialisten feindlich gegenüberstand, aber diese Haltung

während des Krieges nur noch bedingt manifestieren durfte. Die Pressezensur verhinderte jegliche systematische Kritik des Dritten Reiches. So lebte die Eidgenossenschaft in einer formell demokratischen Normalität, aus der die politisch-kritische Öffentlichkeit – und damit auch die antifaschistischen Kräfte – zwar nicht ausgeschlossen, aber immerhin aufs Eis gelegt worden waren.

Da es hier nicht möglich ist, diese zwiespältige Geisteshaltung in allen ihren Facetten auszuleuchten, begnüge ich mich, mit zwei an sich harmlosen Beispielen diese Situation zu illustrieren. Das erste bezieht sich auf einen Vortrag, den Karl Schmid, Professor für Literatur an der Eidgenössischen Technischen Hochschule, im Jahre 1939 anlässlich einer Versammlung der Freisinnig-demokratischen Partei hielt. Es ging um Friedrich Schillers *Wilhelm Tell*. Anspielend auf die Notwendigkeit einer verstärkten politischen Selbstbehauptung, entwarf Schmid eine den Zeitumständen angepasste Version des Teils und führte dabei insbesondere aus:

327 |

Dieser mythische Teil steht jenseits von Gut und Böse. Das Zwiegespräch mit Parricida, das dem Teil die letzte moralische Glorie verleihen sollte – es würde uns aus dem feierlichen Raum und setzte uns vor die Schaubühne als moralische Anstalt.[...] Uns ist gewichtiger, dass er [Teil] von den Bergen herniedersteigt mit genagelten Sohlen, als dass er die Sprache der Menschenrechte spricht.²

War hier der Verzicht auf die Sprache der Menschenrechte eine Konzession an die *Arglist der Zeit*, so liess man sich anderswo bereitwillig auf konkretere Anpassungen ein. So kam es – um das zweite Beispiel anzuführen – Ende 1933 zu einer engen Zusammenarbeit von Schweizern und Nazis bei der Verfilmung des *Wilhelm Tell*.³ Die verantwortliche Filmgesellschaft *Terra* befand sich in Schweizer Hand, das Drehbuch aber wurde vom Präsidenten des NS-Kampfbundes für deutsche Kultur, Hanns Johst, bearbeitet, während in der

Schweiz einer der geistigen Führer der Fronten, Paul Lang, die historische Beratung übernahm. Die Frau von Teil hinwiederum verkörpert Emmy Sonnemann, die Verlobte und spätere Gattin Hermann Görings. Diese Art von biederer Zusammenarbeit und Komplizität war weiter verbreitet, als man im Nachhinein dann zugestehen wollte.

Im Rahmen der eidgenössischen Politik hatte die von Bundesrat Philipp Etter in Szene gesetzte *Geistige Landesverteidigung* eine ähnliche Anpassung an den Zeitgeist angestrebt.⁴ An sich als kulturelle Sammlungsbewegung zur Bewahrung der helvetischen Identität konzipiert, nisteten sich im Programm Etters zahlreiche konservative und autoritäre Werte ein, die zwar nicht direkt auf nazistischem, wohl aber auf faschistisch-ständestaatlichem Gedankengut beruhten. Als dann 1940 nach der Niederlage Frankreichs die *Neue Ordnung* Hitlers sich in Europa durchzusetzen begann, regten sich auch in der Schweiz Kräfte, die daran dachten, auf dem Boden der *Geistigen Landesverteidigung* und der Zusammenarbeit mit Deutschland eine Revision der Schweiz im Sinne einer autoritären Demokratie zu bewerkstelligen. Diese politischen Pläne versandeten zwar und man begnügte sich mit wirtschaftlichen und militärischen Arrangements. Die Schweiz integrierte sich in die deutsche Kriegswirtschaft. Nach dem Fall Frankreichs arbeiteten gewisse Sparten der Industrie mehrheitlich für Deutschland, während die Nationalbank bereitwillig das Raubgold der Nazis aufnahm und als harte Devisen transferierte, eine, wie Deutschland selber betonte, unentbehrliche Dienstleistung. Die Aufrechterhaltung einer hohen Produktivität inmitten der Zerstörungen des Krieges erlaubte so einen relativ erfolgreichen Übergang von der Krise der dreissiger Jahre in die Prosperität der Nachkriegszeit.⁵ Dieses Bild der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges würde allerdings eines wichtigen Elements ermangeln, wenn wir die äusserst restriktive Flüchtlingspolitik nicht erwähnten. Die Grenzen wurden zeitweise vollständig abgeriegelt und man war insbesondere be-

strebt, die Schweiz, wie der Chef der Fremdenpolizei verschiedentlich betonte, vor der «Verjudung» zu bewahren.⁶

In allen diesen Jahren waren die Kontakte mit Nazi Deutschland sehr intensiv. Neben dem bekannten Wechselspiel von Anpassung *und* Widerstand muss, wenn wir unsere Thematik kritisch angehen wollen, auf einige aussergewöhnliche Ereignisse eingegangen werden. Da wäre einmal das Telegramm, das Aussenminister Motta nach dem Anschluss Österreichs Hitler zukommen liess und dessen Lektüre den Eindruck eines Glückwunschs Schreibens erweckte, was denn auch im Parlament zu heftigem Protest führte. Dann empfing im September 1940, als die Zukunft der eidgenössischen Demokratie sehr ungewiss war, Bundesrat Pilet-Golaz eine Delegation von Schweizer Faschisten zu einer offiziellen Audienz. Der Bundesrat unterstützte ebenfalls eine Ärztemission zur deutschen Ostfront, die unter Leitung von Oberstdivisionär Bircher stand, einem Manne, der sich im Umfeld der Fronten bewegte und der aus seiner Bewunderung für Deutschland keinen Hehl machte.⁷ Die 1942 mit dem Schlagwort «Das Boot ist voll» gerechtfertigte restriktive Flüchtlingspolitik darf als bekannt vorausgesetzt werden.⁸ Diese Form «abwehrender» Politik wurde ergänzt durch Interventionen wie jene von Bundesrat Etter und Völkerbundskommissar Carl J. Burckhardt, die zu verhindern wussten, dass das Internationale Komitee des Roten Kreuzes seine Kenntnisse über die Judenvernichtungen in der Öffentlichkeit bekannt machte. Angesichts der Tatsache, dass in dieser gesamten Periode die eidgenössischen Behörden den Nationalsozialismus praktisch keiner kohärenten Kritik unterzogen, gewinnen diese verschiedenen Aktionen vermehrt an Gewicht. Diese Perspektive wird noch verstärkt, wenn man bedenkt, dass antifaschistische Bewegungen in der Schweiz einen schweren Stand hatten und selbst Leute wie Karl Barth vom Bundesrat direkt verfolgt wurden. Der Antifaschismus verschiedener bürgerlicher und vor allem sozialdemokratischer Kreise ver-

mochte sich nur mühsam zu organisieren. Das Zürcher Schauspielhaus, in dem deutsche Emigranten eine wichtige Stellung hatten, war eines der rühmlichen Ausnahmen.⁹

Damit wären einige der wichtigsten Themen angezeigt, die in Bezug auf unsere helvetische Nachgeschichte eine Rolle spielen könnten.

2. Erste Nachkriegsbereinigung

330 1945 bedeutete für die Schweiz weder Bruch noch Neuanfang (deshalb wurde auch nicht, nach 50 Jahren, dem Kriegsende, sondern 1989 mit den *Diamantfeiern* des Kriegsbeginnes gedacht). Äusser der Demission von Bundesrat Pilet-Golaz Ende 1944 – er musste der unausweichlichen diplomatischen Annäherung an Sowjetrußland geopfert werden – kam es auf der Ebene der politischen Führung zu keinen relevanten Brüchen. Die bisherigen Bundesräte blieben, zum Teil noch über viele Jahre, im Amt. Ausgerechnet jene, denen eine besondere Verantwortung in Bezug auf die eingangs erwähnten kritischen Fragen zukam, erfreuten sich noch einer langen Amtsdauer (so Etter bis 1959, und von Steiger, verantwortlich für die Flüchtlingspolitik, bis 1951). Der Übergang von der faschistischen zur postfaschistischen Zeit vollzog sich in der Schweiz ohne einen grundsätzlichen politischen oder gesellschaftlichen Wandel. Einzig die nun wieder unter dem Namen *Partei der Arbeit* in der Politik zugelassenen Kommunisten – ihre Organisationen waren Ende der dreissiger Jahre und zu Beginn des Krieges verboten worden – sorgten einige Monate lang für etwelche Aufregung.

Es kam bestenfalls, kurz nach Kriegsende, zu einigen, gelegentlich auch kleinlichen Abrechnungen mit ehemaligen Frontisten und deutschfreundlichen Persönlichkeiten. Am 22. Januar 1946 übergab der Bundesrat der Presse die berüchtigte *Liste der*

200, Es handelte sich um die Namen von 173 Personen der helvetischen Rechten, die im Herbst 1940 mit einer Eingabe an den Bundesrat gelangt waren, in der dieser aufgefordert wurde, für möglichst gute Beziehungen zu Deutschland und für eine neue innere Ordnung besorgt zu sein.¹⁰ Diese Petition war 1940 der Höhepunkt einer zwar stark heterogenen, aber doch breiten Bewegung gewesen, die sich für einen politischen Umsturz und die Errichtung einer autoritären Herrschaft eingesetzt hatte.¹¹ Die Bekanntgabe der Namensliste am Kriegsende führte aber kaum zu einem weiterreichenden Überdenken der unmittelbaren Vergangenheit. Die spektakulärste Sanktion im Milieu der etablierten Persönlichkeiten erfuhr der Aargauer Staatsarchivar Hektor Ammann, der vom Regierungsrat entlassen wurde. Bezeichnenderweise betitelte Ernst Schürch, einer der führenden Journalisten dieser Zeit, seinen Artikel zu diesem Thema mit «Aus dem helvetischen Irrgarten». Er schloss sich damit an das gängige Interpretationsraster an, das dahingehend lautet, dass es sich bei diesen Personen nur um verirrte Schafe handle, und dass die schweizerische Demokratie allen Anfechtungen der extremen Rechten standgehalten habe.¹²

Schliesslich veranlasste der Bundesrat noch Untersuchungen, mit denen einige heikle Fragen der Kriegszeit aufgegriffen werden sollten. So legte er Ende 1945 einen Bericht über die antidemokratische Tätigkeit von Schweizern und Ausländern vor.¹³ 1948 kam ein weiterer Bericht hinzu, der sich mit jenen Schweizern befasste, die sich offen für den Nationalsozialismus engagiert oder in der Waffen-SS Dienst geleistet hatten.¹⁴ Einige dieser Personen wurden denn auch vor Gericht gestellt und zu mehrjährigen Zuchthausstrafen verurteilt. Einzelne Kantone, beispielsweise Basel-Stadt, unternahm ähnliche Schritte.¹⁵ Es wäre aber übertrieben, wenn man insgesamt von einer systematischen und koordinierten Aufarbeitung der unmittelbaren Vergangenheit sprechen würde. Es handelte sich in der Regel um punktuelle Massnahmen oder

gelegentlich – weit fragwürdiger – um kleinliche Denunziationen, die nicht wirklich die Frage nach der Grundverantwortung oder nach den grösseren Zusammenhängen im politischen System aufwarfen. Es wurde insbesondere nicht versucht, die generelle Rolle der Schweiz und eventuelle Aspekte der Mitverantwortung in Bezug auf den Nationalsozialismus zu hinterfragen.

In jenen Bereichen der Öffentlichkeit, wo gelegentlich auch ethische Probleme und politische Moral zur Sprache kamen, schwankten die Gefühle zwischen Entsetzen, Verlegenheit und Scham. Angesichts des Schreckens, der sich 1945 mit der Verbreitung von Bildern der Konzentrationslager einstellte, machte sich in der Schweiz eine unbeholfene, mit schlechtem Gewissen gepaarte Betroffenheit bemerkbar. Wir können dies etwa aus einer Rede von Karl Schmid, unseres schon einmal aufgerufenen Zeitgenossen, herauslesen. Schmid sprach, an einer Veranstaltung an der ETH zum Tage der Waffenruhe am 9. Mai 1945, von «Freude und Hoffnung» aber auch von «Scham und Trauer», und fuhr dann wörtlich fort:

Scham darüber, dass es soweit hat kommen können. Scham, weil wir dessen innegeworden sind, dass unsere Kultur nur brüchiges Eis ist über den Elementen der Tiefe. Scham, weil wir erkennen, dass dem wissenschaftlichen und insbesondere dem technischen Fortschritt wie ein tragischer Schatten sich die Versuchung an die Ferse heftet, ihn gegen die Menschheit zu gebrauchen. Wer von uns hätte während dieses Krieges und angesichts seiner Abscheulichkeiten immer sagen dürfen: «Das wäre bei uns nicht möglich! Daran sind wir andern ganz und gar unschuldig!» Nicht nur das Morden ist Sünde – auch das Zulassenmüssen und Schweigenmüssen ist Anlass zur Scham.¹⁶

Eine ähnliche Stimmung traf einer der wenigen grossen Filme der helvetischen Produktion: das von Leopold Lindtberg, einem deutschen Emigranten, 1945/46 gedrehte Flüchtlingsdrama *Die letzte*

Chance. Der Film hatte grossen Erfolg im Ausland und erhielt von der Kritik hohes Lob – die schweizerische Öffentlichkeit aber reagierte nur verhalten auf dieses heikle Thema, mit dem, allerdings noch sehr behutsam, auf die fragwürdigen Aspekte der eidgenössischen Flüchtlingspolitik hingewiesen wurde.

Es waren schliesslich Schriftsteller, unter ihnen an erster Stelle Max Frisch, die sich am eindringlichsten mit dem Problem des Nazismus und des Frontismus auseinandersetzten. 1945 spielte das Zürcher Schauspielhaus das Stück «Nun singen sie wieder», eine Thematik, die Frisch 1961 erneut mit «Andorra» aufnahm. Setzte er sich hier mit der Frage der Ausgrenzung, Verfolgung und Vernichtung von Minderheiten auseinander, so hinterfragte er in längeren Zeitschriftenartikeln auch das Verhältnis von Kulturschaffen und Faschismus.¹⁷ Ein anderer Schriftsteller, Matthias Diggelmann, ging in seinem Buch «Das Verhör des Harry Wind» (Zürich 1962) in sehr persönlicher Art die Haltung von Schweizern zum Nationalsozialismus und zum Frontismus an. So tauchte in der zeitgenössischen Literatur der Schweiz dieses Thema immer wieder in der einen oder andern Form auf. Die breiteste Aufarbeitung des schweizerischen Frontismus und der Haltung der gesellschaftlichen Eliten während des Zweiten Weltkrieges unternahm schliesslich Otto F. Walter in seinem Roman «Die Zeit des Fasans» (Reinbek bei Hamburg 1988). Doch trotz all dieser Bemühungen und den gelegentlich dabei entfachten Debatten blieb im öffentlichen Bewusstsein das Bild einer unberührten, im Widerstand gestärkten und einer ungebrochenen Tradition verpflichteten Schweiz weitgehend bestehen.

3. Der mühsame Weg zu einem historischen Selbstverständnis

Die am Kriegsende vorerst nur diffus zu Tage getretenen Fakten über die Beziehungen zum Dritten Reich und zum Nationalsozialismus bewirkten noch keine klärende Vertiefung der Nachgeschichte. In einem ersten Ansatz wurde zudem in erster Linie die Schuld der Deutschen problematisiert. Damit konnte einstweilen die eigene Verantwortung hintangestellt werden. Es gab allerdings in der Schweiz auch vereinzelte Stimmen, die einer umfassenderen Sichtweise das Wort redeten. Der Historiker Jean-Rodolph von Salis, der sich während des Krieges mit seiner *Weltchronik* am Radio den Ruf eines kritischen Beobachters geschaffen hatte, versuchte unmittelbar nach Kriegsende den Nazismus in einem grösseren Zusammenhang zu begreifen:

Es ist unsäglich beschämend, nicht nur für das deutsche Volk, sondern für unser ganzes Zeitalter, dass es möglich war, es zu dieser absoluten Herrschaft eines zutiefst pathologischen Mannes, der Adolf Hitler hiess, kommen zu lassen. [...] Man wird äusser diesen diplomatischen Schachzügen [Hitlers] aber auch die Tatsache nicht unerwähnt lassen dürfen, dass die Suggestionskraft des Faschismus und Nationalsozialismus weit über die Grenzen des Deutschen Reichs hinaus um sich gegriffen hat. Welches Volk könnte von sich behaupten, es habe keine Quislinge und keine Pétains hervorgebracht – selbst wenn die Deutschen gar nicht im Lande waren? Welcher wahrheitsliebende Mensch könnte leugnen, dass die antibolschewistische und selbst die antisemitische Parole eine grosse Zugkraft besaßen und dass um ihretwillen zahllose Europäer und Amerikaner zumindest am Anfang dem Hitler-Regime manchen Exzess verziehen haben.¹⁸

Von Salis weist zurecht auf die Mitverantwortung der Staatengemeinschaft beim Aufkommen des Nationalsozialismus hin. Seine

Erwähnung der Verantwortlichkeit schloss die Schweiz nicht aus – doch diese Bemerkung traf vorerst auf wenig Wiederhall. In ähnlicher Weise war die Frage der Mitverantwortung ebenfalls in der schon erwähnten Rede von Karl Schmid angesprochen worden, wenn auch nur indirekt und in etwas zwiespältiger Form. Schmid sah in der Tatsache, vom Kriege verschont worden zu sein, eine Gefahr für die Schweiz:

Wir stehen nach diesem Kriege in der grossen Gefahr, uns in all dem bestätigt zu finden, was wir besitzen und was uns besitzt. Mit einem Worte: uns bestätigt zu finden im Besitz. [...] Und das Wichtigste und Gefährlichste: wir besitzen ein gutes, ja vorzügliches Gewissen.¹⁹

335

Von Salis' und Schmid's Hinweise auf die Verantwortung und die Bezüge der Schweiz zum Nationalsozialismus wurden vorerst weder von der Politik noch von der breiteren Öffentlichkeit ernsthaft aufgenommen. Nach einigen unkoordinierten und eher zufälligen Demarchen fiel das Thema mehr oder weniger aus den offiziellen Traktanden. Der helvetischen politischen Welt gelang es darauf bald, die rechtslastige *Geistige Landesverteidigung*, das heisst das politisch-ideologische Konzept der unmittelbaren Vergangenheit der Zeit des Faschismus, beinahe nahtlos in den *Kalten Krieg* überzuführen und damit die noch ausstehende Auseinandersetzung mit dem Nazismus durch eine neue geistige und politische Mobilisation zu verdrängen. Die undankbare Aufgabe, in einzelnen und oft mühsamen Schritten diese Fragen wieder aufzugreifen, blieb damit der Geschichtsschreibung überlassen. Ihre Analysen trafen nicht selten auf den vehementen Widerstand jener Kreise, die darum bemüht waren, eine ungebrochene politisch-kulturelle Tradition zu konstruieren, die von der Zwischenkriegszeit über die *Mobilisation* – so pflegt man in diesen Reihen, beinahe mythisch verklärt, die Zeit des

Zweiten Weltkrieges zu bezeichnen – bis zum *Kalten Krieg* und dem Antikommunismus reichte.

Doch das Thema Nazismus drang langsam in die schweizerische Geschichtsschreibung ein. Der Berner Historiker Walther Hofer legte beispielsweise 1957 eine Quellensammlung vor, die zwar nicht die Schweiz betraf, aber viel zur Diskussion des Nationalsozialismus beitrug.²⁰ Aufschlussreich erwies sich auch eine Studie von Karl Weber über die schweizerische Pressepolitik von 1933 bis 1945.²¹ Hinzu kamen nun aber, und diesmal zum Teil vom Auslande her, die unangenehmen Aufdeckungen. In den 1953 publizierten «Akten zur deutschen Aussenpolitik» fanden sich Hinweise, wie beispielsweise jene über die Verhandlungen des Jahres 1938, als es darum ging, den österreichischen Juden die Flucht in die Schweiz zu verunmöglichen. In ihrer ganzen tragischen Breite kam dann die Flüchtlingspolitik 1957 im *Bericht Ludwig*, einer im Auftrage des Bundesrates verfassten Studie, zum Ausdruck.²² Ein anderes, aber nicht weniger brisantes Thema griff der Engländer John Kimche auf.²³ Indirekt kamen dabei einige Mitglieder des Bundesrates ins Visier der Kritik, weil der Autor ihnen eine gefällige Haltung gegenüber dem Dritten Reich vorwarf. Schliesslich möchte ich noch eine 1962 in Deutschland aufgelegte Dissertation erwähnen, in der die Geschichte der Auslandsorganisationen der Nazis in der Schweiz nachgezeichnet wurde.²⁴

Diese Publikationen hatten nun immerhin soviel Staub aufgewirbelt, dass Nationalrat Reverdin in einem Postulat 1962 eine Herabsetzung der Sperrfrist des Bundesarchivs beantragte, damit diesen für die Schweiz doch unangenehmen Enthüllungen eine wissenschaftliche Darstellung entgegengesetzt werden könne. Da Reverdin mit seinem Antrag vorerst keinen Erfolg hatte, unternahm er 1965 einen zweiten Vorstoss. Die Antwort von Bundesrat Wahlen liess jedoch erkennen, dass die Aufarbeitung dieser Ge-

schichte für gewisse Kreise noch zu heikel war. Wahlen sagte wörtlich:

Ich halte es für durchaus ausgeschlossen, dass dieser ganze Geschichtsabschnitt jetzt schon veröffentlicht werden kann, wo noch so viele Akteure am Leben sind, wo viele Beziehungen sehr delikater Natur vor aller Öffentlichkeit ausgebreitet werden müssten.²⁵

Doch Mitte der sechziger Jahre konnte dieser Aufbruch der Geschichtsforschung nicht mehr aufgehalten werden. Immer mehr rückte die Haltung der Schweiz gegenüber dem Dritten Reich in den Vordergrund des öffentlichen Interesses, wobei man aber gelegentlich noch mit sehr einfachen Kriterien – beispielsweise mit der im Titel des Buches von Alice Meyer gestellten Frage «Anpassung oder Widerstand?»²⁶ – dem Thema beizukommen versuchte. Heute spricht man eher von «Anpassung *und* Widerstand», da man erkannt hat, dass sich im vermeintlichen Widerstandsgeist durchaus dem Nazismus verwandtes Gedankengut breitmachen konnte, während vor allem die kriegswirtschaftlichen Handelsbeziehungen auch dazu dienen konnten, den Deutschen Konzessionen abzurufen. Zu bedenken ist dabei, dass die Lieferungen von Waren und Kriegsmaterial nach Deutschland, die allein vom Bund mit einem 1,1-Milliarden Kredit mitfinanziert wurden, sowohl zum Krieg der Nazis *wie* dem materiellen Überleben der Schweiz beitrugen. In eine solche Perspektive gestellt folgt der Biograph von Bundesrat Walter Stampfli, des für diese Kriegswirtschaft verantwortlich gewesenen Bundesrates:

Die Wirkung der Armee war im Zweiten Weltkrieg präventiv. Die eigentliche Abwehrschlacht der Schweiz wurde an der wirtschaftlichen Front ausgetragen. [...] Die Schweiz machte viele Kompromisse. Die schweizerische Industrie unterstützte mit ihrer Produktion die deutsche Kriegsführung.²⁷

Wenn man dieser These auch nicht uneingeschränkt folgen sollte, so muss doch festgestellt werden, dass die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit dem Dritten Reich ein gewichtiges Pfand war, mit dem die Schweiz möglicherweise vor einer noch intensiveren politischen Verstrickung bewahrt werden konnte. Doch diese Interpretation führt uns letztlich nicht aus einem grundlegenden Dilemma heraus: In den europäischen Staaten hatten sich alenthalben bürgerliche Schichten gefunden, die einerseits einem traditionellen Patriotismus und Nationalismus, andererseits aber rechtsradikalen Werten verpflichtet waren, die sie, auch ohne formelle Kollaboration, an die Seite von Faschismus und Nationalsozialismus führten. Das Frankreich von Marschall Pétain ist dafür ein sprechendes Beispiel – und es verwundert nicht, dass gerade dieses Modell in der Schweiz auf grossen Beifall gestossen war.

Mitte der sechziger Jahre setzte dann, wie schon angedeutet, eine breite Beschäftigung mit der Vergangenheit der schweizerischen Rechtsextremisten ein. Erich Gruner und Peter Gilg versuchten dieses Thema vorerst einmal in einen breiteren konzeptuellen Rahmen zu stellen.²⁸ Doch auch sie zogen es noch vor, mit dem Begriff *Erneuerungsbewegungen* dem schweizerischen Faschismus gewissermassen eine Sonderstellung einzuräumen, so dass die Bezüge zu Nazismus oder Faschismus stark relativiert werden konnten. In der Folge erschien dann eine Reihe von Studien und Monographien zu diesen *Erneuerungsbewegungen*.¹⁹ Wenn man in diesen Arbeiten bei aufmerksamer Lektüre auch die breiteren gesellschaftlichen Zusammenhänge, in denen diese Bewegungen verhaftet waren, erahnen konnte, so blieb die Reichweite dieser Analysen doch begrenzt. In dieser Hinsicht differenzierter war eine an einer deutschen Universität eingereichte Dissertation.³⁰ Im selben Jahre 1970, angesichts eines für diese Thematik nun zunehmend sensibilisierten Publikums, erschien mit dem dritten Band von Bonjours «Geschichte der schweizerischen Neutralität» die

gewissermassen offizielle Auseinandersetzung mit der Epoche der dreissiger Jahre und des Zweiten Weltkrieges.³¹ Es handelt sich um eine breite, auf offizielle Dokumente abgestützte Darstellung, die wohl eingehend über die Aussenpolitik und die Probleme der Neutralität berichtet, aber letztlich der Frage betreffend des Verhältnisses der Schweiz – und insbesondere der Schweizer – zum Nazismus nur am Rande Beachtung schenkt.

In den darauffolgenden siebziger und achtziger Jahren erfuhr die Zeit des Faschismus und des Zweiten Weltkrieges ein immer grösseres Interesse. Man zählt in dieser Periode an die fünfzig Titel, die sich dieser Thematik annehmen. Dabei trat die Flüchtlingspolitik noch am ehesten ins Bewusstsein breiterer Bevölkerungsschichten. Dem trug insbesondere das Buch von Alfred Häsler, eine geschickte Umsetzung des Berichtes Ludwig, viel bei. Auch das Kino versuchte sich dieser Themenkreise anzunehmen. Einer dieser Filme, «Glut» von Thomas Koerfer (1983)³², griff die Verstrickungen eines Grossindustriellen und Waffenfabrikanten mit den Nazis und dem Dritten Reich auf – eine *Fiktion*^ die dem schweizerischen Publikum trotz ihrer Nähe zur Realität nicht behagte.

So erlebte die helvetische Öffentlichkeit in den letzten Jahrzehnten eine beständige, aber letztlich doch eher nur am Rande aufgenommene Diskussion zu dieser immer noch dunklen Vergangenheit. Bezeichnend ist auch, dass einige heikle Probleme – beispielsweise der umstrittene Handel mit dem Raubgold der Nazis³³ – nicht nur besondere Beachtung in der Öffentlichkeit fanden, sondern nun auch jene aus ihrer Reserve hervorlockten, die an der Haltung der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges grundsätzlich keine bedeutend negativen Aspekte, und insbesondere keine problematische Verstrickung mit dem Nazismus, ausmachen konnten. In der Frage dieses Goldhandels beispielsweise, der für die deutsche Kriegswirtschaft eine relativ wichtige Rolle gespielt

hatte, schrieb die *Neue Zürcher Zeitung* anlässlich der Publikation von Werner Rings' Buch, es habe sich dabei «nur um eine marginale Episode aus dem Zweiten Weltkrieg» gehandelt, die bestenfalls bezeichnend gewesen sei für «Klima, Geist und Mentalität jener Zeit». ³⁴

4. Die Bewahrung der eidgenössischen Unschuld

Trotz der heute umfangreichen Literatur zu unserer Thematik – ich habe sie hier nur exemplarisch bezüglich einzelner Fragen aufgezeigt – fällt die Bilanz der Aufarbeitung dieser umstrittenen Zeit nicht sehr zufriedenstellend aus. Es fehlen ganz offensichtlich Synthesen, die es auch einem breiten Publikum ermöglichen würden, die entscheidenden Aspekte der Beziehungen der Schweiz zum Nazismus diskutieren zu können. Dies mag einerseits daran liegen, dass noch keine einigermaßen umfassende Geschichte der Schweiz von 1930 bis 1945, unter Einbezug insbesondere der Aussenpolitik und der Wirtschaft, geschrieben worden ist. Dieser Mangel hat zur Folge, dass zahlreiche der hier besprochenen Fragen nicht in einen grösseren Zusammenhang gestellt werden und demzufolge oft ohne allzu grosse Umstände als sogenannte «marginale Episoden» abgetan werden können. Darüber hinaus fehlt insbesondere auch ein Konzept, das Nazismus als historische Kategorie in die Geschichte der Schweiz einbringen würde. Vor diesem Problem steht aber auch die deutsche Geschichtsschreibung, die, insbesondere seit dem Historikerstreit, alle Mühe bekundet, den Nationalsozialismus im Rahmen der deutschen Geschichte zu definieren. In der Schweiz hinwiederum stehen wir vor einer immer grösser werdenden Zahl von *Begebenheiten*^ die wie sinnlose und isolierte Fakten in der historischen Landschaft zu stehen scheinen. In dem die Schweiz sich immer noch als *Sonderfall* des europäischen Geschehens sieht, kann auch ohne viel Argumente eine grundsätz-

liche Interdependenz zwischen der Geschichte der Schweiz und jener von Nazismus und Faschismus negiert werden. Da zudem, um den Begriff der Neutralität nicht zu korrumpieren, Politik und Wirtschaft als analytische Kategorien säuberlich getrennt werden, fehlt ein wichtiger logischer Zusammenhang im Beziehungsgeflecht der Schweiz und des Dritten Reiches.

Verbirgt sich nicht, ist man geneigt zu fragen, hinter dieser Verzettelung ein anderes, tiefer liegendes Motiv? Bekanntlich baut das offizielle Bild der Schweiz auf dem Paradigma von Kleinstaat und Unschuld auf. Für Jakob Burckhardt hatte der Kleinstaat als höheren Wert «überhaupt nichts als die wirkliche tatsächliche Freiheit³⁵» zu bieten, und Carl Hilty, das intellektuelle Gewissen der herrschenden freisinnigen Partei vor dem Ersten Weltkrieg, sah in der Eidgenossenschaft «ein von Gott gewolltes und mit einem ganz besonderen Berufe ausgestattetetes staatliches Gebilde, ein gesondertes Volk Gottes³⁶». Dieselbe Auffassung fand sich in der *Geistigen Landesverteidigung* wieder. Im Jahrbuch der Neuen Helvetischen Gesellschaft des Jahres 1936 ist beispielsweise diese Vision von Joseph Nadler, einem von den Nationalsozialisten gerne zitierten österreichischen Literaturprofessor, wiedergegeben:

Die Eidgenossenschaft ist, womit das wahrste und gewichtigste Wort ihrer Bejahung gesagt wird, Urform und schaffendes Grundbild des kommenden Europa. Ihre Geschichte ist der Mythos der kommenden Welt.³⁷

Diese beinahe utopisch anmutenden Vorstellungen, mit denen die *Mission* der Schweiz angedeutet wird, verträgt sich nur schlecht mit einer Geschichte, in der Orte wie Auschwitz eine zentrale Rolle spielen. Es besteht kein Zweifel, dass die Schweiz bestrebt war, auch nach dem Zweiten Weltkrieg sich als Sonderfall zu betrachten, der in der *Arglist der Zeit* die Reinheit und die Unschuld zu bewahren vermochte. Diese

Sichtweise galt auch in Bezug auf historische Akteure, die gewissermassen die *Idee Schweiz* personifizierten. Die Antwort des Bundesrates von 1962, mit der er die Nichtöffnung der Archive begründete, bezog sich indirekt auf dieses delikate Problem, das bald darauf bei den ersten historischen Arbeiten über den Bundesrat selber zutage kam.³⁸ Andere Persönlichkeiten waren allerdings noch viel stärker durch eine kritische Geschichtsschreibung gefährdet. Carl J. Burckhardt (1891-1974) beispielsweise, eine Galionsfigur des helvetischen Geisteslebens und der Diplomatie, erweist sich bei näherer Betrachtung als schwere Hypothek. Zeit seines Lebens vertrat er die Ansicht, die Alliierten hätten den Krieg provoziert. Obwohl ihm die Nationalsozialisten nicht gerade am Herzen lagen, verteidigte er letztlich die Politik des Dritten Reiches. Damit wird auch verständlich, warum er 1942 zusammen mit Bundesrat Etter alles daran setzte, dass das Internationale Komitee des Roten Kreuzes die Nachrichten über die Judenvernichtungen nicht an die Öffentlichkeit bringen durfte.³⁹ Männer wie Burckhardt, die dem Nationalsozialismus gegenüber eine zumindest zweideutige, wenn nicht gar beschönigende Haltung bezeugten, gab es nicht wenige (Bundesrat Musy, Oberstdivisionär Bircher, Ernst Laur, Gonzague de Reynold etc.). Ähnlich wie bei Burckhardt ist man noch heute versucht, diese Seiten ihrer Biographie an den Rand zu schieben – man bevorzugt eine Perspektive, in der das Verhältnis zum Nazismus weitgehend ausgeblendet ist.

Im Übrigen bleibt auch heute noch die schweizerische Historiographie dieser Epoche sowohl an den politischen Diskurs der Neutralität wie auch an das Image der Unschuld gebunden. Die Verantwortlichen der Zeit des Zweiten Weltkrieges werden auch von den heutigen Politikern als Väter einer ungebrochenen Tradition verehrt. Der Sonderfall Schweiz hinwiederum ist in den letzten Jahren – ausgerechnet von den traditionalistischen, implizit dem Geiste der dreissiger Jahre verpflichteten politischen Kräften der Rechten – erneut belebt worden. In diesem Kontext spielt die

Geschichte eine wichtige Rolle. Sie ist eines der Kampffelder, wo die Leitbilder, bezogen auf eine entsprechend interpretierte Vergangenheit, geschmiedet werden. Dabei wird mit dem Begriff Unabhängigkeit auch wieder jener von Unschuld suggeriert. In diesem Sinne schrieb denn auch ein Vertreter der traditionellen Sichtweise, bezugnehmend auf die kritischen Ansätze in der neuesten Geschichte der Schweiz:

Der Kampf um die Geschichte ist von höchster Bedeutung. Es fehlen die Zensoren nicht, denen es Spass macht, die Schwächen der Staatsmänner aufzugreifen und so den Nationalstolz ins Lächerliche zu ziehen. Sie zielen aber am Wesentlichen, nämlich dem kollektiven Schicksal der Nation, vorbei. Die bewahrte Unabhängigkeit ist jener heilige Berg, den jede zivilisierte Gesellschaft mit Verehrung umgibt.⁴⁰

Die Nachgeschichte der Schweiz ist steckengeblieben. Die Hemmnisse sind auf zwei verschiedenen Ebenen zu identifizieren. Im methodologischen Kontext fehlt eine Synthese, die, bezugnehmend auf das Dritte Reich und den Nazismus, Zusammenarbeit und Widerstand sowohl auf der wirtschaftlichen wie der politischen Ebene gesamthaft zu erfassen und zu beurteilen bestrebt wäre. Und im Bereich der politischen Kultur müsste der *Mythos Schweiz* aufgegeben werden, um einer nüchternen Untersuchung über Verstrickungen und Interessen Platz zu machen. Es hat aber den Anschein, dass man sich in der Schweiz mit der Feststellung begnügt, man habe nicht nur überlebt, sondern man sei schliesslich sogar einigermaßen gut davongekommen. Dieses Resultat dient zur generellen Rechtfertigung einer patriotisch verklärten Geschichte, in der zu augenscheinliche Verstrickungen mit dem Nazismus nicht vorkommen dürfen.

Anmerkungen

- ¹ Es ist unmöglich, hier auf die weitverzweigte und komplexe Literatur umfassend einzugehen. Für eine erste Orientierung siehe: Geschichte der Schweiz und der Schweizer, Bd. 3, Basel 1983, S. 153-189; Markus Heiniger: Dreizehn Gründe. Warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht erobert wurde. Zürich 1989; Edgar Bonjour: Geschichte der schweizerischen Neutralität. Bd. IV-VI, Basel 1970/71.
- ² Peter Utz: Die ausgehöhlte Gasse. Stationen der Wirkungsgeschichte von Schillers «Wilhelm Tell», Hanstein 1984, S. 274-275.
- ³ Thomas Kramer; Dominik Siegrist: Terra, Ein Schweizer Filmkonzern im Dritten Reich, mit einem Nachwort von Hans-Ulrich Jost. Zürich 1991.
Hans Ulrich Jost: Identität und nationale Geschichte. Die Schweizergeschichte unter dem Einfluss der «Geistigen Landesverteidigung». In: Widerspruch 13, Juli 1987, S. 7-20.
- ⁴ Jakob Tanner: Die Schweiz und Europa im 20. Jahrhundert: wirtschaftliche Integration ohne politische Partizipation. In: Die Schweiz in der Weltwirtschaft. Zürich 1990, S. 409-428, bes. 417-425.
- ⁵ Daniel Bourgeois: La porte se ferme: la Suisse et le problème de l'immigration juive en 1938. In: Relations internationales 54, 1988, S. 181-204; Jacques Picard: Die Schweiz und die Juden, 1933-1945. Schweizerischer Antisemitismus, jüdische Abwehr und internationale Migrations- und Flüchtlingspolitik. Zürich 1994.
- ⁶ Daniel Heller: Eugen Bircher. Arzt, Militär und Politiker. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. Zürich 1988.
- ⁷ Alfred A. Häsler: Das Boot ist voll. Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945. Zürich, Stuttgart 1967.
- ⁸ Werner Mittenzwei: Das Zürcher Schauspielhaus 1933 bis 1945 oder Die letzte Chance. Berlin 1979.
- ⁹ Gerhart Waeger: Die Sündenböcke der Schweiz. Die Zweihundert im Urteil der geschichtlichen Dokumente 1940-1946. Olten 1971.
- ¹⁰ Die Analyse dieser Ereignisse ist noch nicht abgeschlossen. Hinweise finden sich in: Aram Mattioli: Zwischen Demokratie und totalitärer Diktatur. Gonzague de Reynold und die Tradition der autoritären Rechten in der Schweiz. Zürich 1994; weitere Fakten kann man einer Lizentiatsarbeit von Christian Werner (Universität Zürich 1992) und einer kürzlich an der Universität Lausanne eingereichten Dissertation von Roland Butikofer über die Ligue Vaudoise entnehmen.
- ¹¹ In: Neue Schweizer Rundschau 13, 1945/46, S. 587-604.
- ¹² Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über die antidemokratische Tätigkeit von Schweizern und Ausländern im Zusammenhang mit dem Kriegsgeschehen 1939-1945. 1. Teil, vom 28. Dezember 1945, Bern 1946; Ergänzungen zum Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung vom 28. Dezember 1945 und 17. Mai 1946, 1. und 2. Teil, vom 25. Juli 1946. In: Bundesblatt der Schweiz. Eidgenossenschaft II, 1946.

- ¹³ Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Verfahren gegen nationalsozialistische Schweizer wegen Angriffs auf die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft, vom 30. November 1948. In: Bundesblatt III, 1948; Linus Reichlin: Kriegsverbrecher Wipf, Eugen. Schweizer in der Waffen-SS, in deutschen Fabriken und an den Schreib-tischen des Dritten Reiches. Zürich 1994.
- ¹⁴ Bericht des Regierungsrates über die Abwehr staatsfeindlicher Umtriebe in den Vorkriegs- und Kriegsjahren sowie die Säuberungsaktionen nach Kriegsschluss. Dem Grossen Rat des Kantons Basel-Stadt vorgelegt am 4. Juli 1946.
- ¹⁵ Ansprache von Prof. Dr. Karl Schmid. In: Waffenruhe. Akademische An-sprachen gehalten am 9. Mai 1945 an der Eidg. Technischen Hoch-schule. Zürich 1945, S. 14-15 (Kultur- und Staatswissenschaftliche Schriften, hg. von G. Guggenbühl und C. Clerc, H. 49).
- ¹⁶ Zum Beispiel: Stimmen eines andern Deutschland. In: Neue Schweizer Rundschau 13, 1945/46, S. 537-547 – auch abgedruckt in Max Frisch: Forderungen des Tages. Frankfurt/M. 1983, S. 17-27.
- ¹⁷ Jean-Rodolph von Salis: Kriegsende in Europa. In: Neue Schweizer Rund-schau 13, 1945/46, S. 6.
- ¹⁸ Ansprache von Prof. Dr. Karl Schmid. S. 17.
- ¹⁹ Walther Hofer: Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945, Frank-furt/M. 1957.
- ²⁰ Karl Weber: Die Schweiz im Nervenkrieg. Aufgabe und Haltung der Schweizer Presse in der Krisen- und Kriegszeit 1933-1945. Bern 1948.
- ²¹ Die Flüchtlingspolitik der Schweiz in den Jahren 1933 bis 1955. Bericht an den Bundesrat zuhanden der eidgenössischen Räte von Professor Dr. Carl Ludwig. Bern 1957.
- ²² John Kimche: General Guisans Zweifrontenkrieg. Die Schweiz zwischen 1939 und 1945. Berlin 1962.
- ²³ Günter Lachmann: Der Nationalsozialismus in der Schweiz, 1931-1945. Ein Beitrag zur Geschichte der Auslandsorganisationen der NSDAP. Berlin 1962.
- ²⁴ Zit. in: Hermann Böschenstein: Geschichtsforschung und Staatsgeheimnis. In: Festgabe Hans von Greyerz zum sechzigsten Geburtstag, hg. von Ernst Walder, Peter Gilg, Ulrich Im Hof, Beatrix Mesmer. Bern 1967, S. 14.
- ²⁵ Alice Meyer: Anpassung oder Widerstand. Die Schweiz zur Zeit des deut-schen Nationalsozialismus. Frauenfeld 1965.
- ²⁶ Georg Hafner: Bundesrat Walther Stampfli. Olten 1986, S. 276.
- ²⁷ Peter Gilg, Erich Gruner: Nationale Erneuerungsbewegungen in der Schweiz 1925-1940. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 14, 1966, S. 1-25.
- ²⁸ Zum Beispiel Beat Glaus: Die Nationale Front, eine Schweizer Faschisti-sche Bewegung. Zürich 1969, und Walter Wolf: Faschismus in der deutschen Schweiz 1930-1945. Zürich 1969.

- ²⁹ Klaus-Dieter Zöberlein: Die Anfänge des deutsch-schweizerischen Frontismus. Meisenheim am Glan 1970.
- ³⁰ Edgar Bonjour: Geschichte der schweizerischen Neutralität. Bd. III: 1930-1939, Bd. IV: 1939-1945. Basel, Stuttgart 1970/71.
- ³¹ GLUT de Thomas Koerfer. In: *Repères. Revue Romande* 9, 1984, S. 200-214.
- ³² Werner Rings: Die «Golddrehscheibe» Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Zürich 1985.
- ³³ «Raubgold aus Deutschland». Zu einer Publikation von Werner Rings. In: *Neue Zürcher Zeitung* 88,17. April 1985.
- ³⁴ Jacob Burckhardt: *Weltgeschichtliche Betrachtungen*. Bern 1941, S. 82.
- ³⁵ *Politisches Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft IX*, 1897, S. 540.
- ³⁶ Max Frickart: Schweizerische Kulturpolitik. In: *Nationales Jahrbuch der Neuen Helvetischen Gesellschaft* 7,1936, S. 60. Vgl. auch: Hans Ulrich Jost: *Politique culturelle de la Confédération et valeurs nationales*. In: B. Crettaz, H.U. Jost, R. Pithon: *Peuples inanimés, avez-vous donc une âme? Images et identités suisses au XXe siècle*. Lausanne 1987, S. 19-38.
- ³⁷ Zum Beispiel Erwin Bucher: *Zwischen Bundesrat und General. Schweizer Politik und Armee im Zweiten Weltkrieg*. St.Gallen 1991.
- ³⁸ Paul Stauffer: *Zwischen Hofmannsthal und Hitler*. Carl J. Burckhardt. *Facetten einer aussergewöhnlichen Existenz*. Zürich 1991; Jean-Claude Favez: *Une mission impossible. Le CICR, les déportations et les camps de concentration nazis*. Lausanne 1988, S. 161-166.
- ³⁹ Louis Guisan, in: *Gazette de Lausanne*, 28.Z.29. April 1984.

MADELEINE DREYFUS

Insel Schweiz: Von der Illusion, die Geschichte nicht verarbeiten zu müssen

Freud schreibt: «Wir heissen also einen Glauben eine Illusion, 347 wenn sich in seiner Motivierung die Wunscherfüllung vordrängt, und sehen dabei von seinem Verhältnis zur Wirklichkeit ab, ebenso wie die Illusion selbst auf ihre Beglaubigung verzichtet».¹ Für die Illusion ist also ihre Ableitung aus den menschlichen Wünschen charakteristisch, mit denen die sie begleitende Verkennung der Wirklichkeit zusammenhängt. Gerade wegen ihrer tröstenden Kraft besteht ihr Wert in der narkotisierenden Wirkung, was heisst, dass sie mit einer Denkhemmung einhergeht. Ihre Funktion ist – Freud zeigt es am Beispiel der Religion – die menschliche Hilflosigkeit, «erbaut aus dem Material der Erinnerung an die Hilflosigkeit der eigenen und der Kindheit des Menschengeschlechts²», erträglicher zu machen.

Ich werde in der Folge zuerst beweisen müssen, dass man glauben kann, die Geschichte aufgearbeitet zu haben, aber damit einer Illusion unterliegt, die etwas Schwieriges und Kränkendes leichter erträglich machen soll.

Bei meinem Titel könnte man denken: das wissen wir doch schon. Wir hätten mehr Juden ins Land einlassen sollen, das berühmte Boot war ja weniger voll als befürchtet. Die älteren würden ergänzen: aber man wusste ja wirklich nicht, ob Hitler nicht doch einfällt. Jüngere könnten einwenden, dass es nun schon lange her sei. Das Thema Ju-

denverfolgung löst oft eine gewisse Peinlichkeit und Hilflosigkeit aus, man möchte das «politisch korrekte» sagen und weiss nicht so genau, was es ist.

Sicher ist die Schweizer Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkrieges ein Thema, das, wenn es überhaupt vorkommt, emotional hoch besetzt ist, und zwar hauptsächlich mit dem Affekt der Empörung.

Diese langanhaltende Empörung und Anklage lese ich als Anzeichen einer psychischen Notsituation, wie ein Kurzschluss, wenn verschiedene und widersprüchliche Gefühle im Zusammenhang mit einem wie diesem bekanntermassen schwierigen Themenbereich mobilisiert werden. Wenn es schwierig ist, etwas differenziert zu denken.

Dabei ist es nur eines der auffälligsten Phänomene bei der Beschäftigung mit diesem Thema, wie rasch man moralisierend und anklagend wird. Ein anderes Phänomen hat mich selbst sehr verblüfft: Die Gefahr, dass einem der Gegenstand verschwindet. Plötzlich sind die Juden und was mit ihnen zusammenhängt, wieder verschwunden – sie gehen im Wust der Tatsachen unter, sie verstecken sich in der Komplexität der Materie. Gleichzeitig ist dies die Form, wie sich der Schweizerische Antisemitismus äussert: es wird auf diskrete Art totgeschwiegen. Das werde ich zeigen.

Erinnern ist eine Bedingung der persönlichen wie auch der sozialen Identität. «Hinsichtlich des Kollektivs stellt die Erinnerung ein soziales Phänomen dar, ein gesellschaftlich produziertes Ensemble von Symbolen, das zur wesentlichen Referenz für Bericht und Erzählung der Gruppe über ihre eigene Vergangenheit wird; hier wird im Regelfälle die fortlaufende Selbst-Wahrnehmung der Gruppe konstruiert» schreibt Saul Friedländer³. Es gibt also bestimmte Sichtweisen der Vergangenheit, bevorzugte Erinnerungen, die sich besonders gut für die Identitätsbildung und -bewahrung eignen.

Welche Erinnerung haben wir an die Schweiz im, oder während des Zweiten Weltkrieges? Wie wurde und wird diese Zeit dargestellt,

wie vermittelt? Und vor allem interessiert mich: Auf welche Weise sprach und spricht man von der Verfolgung der europäischen Juden, die in und über die Schweiz zu fliehen versuchten?

Um eine Aussage darüber machen zu können, wie Erinnerung «produziert» wird, untersuche ich nicht wissenschaftliche Werke, sondern die Darstellung der Flüchtlingspolitik in der Populärkultur, in den Massenmedien Film und Fernsehen, und konfrontiere diese produzierte Erinnerung im Kontext ihrer Entstehungszeit mit den heute – fünfzig Jahre danach – aufgearbeiteten Fakten. Dabei stütze ich mich auf das Buch von Jacques Picard: «Die Schweiz und die Juden», im Chronos Verlag 1994 erschienen, dem ich viele Leser wünsche.

349

Noch vor Kriegsende beginnt bereits die Selbstdarstellung der Schweizerischen Flüchtlingspolitik mit den Vorbereitungsarbeiten für den Film «Die letzte Chance». Regie: Leopold Lindtberg. Buch: Richard Schweizer, Leopold Lindtberg, David Wechsler. Produktion und Verleih: Praesens Film, 1945.

Der Film spielt 1943 und schildert die Flucht einer zusammengewürfelten Menschengruppe von Italien in die Schweiz. Zwei als Zivilisten getarnte alliierte Kriegsgefangene auf der Flucht werden ohnmächtige Zeugen einer Judendeportation; mit Hilfe von italienischen Partisanen erreichen sie ein Bergdorf, die letzte Station vor der Schweizer Grenze. Der Dorfpfarrer hält noch andere Flüchtlinge und einen englischen Major versteckt. Das Radio meldet die Befreiung Mussolinis, worauf der feige und rachsüchtige faschistische Wirt des Dorfes die SS alarmiert, die den flüchtlingsfreundlichen Vater umbringt. Die alliierten Offiziere entschliessen sich, die Gruppe durch einen Schneesturm in die Schweiz zu führen. Als sie vor der Grenze von der Grenzwaiche entdeckt werden, opfert sich ein junger Deutscher und lenkt die Aufmerksamkeit auf sich. Dadurch gelingt es den anderen, den rettenden

Pass zu erreichen. Der englische Leutnant, der dem ebenfalls getroffenen jüdischen Schneider helfen will, wird tödlich verwundet, erreicht aber noch die Schweizer Grenze. Am Grenzposten setzen sich die Alliierten für ihre «Schützlinge» ein. Nach einem eindringlichen Telefonat mit Bern erfolgt endlich der Bescheid, dass der ganzen Gruppe Einlass gewährt wird.

Verschiedene Behördenstellen versuchten die Realisierung des Films offensichtlich zu verhindern oder zumindest bis Kriegsende hinauszuschieben; wahrscheinlich war die eindeutige Benennung von Nazi-Deutschland als Feindbild nicht mit dem behördlichen Neutralitätsverständnis vereinbar.

350

«Ein Hagelwetter von teilweise ganz unmotivierten Vorschriften brauste über die Praesens»⁴ hiess es in einem Artikel in der Nationalzeitung über die wieder einmal unterbrochenen Filmarbeiten. Der Druck der Behörden gipfelte in der Bedingung, dass der Film vor der Fertigstellung dem Bundesrat (als oberster Zensurbehörde) vorgeführt werden musste. Die – bereits gemilderte – Warteszene an der Schweizer Grenze wird beanstandet, und Bundesrat von Steiger moniert, dass nicht einmal der schweizerischen Heilkunst die Ehre erwiesen werde, gelinge es doch nicht, den verletzten Engländer zu retten. Lindtberg sagte später, es sei ihnen vorgeworfen worden, einen anti-schweizerischen Film gemacht zu haben, «nur weil wir den Mut hatten zu sagen: Nicht alles ist so rosig gewesen; die Schweiz hat nicht gesagt: Chömed numme inne, ihr liebe Jude und Emigrante»⁵.

Dann erlauben die Behörden zur Überraschung der Praesens die Aufführung des Films ohne weitere Eingriffe. Mehr als nur das Ende des Krieges ist dabei im Spiel: die latente Botschaft des Films war ja ganz im Sinne einer Werbekampagne für die Menschlichkeit der Schweiz.

Richard Schweizer, der Drehbuchautor, sagte schon an einer Presseorientierung im November 1944 über die Absicht des Films: «Wir möchten zeigen, dass dieses kleine Land trotz aller Schwierigkeiten doch allerlei geleistet hat, prozentual vielleicht mehr als manche

Grossstaaten und dass trotz aller Weisungen im entscheidenden Moment doch die Menschlichkeit gesiegt hat».⁶

Mit dem Kriegsende findet ein eigentlicher Paradigmenwechsel statt: von der geistigen Landesverteidigung im Rahmen der bewaffneten Neutralität, die sich in der Propagierung der «Eigenart» unter Ausblendung des Fremden vollzieht – der «echte» Schweizer Film spielt in den Bergen, es wird pathetisch Mundart gesprochen und er handelt möglichst in einer früheren historischen Epoche – zur «Neutralität in der Solidarität», – in der «Letzten Chance» handelt es sich um eine sehr internationale Gruppe von Flüchtlingen, die einander helfen und denen geholfen wird; es wird hauptsächlich englisch gesprochen – zur allgemein menschlichen Idee der Hilfsbereitschaft, die sich in einträchtiger Zusammenarbeit aller Parteien, Klassen und Konfessionen verwirklichen solle, wie es nun in der Bundesrätlichen Botschaft vom 1.12.1944 hiess.

Anscheinend bestand aber trotz des internationalen Erfolges der «Letzten Chance» ein immer noch unbefriedigtes Rechtfertigungsbedürfnis, denn der Bundesrat gab bereits im nächsten Jahr zwei Filme in Auftrag: das Militärdepartement einen über «Fremde Soldaten auf Schweizerboden», der auf überarbeitetem Wochenschaumaterial beruht, und dann das Justiz- und Polizeidepartement einen Film, auf den ich näher eingehen will. Er steht aus mir unbekanntem Gründen in keinem Verzeichnis, im Bundesarchiv und in der Cinémathèque sind jedoch je eine Kopie vorhanden. Seine Verfälschungen sind heute noch prägend für die Darstellung der Flüchtlingsproblematik in der Schweiz, sie werden immer wieder in aktuell hergestellten Fernsehsendungen, z.B. in der Reihe «Spuren der Zeit», zitiert und natürlich ohne Quellenangabe oder gar weitere Überprüfungen übernommen. Er bildet noch heute den einzigen sozusagen «abrufbaren» bildlichen Hintergrund für die Gestaltung der Flüchtlingsproblematik. Den

Hinweis auf den Film verdanke ich dem Historiker Jürg Stadelmann, der auch an einer «Spuren der Zeit»-Sendung mitgearbeitet hat.⁷

«Flüchtlinge in der Schweiz. Ein Dokumentarfilm». Hergestellt 1947 von der Praesens-Film AG im Auftrag des Bundesrats; ca. 30 Minuten. Regie: Victor Borel.

Im Bundesarchiv befindet sich eine interessante Korrespondenz zur Herstellungsgeschichte dieses Films, der die erste offizielle Aufarbeitung des Themas zuhanden einer breiteren Öffentlichkeit darstellte. Bundesrat von Steiger persönlich machte viele ganz konkrete Vorschläge zum Inhalt. Er verlangte, dass «bei aller kritischen Einstellung ein Werk entstehen müsse, dass deutlich die grossen und schönen Leistungen unseres Landes in der Betreuung und Unterbringung der aufgenommenen Flüchtlinge zeige»⁸. Die zuerst vorgesehenen Titel: «Die grosse Flut» und darauf «Insel im Sturm» waren dem Bundesrat nicht genehm, und so einigte man sich schliesslich auf den weniger reisserischen Titel: «Flüchtlinge in der Schweiz».

Der Film ist insofern dokumentarisch, als Emigranten sich selbst spielen, ebenso wie Schweizer Schweizer spielen. Er enthält ungeheuerliche Verdrehungen, Verharmlosungen und Auslassungen. Die schlimmste Auslassung: das Wort «Jude» oder «jüdisch» kommt gar nicht vor.

Der Vorspann läuft über Bilder von Wellen, man sieht durch das klare untiefe Wasser die Steine eines Seeufers. Einblendung:

Von 1933 bis zum Kriegsbeginn hat die Schweiz viele tausend Flüchtlinge – und während des Krieges weitere 300'000 Asylsuchende aufgenommen – eine grosse Zahl – für ein Volk von nur 4 Millionen Einwohnern auf engem Raum.

Dieser Bericht soll zeigen, wie die Zivilflüchtlinge betreut wurden.

Die grosse Zahl von 300'000 Asylsuchenden lässt sich aber beträchtlich differenzieren:

- 100'000 Militärinternierte (entflozene Kriegsgefangene und Deserteure); Soldaten mussten immer aufgenommen werden.
- 65'000 Zivilflüchtlinge, knapp die Hälfte davon Juden, also weniger als 30'000.
- 70'000 Grenzflüchtlinge, die gegen Kriegsende zumeist nur für wenige Tage in der Schweiz waren.

Separat gezählt werden die Kinder: 60'000 vom Schweizerischen Hilfswerk für Emigrantenkinder und vom Schweizerischen Roten Kreuz (Kinderhilfe) betreute ausländische Kinder, die entweder zu einem mehrmonatigen Erholungsaufenthalt in organisierten Transporten oder aus dem Kriegsgebiet flüchtend zu uns gekommen waren; davon waren schätzungsweise weniger als 5'000 jüdisch.

Der Film beginnt mit der Grossaufnahme einer Regentonne, laut erstem Drehbuch Symbol für die Schweiz, die wie diese auch nur über ein beschränktes Fassungsvermögen verfügt. Die hineintropfende Dachrinne als Symbol für den Flüchtlingsstrom wurde weggeschnitten, so dass die Regentonne einfach Behälter der darauf eingeblendeten Jahreszahl 1933 wird. Im off hört man einen deutschen Radiosender von einem nationalsozialistischen Fackelzug durch die Wilhelmstrasse und von der neuen Freiheit für Deutschland reden. Im Bild erscheint dann ein etwa 30jähriger Schweizer, im Drehbuch sinnigerweise Wehrli genannt, der eine Giesskanne mit Regenwasser aus der Tonne füllt, Blumen im hochsommerlichen Garten giesst und dann enerviert das Radio abstellt. Darauf giesst er weiter, während eine männliche Kommentiarstimme spricht:

Nicht jeder Schweizer verstand schon jetzt wie dieser Bürger den drohenden Sinn solcher Worte...

Wehrli schaut auf, er scheint etwas zu hören. Schnitt auf eine Landstrasse, auf der ein Mann müde geht und dann absitzt.

Schon kamen einzelne Verfolgte über die Grenze. Sie bildeten die ersten Tropfen einer grossen Flut (Musik setzt ein).

Der Flüchtling sitzt jetzt in einem Amtszimmer, bei einem Priester, der seinen Pass anschaut.

Die Flucht liess ihnen keine Zeit für die Erfüllung der Grenz- und Passformalitäten.

354 Nehmen wir zur Kenntnis, was gesagt wird: Verfolgte kamen über die Grenze. Wer sind denn die gehetzten Verfolgten? Gegner des Nationalsozialismus. Aus dem Zusammenhang ist aber klar, dass mit den Verfolgten Juden gemeint sind. Schockierend ist, dass sie nicht genannt werden. Weiter heisst es, dass die Flüchtlinge keine Zeit hatten für die Erfüllung der Grenzformalitäten. So wird ihnen selbst die Schuld an ihren Schwierigkeiten an der Grenze zugeschoben und gleichzeitig wird das alttestamentarische Motiv des hastigen Auszuges aus Ägypten wiederholt. Die eigene Beteiligung, der «Judenstempel» als Schweizer Erfindung zur Erschwerung des Grenzübertritts wird ganz einfach unterschlagen. Beim Anblick des von Berufes wegen gütigen Pfarrers, der im Pass blättert, kann man tatsächlich glatt vergessen, dass die Schweiz aktiv die Aussperrung der Juden betrieben hat und nicht etwa so pfleglich mit den Flüchtlingen umging wie der blumengiessende Wehrli.

Wie wird im Film der finanzielle Aspekt der Flüchtlingspolitik dargestellt?

Bild: innen, Treppenhaus. Ein Mann im Regenmantel läutet. Jemand öffnet, erhält vom bittstellenden Mann ein Blatt Papier in die Hand gedrückt, die Tür schliesst sich.

Männliche Kommentarstimme:

Der einzelne Schweizer Bürger, von eigenen Existenzsorgen bedrängt, fand nicht immer gleich das richtige Verständnis für das neue Flüchtlingsproblem.

Die Türe öffnet sich, der Mann bekommt etwas in die Hand gedrückt und verabschiedet sich dankend nach oben.

Kommentar Frauenstimme:

...und dennoch war es vor allem persönliche Hilfsbereitschaft, die sich für die ersten Flüchtlinge einsetzte. Freunde und Helfer aller Kreise gaben ihnen die erste Geborgenheit.

355

Bild: ein Mädchen mit Zöpfen trägt Kissen zum angezogenen Feldbett, das in einer früheren Szene in der vollen Stube aufgestellt worden war.

Bett, Stube, Brot. Diese erste Fürsorge konnte jedoch nur die brennendste Not mildern.

Bild: einem zeitungslisenden Mann wird im Restaurant Kaffee serviert. Dann gross eine Uhr:

Wo es anging, wurde den Flüchtlingen Arbeitsbewilligungen erteilt, so vor allem Ärzten, Technikern, Spezialarbeitern und Hilfskräften in der Landwirtschaft. Der Wunsch jeden Flüchtlings nach einer sinnvollen Arbeit liess sich sehr oft nur schwer erfüllen.

Stunden, Tage, Monate und Jahre des Wartens auf eine Weiterreise verstrichen.

Wie muss man den Satz: wo es anging, wurden Arbeitsbewilligungen erteilt, einordnen? Die Schweizer Zuschauer mussten 1947 doch noch wissen, dass dies der Politik der Schweiz als Durchgangsland krass widersprochen hätte. Wird da eine Geschichtsfälschung vorbereitet?

Bild: Das Mädchen und ein kleinerer Knabe betten noch ein Feldbett in der nun ganz verstellten Stube.

Frauenstimme:

Die private Hilfstätigkeit strengte sich noch mehr an, bis die Aufgabe zu gross wurde. Immer mehr mussten auch die Behörden einspringen....

356 Ich unterbreche hier die Filmgeschichte und mache einen Exkurs über die finanzielle Situation der Juden in der Schweiz: Heinrich Rothmund, der Chef der Fremdenpolizei, hatte bereits im März 1939 an der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (der Dachorganisation der Schweizer Juden) gesagt, es gebe keine bindende Verpflichtung zu Zahlungen, aber es sei im Interesse der Schweizer Judenheit, das Flüchtlingswerk weiterhin vollumfänglich zu tragen, um jeden Antisemitismus im Lande zu vermeiden. So erpresserisch sieht also die Freiwilligkeit der jüdischen Verpflichtung aus. Die Übernahme der Unterhaltskosten durch die privaten Hilfsorganisationen war aus jüdischer Sicht von Anfang an *Bedingung* für die Aufnahme jüdischer Flüchtlinge.

Über diese «Denaturierung des Asylrechtsgedankens» empört sich Alfred A. Häsler mit den treffenden Worten: «Wer sich die Suppe der Menschlichkeit eingebrockt hatte, sollte sie nun auch selber auslöffeln»⁹. Den Historiker Picard erinnert dieses Verhalten an das voremanzipatorische Muster, die eigenen Juden (unter Todesdrohung) finanziell mit Kopf- und Leibsteuer zu schröpfen. Obwohl also schon Häsler vor fast 20 Jahren auf dieses trübe Kapitel hinwies, wurden die Bedeutung und die ganze Tragweite der Schweizer Finanzpolitik im Zusammenhang mit der Flüchtlingssituation erst durch Picard aufgearbeitet¹⁰.

Kommen wir zum Flüchtlingsfilm zurück, zur Darstellung der Zeit der höchsten Not im Sommer 1942:

Im Wasser schwimmt eine Zeitungsseite der «Neuen Zürcher Nachrichten». Schlagzeile: «Deportationen aus dem unbesetzten Frankreich». Dramatische Musik.

Schnitt. Ufer mit Felsbrocken mit hohen, stürmischen Wellen. Darauf eingeblendet: 1942.

Eine Landschaft, eine Strasse mit zusammengebrochenen Autos. Ein junger Soldat schaut durch einen Feldstecher. Eine grössere Gruppe Flüchtlinge mit Koffern gehen durch ein Waldstück auf Schienen zu, dann sieht man sie von vorn an Grenzsoldaten vorbei über die Gleise schreiten. Eine zählende Hand in Grossaufnahme. Ganze Massen kommen da, Grossaufnahmen von Frauen, Männern, Kindern, teilweise durch Stacheldraht. Ein Kind mit grossen dunklen Augen. Wieder zählende Soldaten. Mehr Gesichter, ein östlich aussehender junger Mann mit abstehenden Ohren, ein alter Mann mit Brille, der zum Soldaten sagt:

357

um Gottes Willen, holen Sie meine Frau, da drüben, nur 5 Kilometer!

Die abwinkende Geste des Soldaten. Die dramatische Musik schweigt.

Ein Schreibtisch, uniformierte Hände, die mit Bleistift schreiben.

Militärische Stimme:

Einzelwünsche können vorerst nicht berücksichtigt werden. Alle sofort Richtung Hinterland abtransportieren. Grenzzone muss frei bleiben.

In der Zeit zwischen April und Dezember 1942 kamen ca. 8'000 Zivilflüchtlinge ins Land. Der bedeutendste Teil der Aufnahmen im Film stammt aus Wochenschauen von Ende 1944 und April 1945, als es entlang der Schweizer Grenze zu Kämpfen kam bei der Befreiung Frankreichs, dann Deutschlands und Österreichs durch die alliierten Armeen. Die länd-

liche Zivilbevölkerung drängte massenhaft über die Grenze, die meisten kehrten im Übrigen nach wenigen Tagen wieder in die Heimat zurück. Gespielte Sequenzen (die zählende Hand, die Geleise überschreitende Einerkolonne) und dokumentarische Aufnahmen aus einem anderen Zusammenhang und einer anderen Zeit wechseln sich in rascher Folge ab und werden so ununterscheidbar. Auf diese Weise entsteht die Visualisierung der «Flüchtlingsflut».

Ich habe in der Cinémathèque sämtliche Wochenschauen seit Kriegsausbruch, die irgendwie mit Flüchtlingen zu tun haben, angeschaut: Die folgende Aufzählung ist vollständig: 1940 ein Beitrag über internierte Polen und Franzosen, dann betreffen 8 Beiträge bis 1944 Kinderhilfe und Sammlungen für das rote Kreuz. Kinder sind also das bevorzugte Sujet, sowohl um an das gute Herz zu appellieren wie auch um unsere Grosszügigkeit zu demonstrieren.

Dann drei Beiträge über das Kriegsende: aus dem Beitrag über flüchtende ElsässerKinder bei der Befreiung Frankreichs nahe Basel im Winter 1944 kommen Bilder hier im falschen Zusammenhang mit 1942 vor, ebenso wie die Gesichter aus der dichtgedrängten Menschenkolonne, die im April 1945 bei St. Margrethen über die Grenze will. Es handelt sich hier wie gesagt um Militär- und Zivilpersonen aus unseren Nachbarländern, die sich vor den vorrückenden Alliierten in Sicherheit bringen wollen!

Das schamlose bei dieser doppelten Fälschung – anderer Zeitpunkt, andere Personen – ist nicht nur die Verwendung der zugegeben eindrücklichen Bilder im Rechtfertigungsbestreben nach Kriegsende, mit nachgestellten Sequenzen gemischt und dadurch nicht mehr zu unterscheiden, sondern dass diese Bilder im gleichen falschen Zusammenhang immer noch verwendet werden – beispielsweise, und das war, obwohl es schwer zu glauben ist, 1992 in der Sendung «Löcher im Grenzzaun» in der Reihe «Spuren der Zeit»,

wo einem durchaus kritischen Text über unsere Grenzschiessungspolitik dieses Filmmaterial unterlegt wird.

In verschiedenen Fernsehsendungen, die irgendwie mit dem Thema zu tun haben, müssen immer die gleichen Gesichter wie schon in diesem ersten Film von 1947 zur «Illustration» erhalten. Ein ausgemergelter junger Mann mit abstehenden Ohren – wahrscheinlich ein geflohener polnischer Kriegsgefangener, aber vielleicht sieht er jüdisch aus – und ein eben nicht offensichtlich elsässisches Mädchen mit grossen, vielleicht jüdischen Augen. Das emotionalisiert die Atmosphäre und erspart das Aussprechen des Wortes jüdisch, das im Übrigen in den Wochenschauen erstmals nach Kriegsende fällt: Ein paar Buchenwald-überlebende Jugendliche dürfen sich bei uns auf ihre Weiterwanderung nach Palästina vorbereiten.

Zum Schluss möchte ich darauf eingehen, wie der Film die Rückweisungspolitik behandelt:

Ein Telefon schrillt. Soldaten sitzen in einem Amtszimmer. Der ältere nimmt ab und winkt dem anderen.

Heute früh haben an unserem Posten schon wieder 253 Flüchtlinge die Grenze überschritten, darunter auch Frauen und Kinder. Wo sollen sie hin?

Der Soldat ins Telefon:

Muss Meldung weiterleiten. Ich läute auf.

Er beugt sich mit dem jüngeren Soldaten über Akten, da läutet das Telefon schon wieder:

Ici Les Verrières. D'après les dernières nouvelles ici (zwei Worte unverständlich) des allemands. On ne les refoule pas, mais, nous n'avons rien pour les loger.

Der Soldat am Telefon wählt eine Nummer.

Ein ziviles Büro, an der Wand eine Schweizer Karte mit eingezeichnetem Reduit. Der Beamte nimmt das Telefon ab:

Bei uns ist leider alles überfüllt. Kann die Armee keine Hotels mehr freigeben?

Das berüchtigte Wort *Refoulement* kommt nur im französisch gesprochenen Telefongespräch vor, in der Verneinung: *on ne refole pas*. Wir weisen nicht zurück, im Gegenteil, wir lassen die Flüchtlinge in Hotels logieren. Da wird etwas verneint, ungeschehen gemacht, von dem man annehmen muss, man wünschte sich nachträglich, es wäre nicht geschehen. Tatsächlich ist es unmöglich, die genaue Zahl der zurückgewiesenen Flüchtlinge anzugeben, umso mehr, als man nicht weiss, wie viele sich von einer Flucht in die Schweiz durch die bekannte Härte haben abschrecken lassen. Aufgrund der bei der Polizeiabteilung eingegangenen Rapporte erfolgten von August 1942 bis zum Kriegsende 9751 Rückweisungen. Diese Tatsache wird im Film nicht nur nicht erwähnt, es wird sogar behauptet, wir weisen nicht zurück. Als psychoanalytischer Begriff heisst *Refoulement* auf deutsch: die Verdrängung. Ihr Wesen besteht in der Abweisung und Fernhaltung von Vorstellungsrepräsentanzen vom Bewussten¹¹. So grosszügig, wie es im Film erscheint, wäre man gerne im Nachhinein gewesen.

Der Film wurde von der Presse nicht unkritisch aufgenommen. Der NZZ-Kritiker hätte «eine profundere Behandlung des Flüchtlingsproblems nicht ungerne gesehen» und wünschte sich die Erweiterung des Films um ein «Kapitel, das die homerische Grösse des Flüchtlingsschicksals spürbar machen müsste»¹².

Dokumentaraufnahmen über die Befindlichkeit der Flüchtlinge in der Schweiz wären ein Jahr nach Kriegsende schon zu bekommen gewesen, allerdings hätte man wahrscheinlich nicht gerne gehört, was die Flüchtlinge zu sagen gehabt hätten. Es wird festgestellt, dass etwas fehlt, aber es

wird wiederum an den Flüchtlingen festgemacht, projiziert. Was fehlt ist doch eine selbstkritische Reflexion über das eigene Verhalten und was es bei den Flüchtlingen bewirkt hat.

1. Zehn Jahre später, der kalte Krieg:

Im Jahr 1957 erscheint im Auftrag des Bundesrates der Ludwig-Bericht¹³, als Antwort auf Beschuldigungen im Schweizerischen Beobachter, dem noch amtierenden Chef der eidgenössischen Polizeiabteilung komme das «schreckliche Verdienst zu, 1938 den Nationalsozialisten den Weg zur amtlichen Kennzeichnung der Juden (J-Stempel) gebahnt zu haben.»¹⁴

361

Im Mittelpunkt dieses grundlegenden und schonungslosen Berichtes steht klar die Flüchtlingspolitik gegen Aussen: es werden erstmals erschütternde Dokumente über Grenzschiessungserlasse und Abweisungen veröffentlicht. Deshalb wurde er mit der mehrseitigen Rechtfertigung von alt Bundesrat von Steiger versehen, der meint, «man habe in der Zeit manches über die KZ-Greuel nicht gewusst» – eine Behauptung, die heute glaubhaft widerlegt ist¹⁵, wenn sie auch nach wie vor ihre Anhänger findet.

Die auf den Ludwig-Bericht erfolgte offizielle Neubesinnung über «die Handhabung des Asylgesetzes in Zeiten erhöhter internationaler Spannungen und eines Krieges» konnte von den Behörden wie auch von der Bevölkerung bei den ideologisch verfolgten Ungarn 1956 in einmaliger Einmütigkeit demonstriert werden.

Der erste Spielfilm seit 10 Jahren, der sich mit der Flüchtlingsthematik auseinandersetzt, fällt in diese Zeit und gerät nun in das antikommunistisch aufgeheizte Klima:

«Der 10. Mai». Regie und Produktion: Franz Schnyder (1957); gekürzte Fassung unter dem Titel: «Der 10. Mai 1940» von Hermann Haller 1976.

Der Film stiess auf eine Mauer der Ablehnung und fiel beim Publikum durch. Schnyder schwankt zwischen dem geschichtstreuen kritischen Bezug auf einen bestimmten historischen Tag (Überfall Deutschlands auf das neutrale Holland und Belgien) und vagen Andeutungen ganz im Zeichen des Kalten Krieges gegen ein totalitäres Regime (die unausgesprochene Parallele zur Ungarnkrise von 1956). Seine Botschaft wurde nicht wirklich klar: er klagt an und entschuldigt zugleich. Damit annulliert er die mögliche Wirkung seiner Aussage immer gleich selbst. Trotzdem: Schnyder wagte als einziger mit einem Spielfilm ein Stück «Vergangenheitsbewältigung» bis zu Imhoof mehr als zwanzig Jahre später.

Ich möchte daraus die ersten Minuten zitieren, wo der Zöllner Tschumi (Emil Hegetschweiler) den Flüchtling Kramer (Heinz Reineke) am Rheinufer überrascht. Der Zöllner nimmt den platschnassen Flüchtling in seine Stube mit und fragt ihn über seine Fluchtmotive aus, da Kramer keine Papiere hat. Kramer gibt politische Motive an (er hat schlecht über Deutschland geredet, was ein Gestapomann gehört habe, und sei deswegen jetzt gefährdet). Da kontert der nicht überzeugt scheinende Zöllner:

Ich glaube Ihnen – aber ob die Grenzwache Ihnen glaubt? Sie sind nicht der einzige, der zu uns hereinkommen will!

Man sieht den Schrecken in den Augen des Flüchtlings:

Ja, aber, das können sie doch nicht...

Der Zöllner steht auf und nimmt beim Reden sein Gewehr und noch eines, das an der Wand hängt, mit:

Ich muss jetzt noch einmal auf die Strecke. Wenn ich zurückkomme, sind Sie nicht mehr da und ich habe Sie nie gesehen.

Auffällig ist an diesem Ausschnitt, wie wenig unbequeme Fragen aufgeworfen werden: Wäre Kramer ein Jude, müsste Schnyder vom totgeschwiegenen und verleugneten Antisemitismus sprechen. Wäre er Kommunist, würde er sich die Sympathien des Publikums zum vornherein verscherzen. So bleibt der Fluchtgrund diffus – der Zöllner bemerkt auch, dass Kramer nicht beweisen kann, dass er in Deutschland den Tod riskiert. Aber ebenso unbestimmt erscheint der Grund, warum der Zöllner den Flüchtling ins Land lässt: aus reiner Menschlichkeit? Aber warum hat er dann nicht von Anfang an weggeschaut? Oder ist er gar mit der rigorosen Flüchtlingspolitik nicht einverstanden?

363

Zu dieser Unbestimmtheit passt auch, dass der Schluss des Films alles offen lässt: wie es nun mit der Liebesgeschichte weitergeht ebenso wie ob Kramer bleiben darf. Kramer stellt sich nach Irrungen und Wirrungen der «Inkarnation des menschlichen Beamten», wie der Filmhistoriker Hervé Dumont¹⁶ Heinrich Gretler nennt, der ihm den Bescheid gibt, seine Chancen seien gut, wenn er schön die Wahrheit sage ... wieder wird so getan, als ob es keine klaren Verordnungen gegeben hätte!

Die Filmkritiken verweisen auf die «aktuelle Bedrohung» und die «erneute Gefährdung», die vor der Tür stünden, und setzen die Situation der Schweiz im Ost-Westkonflikt mit der Bedrohung durch die faschistischen Mächte im Zweiten Weltkrieg gleich. Es ist das gleiche Muster wie beim Flüchtlingsfilm von 1947: mit grossem Engagement und Aufwand wird der Versuch unternommen, an die Geschichte anzuknüpfen, zu erinnern. Jetzt wird aber das Fehlende – die Auslassung – sozusagen mit Zeitgeist gefüllt, wie eine Plombe.

2. Ende der sechziger Jahre, Hochkonjunktur

Ab Mitte der sechziger Jahre kommen mehrere Beiträge zum Thema an die Öffentlichkeit. Zuerst im neuen Medium Schweizer Fernsehen:

«Advokaten des Feindes». Dokumentation von Werner Rings in vier Teilen, 1966. Als Buch im Econ Verlag, Wien-Düsseldorf, im gleichen Jahr mit dem Untertitel: «Das Abenteuer der politischen Neutralität» erschienen.

«Schweizer Diplomaten vertraten im Zweiten Weltkrieg die Interessen einander feindlich gesinnter Länder» heisst der Untertitel der Serie. Die letzte Sendung zeigt Erfolge und Misserfolge dieser Advokaten, d.h. der Schweizer Schutzmacht und des IKRK.

In didaktischer Absicht befragt Rings Zeugen vor allem zur Situation der Juden in Ungarn, teilt Zahlen und Fakten über ihre Situation nach der deutschen Besetzung mit, berichtet von Rettungsaktionen in der Schweiz ansässiger Juden und würdigt die hervorragenden Leistungen von Konsul Lutz und IKRK-Delegiertem Dunand. In kurzer Zeit werden viele bewegende und auch damals unerhörte und neue Informationen erwähnt, wobei die Schweizer Vermittlungsleistungen im Namen der Neutralität einen zentralen Platz einnehmen.

Im gespielten Kreuzverhör gibt Rings einer fragenden Stimme Auskunft:

Darf ein neutraler Schweizer eine Meinung haben und sie äussern?

Ja, Neutralität ist Sache des Staates, nicht des Bürgers (...)

Wäre es statthaft, dass Wahrheit und Menschenliebe der Neutralität geopfert werden?

Nein. (...)

Was antwortete die Schweizer Regierung auf deutsche Proteste gegen die Verbreitung sogenannter Greuelmärchen: dass es sich um Tatsachen handle und sie nichts gegen die Verbreitung zu unternehmen gedenke.

Die Wirkung sei erstaunlich gewesen, sagt darauf eine dazwischengeschchnittene Frau, der ungarische Regierungschef Horthy wurde mit Protesten bombardiert und die Deportationen von Juden aus Ungarn (nach Auschwitz) wurden am 18. Juli 1944 eingestellt. (Ebenso wirkungsvoll dürfte allerdings die reale Bombardierung Budapests gewesen sein.) Rings fragt weiter, eindringlich in die Kamera:

365

Warum erst jetzt? Seit 2 Jahren wusste man Bescheid. Waren Nachrichten aus einem neutralen Land zuverlässiger? Oder weil man wusste, wer gewinnen würde? (...) Das sind Fragen, die offen bleiben.

Ob ein neutraler Schweizer eine Meinung haben und äussern darf, ist als Frage heute so nicht mehr nachvollziehbar und gehört in den Kontext des Kalten Krieges, ganz im Gegensatz zum Wunsch, dass unser Protest, als er endlich in den letzten Kriegsmonaten ausgesprochen wurde, eine so grossartige Wirkung gehabt haben möge. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn unsere Regierung früher protestiert hätte! Rings stellt dann aber tatsächlich eine Frage, auf die es nur äusserst beschämende Antworten geben kann: Warum hat die freie Welt nicht früher und wirkungsvoller protestiert?

Im folgenden Jahr (1967) kam Alfred A. Häslers Buch «Das Boot ist voll. Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-45» heraus, das ein ausserordentliches Echo ausgelöst hat. Häslers wiederholt die bedeutsamsten Fakten aus dem Ludwig-Bericht und ergänzt sie mit erschütterndem Material von privaten Hilfsorganisationen und von Einzelnen, die in der Flüchtlingshilfe gearbeitet hatten. Er betont den Widerstand in Teilen der Bevölkerung gegen die Hartherzigkeit der Be-

hören, was in ein stark emotionalisiertes Bild von Heinrich Rothmund mündet. Im Gegensatz dazu stellt Edgar Bonjour in seiner monumentalen «Geschichte der Schweizerischen Neutralität» die These einer «Kollektivschuld» auf:

Es scheint allzu billig, wegen der begangenen offensichtlichen Fehler nach den Behörden jener Zeit mit Steinen zu werfen. Die ganze damalige Generation hat versagt und ist mitschuldig. Denn in einer direkten Demokratie wie der schweizerischen wäre das Volk, wenn es sich richtig aufgegrafft hätte, durchaus nicht gezwungen gewesen, den ihm unleidlichen Kurs der Regierung mitzutragen. Die Grundwelle der schweizerischen Empörung, von der man hinterher so viel sprach, scheint doch nicht genügend stark gewesen zu sein, um die behördliche Politik zu ändern¹⁷.

1973 wurde im jetzt farbigen Schweizer Fernsehen die dreizehn-teilige populäre Serie «Die Schweiz im Krieg» wiederum von Werner Rings gesendet. Eine von wie gesagt dreizehn Folgen ist der Flüchtlingspolitik gewidmet und trägt den bezeichnenden Titel: «Der dunkle Punkt». Wie schon in seiner ersten Serie setzt er medienbewusst auf die Personalisierung der Handlungszusammenhänge, indem er viele der damals noch lebenden Protagonisten vor der Kamera über die damaligen Ereignisse sprechen lässt und so ein interessantes zeitgeschichtliches Dokument herstellt.

Offensichtlich gab es fünfundzwanzig Jahre nach Kriegsende angesichts des zunehmenden wirtschaftlichen Aufschwunges das Bedürfnis, unser Abseitsstehen und Profitieren während des Krieges wettzumachen; die «guten Dienste» im humanitären Bereich sind ein neues Schlagwort in der Aussenpolitik und die Schweiz wird als Musterland (die direkte Demokratie) und als Vorbild im Kontext des kalten Krieges eingebettet.

Mit der unablässig gestiegenen Konjunktur hat man neue, ausländische Arbeitskräfte ins Land geholt – aber, wie Max Frisch sagte, es kamen Menschen. Vielleicht lautere, lebhaftere, jedenfalls

fremde; unschweizerische. Es entstand eine Abwehrhaltung gegen das, was man in der Deutschschweiz «Überfremdung» nannte. In der Abstimmung von 1970 verlangten immerhin 46% der damals noch ausschliesslich männlichen Stimmbürger (bei einer ausserordentlich hohen Stimmbeteiligung von 75%) mit James Schwarzenbach die Ausweisung von rund 400'000 Ausländern.

Alt SP-Präsident Helmut Hubacher kommentierte kürzlich den Tod von James Schwarzenbach in der Weltwoche und meinte, dieser habe einen Riss im nationalen Konsens verursacht¹⁸. Hubacher schreibt von Schwarzenbachs Saat, die leider aufgegangen sei. Das halte ich für eine unnötige und simplifizierende Personalisierung des Bösen, wie sie aber im Zusammenhang mit dem Erklärungsnotstand beim Thema «Ausgrenzung» oft vorkommt. Es gab ja schon während des Krieges – und gewiss auch vorher, aber das kann ich hier nicht ausführen – zwei Aspekte der Schweiz: der offene, liberale Bundesstaat der Confoederatio Helvetica, dem wir die Verfassung von 1848 verdanken, mit der seit 1866 verankerten Niederlassungsfreiheit für Juden, und andererseits die innengerichtete, abgeriegelte Eidgenossenschaft, die sich auf die Urschweiz und den Rütli Schwur bezieht. Diese beiden Tendenzen – bei einem Individuum würde man von Ambivalenz sprechen – tauchen zeitgeistgefärbt abwechselnd auf, immer wird die eine von Vertretern der anderen als gefährlich gebrandmarkt. Sie halten ein Gleichgewicht, das mit unserer Neutralitätspolitik nicht nur als aussenpolitisches Programm beschrieben werden kann. Beide Teile, Liebe und Hass gegenüber denselben Objekten, gehören zur Schweiz und machen sie aus, ganz wie die beiden Seiten des Röstigrabens.

In der Erinnerungsproduktion der Hochkonjunkturzeit Ende der sechziger Jahre treffen wir zwei Seiten an: Selbstkritik und Selbstüberhöhung. Wir stellen uns dar mit dem – wohlwollenden – Blick von aussen nach innen, vermeiden damit aber, in den Spiegel zu schauen. Die Illusion besteht jetzt darin, dass man meint, mit der

Selbstanklage des doch nicht ganz voll gewesenen Bootes die Schuld auf sich genommen zu haben. Gleichzeitig findet jedoch als Gegenbewegung die Hochhaltung des Sonderfalls statt, die durch die Mythisierung der Neutralität die zugegebene Schuld neutralisiert und so wieder ungeschehen macht. Neutralität ist somit nicht nur ein Programm nach aussen, sondern auch nach innen. Der Konflikt wird entschärft, die ätzende Säure des schlechten Gewissens und der Scham mit einer Lauge, gemischt aus Sonderfall, humanitären Werken und Empörung neutralisiert. So funktioniert die betäubende Wirkung der Illusion. Deshalb hat die Betroffenheit auch keine politischen Folgen, das Flüchtlingswesen wird nicht etwa einem anderen als dem Polizei- und Justizdepartement unterstellt. Denken und Handeln bleiben voneinander abgespalten.

3. Achziger Jahre bis heute:

Die antiautoritäre Generation befragte in Deutschland die Väter, was sie denn im Krieg gemacht haben. In der Schweiz schlug sich der Impetus der 68er-Bewegung im Film in Form von kritischen Dokumentarfilmen zu Themen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs nieder. Mit der Flüchtlingspolitik setzt sich Markus Imhoof auseinander, im dokumentarischen Spielfilm «Das Boot ist voll». Buch und Regie: Markus Imhoof (1981).

Schon im Titel auf Häsler verweisend, zeigt Imhoof exemplarisch eine Geschichte aus der Epoche der grössten Härte (1942/43). Jetzt ist es endlich möglich, der Tatsache ins Auge zu sehen, dass mit unserer Transitlandideologie und der daraus folgenden Rückweisungspolitik Menschen in den sicheren Tod geschickt wurden. Menschen, die ein Gesicht haben, Gefühle – nicht abstrakte Zahlen. In diesem Zusammenhang erstaunt es nicht, dass er ähnlichen Schwierigkeiten wie «Die letzte Chance» begegnet: Der Bund ver-

weigert einen Herstellungsbeitrag mit der Begründung: «Es fehle dem Projekt die historische Distanz und Würdigung, es wirke dramaturgisch veraltet und erinnere in einem negativen Sinn an Volkstheater».

Hier möchte ich nur auf die letzten Minuten aufmerksam machen:

Ein Auto der Polizei fährt mit den Flüchtlingen, die eine diskretere Rückweisung durch ihren Betrug verspielt haben (der vorgetäuschte Familienzusammenhang, um in die Kategorien der aufzunehmenden Flüchtlinge zu passen), auf die Rheinbrücke zu und hält an. Im letzten Moment wird doch das kleinste, knapp sechsjährige Kind von der Rückweisung verschont: der französische Bub kommt in den Genuss der Freiplatzaktion. Der alte Herr wird (zynischerweise!) noch ärztlich untersucht und bekommt eine Spritze. Die rationierten Lebensmittel werden den Leuten abgenommen. Den Kindern wird noch ein Stück Schokolade in den Mund gestopft: «Esst noch, soviel Ihr könnt!» heisst es.

369

Die junge Frau versucht noch ein letztes Argument anzubringen: sie sei schwanger. Es wird nicht besonders glaubwürdig vorgetragen und mit dummen Sprüchen abgetan. Schliesslich sind Gepäck und Menschen fertig untersucht und werden Richtung Deutschland über die Brücke abgeführt. Über der kleiner werdenden Gruppe erscheint eine Schrift, die vom weiteren Schicksal der Gruppe berichtet: alle sind umgebracht worden.

Schon die zwei Jahre zuvor veröffentlichte «Blick»-Serie von Karl Lüönd: «Der Schweizer Holocaust», das Echo des Boulevardblattes auf die deutsche Ausstrahlung der Fernsehserie «Holocaust», geht sehr kritisch mit der Schweizer Flüchtlingspolitik zu Gericht. Jetzt, fünfunddreissig Jahre nach Kriegsende, eine ganze Generation später, darf die Wahrheit ausgesprochen werden. Wir haben Menschen, die bei uns Zuflucht suchten, in den sicheren Tod zurückge-

schickt. Könnte man also nicht behaupten, wir haben die Geschichte aufgearbeitet?

Nun sind wir bereits so angestrengt, dass wir der Wahrheit ins Gesicht zu sehen wagten, dass wir schon ganz erschöpft sind. Denn das wenige, das in der Folge, das heisst in den letzten 15 Jahren, zur Darstellung kam, ist einerseits die Wiederholung der Selbstanklage, andererseits die Ehrenrettung der Schweiz durch das Verhalten Einzelner, vor allem durch Hauptmann Grüninger. Ich verweise hier auf die schon erwähnte Reihe «Spuren der Zeit» und Irene Loebells Film «Die Schweiz und die Juden» 1994, in dem ein KZ-Überlebender erzählt, wie er von den Schweizer Behörden in Ketten der Gestapo übergeben wurde.

Ausser einer ethnologischen Sendung über die Juden in der Schweiz ist dies das erste Mal, das jemand das Wort «Juden» im Titel einer Sendung ausspricht. Im Computerarchiv des Schweizer Fernsehens betreffen die meisten Einträge unter «Jüdisch» die Siedler in den besetzten Gebieten Israels.

Man kann, wohlwollend, darin eine Scheu erblicken, gerade weil man nichts falsch machen will, oder sogar die nichteingestandene Scham über unser Verhalten. Ich behaupte, es handle sich um ein Totschweigen: so äussert sich die Schweizer Art des Antisemitismus. Mit dem hartnäckigen Vermeiden des Wortes «Jude» wird das Unangenehme – die Schuld – zum Verschwinden gebracht.

Der Antisemitismus ist für die meisten Schweizer immer noch ein «deutsches Problem», das hier keine gesellschaftliche Relevanz besitzt. Wir haben uns traditionell von den Deutschen abgegrenzt (die Sauschwabe), was der Nationalsozialismus nur besonders stark alimentiert hat. Deutsche Nazis haben die Juden umgebracht, deshalb leuchtet es jedem Schweizer ein, dass in Deutschland die Vergangenheit «bewältigt» werden muss. In der Schweiz wurden die Juden nicht nur nicht umgebracht, sondern sogar welche gerettet. Trotzdem gibt es den «dunklen Punkt» in unserer Geschichte.

In Deutschland entstand aus der Anerkennung der Schuld der Gedanke der Wiedergutmachung: wie auch immer man die daraus abgeleitete Ausführung beurteilt: einen – bei allen Unterschieden – analogen Versuch, Schuld auf sich zu nehmen und *Handlungen* daraus abzuleiten, gibt es in der Schweiz nicht.

Als Abwehr gegen unangenehme und konflikthafte Gefühle sind uns die Mechanismen der Verdrängung und der Abspaltung geläufig: Die Verarbeitung der Schweizer Geschichte mit der Judenverfolgung wird als gar nicht notwendig empfunden oder sie wird den Juden selbst überlassen.

Indem sie sich selbst zur Sprache bringen müssen, wird den Schweizer Juden die Aufgabe delegiert, die Schweizer Geschichte verarbeiten zu müssen. Dies unterbleibt nicht nur aus Angst vor latentem Antisemitismus, sondern auch, weil die zahlen- und einflussmässig enorm überschätzten jüdischen Gemeinden (in der Schweiz leben weniger als 20'000 Juden) ganz mit der Schweizer Art und Weise identifiziert sind.

371

Es ist – im Gegensatz zur Wirkung des Buches über Hauptmann Grüniger – ja auch nicht als Ereignis gefeiert worden, dass diese Geschichte – von einem jüdischen Historiker, *nota bene* – nun endlich geschrieben werden konnte.

Es ist wahr und konnte fünfundsiebzig Jahre nach Kriegsende auch als Erinnerung produziert werden, dass wir hartherzig waren und dass das Boot weniger überfüllt war, als es damals schien. Verantwortliche werden benannt: einzelne Behördenmitglieder, die Regierung oder das Bonjour-sche Kollektiv, und in Bezug auf die Aufarbeitung sogar die Schweizer Geschichtswissenschaft als solche – und gleichzeitig stimmt ja auch, dass mindestens ein Teil der Bevölkerung mit den Flüchtlingen solidarisch war.

Es gibt immer wieder Anläufe, die Geschichte zu erinnern, und die Erinnerungsproduktion hat sich, wie ich gezeigt habe, immer mehr den tatsächlichen Ereignissen angenähert.

Dennoch sind wir weit entfernt von einem freien Umgang mit diesem Stück unserer Geschichte.

Im November 1994 berichtete der Filmer Marcel Ophuls in einem Interview in «10 vor 10» zu seinem neuen Dokumentarfilm über die Kriegsberichterstatter in Jugoslawien, dass er einen Film über seine Jugendjahre während des Krieges im Kinderheim in Adelboden im Berner Oberland drehen wollte. Das Bundesamt für Kultur habe ihm beschieden, er bekomme keinen Beitrag, weil er den Inhalt nicht präzise genug ausgeführt habe. Man kann sich leicht vorstellen, dass Ophuls sich nicht an die immer noch gültige Ideologie der verinnerlichten Neutralität gehalten hätte!

Wenn aber das Aussprechen der Sätze: wir haben Menschen zurückgewiesen, wir hätten mehr aufnehmen können, nicht genug «Verarbeitung» war, was dann?

Wie anders tönt der Satz: wir haben Juden zurückgewiesen, wir hätten mehr Juden aufnehmen sollen? Und welche Bedeutung hat diese historische Tatsache für uns, für mich heute? Finden sich in unserer Gegenwart ähnliche Konstellationen, die uns eine vergleichbare Reaktion abnötigen?

Wir haben die Schweizer Juden für die Aufnahme der wenigen, die wir einliessen, bezahlen lassen. Dieser an sich bekannte Tatbestand wird sozusagen nicht zur Kenntnis genommen.

Wir haben die Juden, auch dies ein unaufgearbeitetes und skandalöses Kapitel, nach dem Kriegsende weiter unter Druck gesetzt, unser Land zu verlassen, also weiterzuwandern, wie vorher. Von den knapp 30'000 Juden, die während des Krieges in der Schweiz lebten, sind letztlich 1'600 geblieben.

Auch diese Haltung wirkt bis in die Gegenwart hinein.

Unsere Geschichte gehört in ganz besonderer Weise zu unserer Identität als Schweizer. Die Schriftsteller, nicht nur Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, haben die Schweiz zum Thema und setzen sich radikal mit ihr auseinander, zuletzt wieder anlässlich der 700-

Jahr-Feier. Sie vor allem verarbeiten in ihren Stoffen unsere jüngste Geschichte, was ihnen ja auch einerseits den Ehrentitel «Gewissen der Nation» und andererseits den Vorwurf der «Nestbeschmutzer» einbringt.

1992 sah man in der Stadt Zürich und vielleicht auch an anderen Orten Plakate hängen, auf denen die Schweiz in der Form eines Igels mit weissem Kreuz auf rotem Fahnengrund abgebildet war, darüber der Titel «Sonderfall?» Es handelte sich um eine Ausstellung im Landesmuseum, im Untertitel hiess sie: «Die Schweiz zwischen Reduit und Europa»¹⁹.

Die Schweiz – ein Sonderfall, immerhin mit Fragezeichen. Die Schweiz als Igel: Stacheln nach aussen, aber innen weich und verletzlich. Ein Sonderfall, weil im Zweiten Weltkrieg nicht von Hitler überfallen. Eine «Insel im Sturm», was schon 1947 zu clichiert für einen Filmtitel war. Ein Igel, dem es gelingt, mit den Stacheln – das ist unsere Milizarmee, unsere Wehrhaftigkeit – den bösen und mächtigen Feind abzuschrecken. Als Emblem also kein mächtiger Adler, kein königlicher Löwe, nein: ein stacheliges, aber niedliches Tier, ein Nützling im Garten, das jetzt Winterschlaf hält. Diese Verharmlosung gehört zu unserer Selbstdarstellung. Wir haben nichts gemacht, wir haben uns nur verteidigt, und zuinnerst haben wir ein weiches Herz. Fünfzig Jahre danach folgt ein Fragezeichen.

Identität, auch kulturelle oder nationale, ist nie etwas Abgeschlossenes, Erreichtes; sie muss immer wieder erfahren werden. Es geht bei der Produktion von Erinnerung auch um das *Bedürfnis* nach Identität, d.h. um einen Mangel, um etwas Fehlendes. In der Erinnerungsproduktion der Schweiz wird dieser Mangel vom verinnerlichten Neutral-sein begleitet – diesmal nicht als politischer Terminus verstanden, sondern als etwas Nicht-Differenziertes und Nicht-Differenzierendes, als Neutrum eben. Das Bedürfnis nach Identität speist die die Denk- und Handlungsfähigkeit betäubende Wirkung der Illusion, die Geschichte sei mit dem Ausspre-

chen bereits verarbeitet. Dann müssen wir nichts ändern, dann kann sich aber auch nichts ändern.

Obwohl unsere wirtschaftliche Abhängigkeit vom Dritten Reich ebenso wie von den westlichen Alliierten bekannt sind, zeigt das Bild vom Igel, dass wir uns als unabhängig verstehen möchten und im geheimen immer noch ein bisschen glauben, unsere Wehrhaftigkeit und wer weiss was für Tugenden noch (ich verweise hier zum Beispiel auf den Mythos von der ältesten Demokratie, den Humanismus des Roten Kreuzes und die zitierte Hochhaltung des Sonderfalls), das alles hätte dazu geführt, dass wir vom Krieg verschont blieben. Es ist also doch auch unser eigenes Verdienst, was auch heisst, es gibt den Glauben, wir hätten unser gnädiges Schicksal auch verdient. Die Schuld, die wir damit auf uns nehmen, wird nur vermeintlich mit der unendlichen Selbstanklage abgetragen. Die fortdauernde Empörung bei gleichzeitigem Stolz auf unseren Sonderfall müssen zusammen gedacht werden und zeigen, wie kränkend es empfunden wird, dass wir uns mit unserer Geschichte noch weiter beschäftigen müssen. Das gilt auch für die, die sie – wenigstens theoretisch – nicht am liebsten ein für allemal «erledigt» hätten.

In dieses ominöse Wir, das ich jetzt gebraucht habe, schliesse ich mich ein. Ich meine damit, dass nicht nur die ewigvorgestrigen Rütlichsheizer, sondern auch der liberale, aufgeklärte und kritische Teil der Schweiz noch zu denken, zu fühlen und zu tun hat.

Anmerkungen

- ¹ Sigmund Freud: GW XIV, S. 354 (1927).
² ebd. S. 340.
³ Saul Friedländer: Die Shoah als Element in der Konstruktion israelischer Erinnerung. In: *Babylon 2*, 1987.
⁴ *National-Zeitung* vom 12.11.1944, Beilage Film.
⁵ vgl. Werner Wider: *Der Schweizer Film 1929-64. Die Schweiz als Ritual*, Bd.1, S. 393.
⁶ ebd. S. 360.
⁷ Jürg Stadelmann: *Umgang mit Fremden in bedrohter Zeit. Schweizerische Flüchtlingspolitik im Innern 1940-45*. Diss. Manuskript.
⁸ BAr 4260 (C) 1974/34.
⁹ Alfred A. Häsler: *Das Boot ist voll*. Zürich 1967, S.239.
¹⁰ Jacques Picard: *Die Schweiz und die Juden 1933-1945*. Zürich 1994, S.364f.
¹¹ J. Laplanche, J.-B. Pontalis: *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt/ M. 1972, S.582E
¹² *Neue Zürcher Zeitung*, 15.6.1947.
¹³ Carl Ludwig: *Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart (1957)*. Neuauflage Bern 1966.
¹⁴ *Der Schweizerische Beobachter*: Eine unglaubliche Geschichte. Nr. 6, 1954.
¹⁵ Gaston Haas: «Wenn man gewusst hätte, was sich drüben im Reich abspielte...» 1941-1943: Was man in der Schweiz von der Judenvernichtung wusste. Basel, Frankfurt/M. 1994.
¹⁶ Hervé Dumont: *Geschichte des Schweizer Films*. Lausanne 1987, S.486.
¹⁷ Edgar Bonjour: *Geschichte der Schweizerischen Neutralität, 1967-1970*. Bd IV, S.41.
¹⁸ Helmut Hubacher in: *Weltwoche* Nr.44. 3.11.1994.
¹⁹ *Sonderfall? Die Schweiz zwischen Reduit und Europa*. Ausstellung im Schweiz. Landesmuseum August-November 1992. Begleitband von Walter Leimgruber und Gabriela Christen, 1992.

KONTINUITÄTEN

Das Kreuz mit dem Davidstern: Christen und Juden nach dem Holocaust¹

Je mehr wir über den Holocaust, die Shoah, den Völkermord an den Juden wissen, desto unfassbarer wird das von Deutschen ihren jüdischen Landsleuten und Juden anderer Länder zugefügte Leid, desto schwerer fällt die Antwort auf die Frage: Wie war das nur möglich?

Gewiss nicht alle Deutschen waren Nazis, Verfolger und Peiniger der Juden, Handlanger des Todes, Mörder gar. Doch die Linie war fließend; die Linie, die Verbrecher von normalen Menschen, Schuldige von Unschuldigen trennte, so dass künftig – wie Hannah Arendt 1946 schrieb –, «niemand in Deutschland wissen wird, ob er es mit einem heimlichen Helden oder einem ehemaligen Massenmörder zu tun hat». Die ungeheure Erregung gehe nicht von den Taten der Nazis und der Weiterexistenz der «verantwortungslos Verantwortlichen» aus, sondern, so Arendt weiter, «von jener ungeheuren Maschinerie des ‚Verwaltungsmassenmordes‘, zu deren Bedienung man nicht Tausende und nicht Zehntausende ausgesuchter Mörder, sondern ein ganzes Volk gebraucht hat und gebrauchen konnte.»²

Dieses Volk war ein christliches Volk, ein Volk, das sich in seiner übergrossen Mehrheit zu einer der beiden christlichen Konfessionen bekannte. Ein wesentlicher Bestandteil christlichen Denkens und Handelns war die seit Jahrhunderten tradierte Judenfeindschaft. Ohne den christlichen Antijudaismus

mus ist der politische und rassistische Antisemitismus des 19. und 20. Jahrhunderts nicht verständlich. Seine Wurzeln sitzen so tief, dass sie noch längst nicht ausgerottet sind, sondern immer wieder ausschlagen und neue gefährliche Früchte hervorbringen. «Christen dürfen keinen Widerwillen, keine Abneigung und erst recht keinen Hass gegen Juden und Judentum hegen», erklärten die deutschen katholischen Bischöfe aus Anlass des 50. Jahrestages der Befreiung von Auschwitz. «Wo sich eine solche Haltung kundtut, besteht die Pflicht zu öffentlichem und ausdrücklichem Widerstand.»³

380

Diese klaren Worte sind neu und lassen hoffen. In der Nachkriegszeit – vom Ende des Krieges bis zur Vorbereitung und Eröffnung des Auschwitz-Prozesses Anfang der 60er Jahre etwa – und teilweise darüber hinaus klang das noch ganz anders. Haben die Deutschen 1945 tatsächlich als eine Stunde der Befreiung erlebt, die sie frei machte, Verantwortung zu übernehmen, auf die Opfer zuzugehen und um Verzeihung zu bitten? So wichtig wie die Beschäftigung mit dem Holocaust selbst ist und bleibt, so wichtig ist inzwischen die Beschäftigung mit seinen Folgen, mit der Geschichte der Verarbeitung bzw. Nicht-Verarbeitung des Holocaust in 50 Jahren deutscher Nachkriegsgeschichte geworden.

Die folgenden Ausführungen möchten dazu einen Beitrag leisten. Sie beschäftigen sich mit dem ersten Nachkriegsjahrzehnt, mit dem schwierigen Umgang der Deutschen mit einer schwierigen Vergangenheit. Dies soll in vier Schritten geschehen. Zunächst geht es um Rolle und Verhalten der Kirchen und ihr Verhältnis zu den Juden, danach um die Lage der Juden und das mangelnde Schuldbewusstsein der Deutschen, anschliessend um einen ersten Versuch des Aufeinander-Zugehens, um die Gründung der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und schliesslich um die Rolle der Juden bei der Staatswerdung der Bundesrepublik Deutschland.

1. Die Rolle der Kirchen und ihr Verhältnis zu den Juden

Am 8. Mai 1945 kapitulierte die Deutsche Wehrmacht. Deutschland war erschöpft: militärisch, politisch, wirtschaftlich, moralisch. Die Siegermächte übernahmen die Regierungsgewalt. Für die meisten Deutschen hatte zunächst nur das Regime gewechselt. Nun hatte der Feind die Macht im Lande. Nicht als befreit, sondern als erneut geknechtet fühlten sich die meisten von ihnen. «Gott gebe uns das Fünfte Reich», so ein Stosseufzer jener Tage, «das Vierte ist dem Dritten gleich». Eine Einschätzung, die noch lange Jahre nach dem Ende des Krieges das Bewusstsein der Deutschen prägte. In einer Umfrage aus dem Jahre 1951 waren immerhin 42% der Befragten der Meinung, dass es Deutschland in diesem Jahrhundert während der Jahre 1933-1938 am besten gegangen sei. Als schlimmste Zeit hielten dagegen mehr als zwei Drittel der Befragten, genau 70%, die Jahre 1945-1948. Lediglich 8% hatten die Kriegsjahre 1939-1945 als die schlimmste Zeit ihres Lebens in Erinnerung⁴. Nicht die nationalsozialistische, sondern die nach-nationalsozialistische Zeit galt demnach den meisten Deutschen lange als die schlimmste Zeit ihres Lebens. Die Not des Augenblicks wie das harte Arbeiten für den raschen Wiederaufstieg verhinderten tiefere Einsichten in Zusammenhang und Unterschied von Ursache und Wirkung, Schuld und Unschuld, von Täterschaft, Mitläufertum und Opfer.

Die in Sachen Schuld und Sühne in erster Linie zuständigen Kirchen hatten die Jahre der Diktatur weitgehend unbeschadet überstanden. Die katholische wie die evangelische Kirche nutzten die von den Besatzungsmächten eingeräumten Freiräume und Privilegien und verstanden sich mehr und mehr als eigentliche Sprecher der Nation, als Anwälte des deutschen Volks gegenüber den Besatzungsmächten. Sie halfen bei der Überwindung täglicher Not, engagierten sich besonders bei der Hilfe für die aus der Kriegsgefangenschaft Zurück-

kehrenden, die Heimkehrer, die Vertriebenen und die von der Entnazifizierung betroffenen Menschen. Auch die aus ihren Stellungen und Ämtern entlassenen Nationalsozialisten durften auf Hilfe und Zuwendung der Kirchen rechnen, materiell und ideell. «In einer Gemeinde», hiess es in einem Bericht der amerikanischen Militärregierung, «kam fast jede zur Ermittlung ihrer Nazitätigkeit vorgeladene Person mit einem Zeugnis eines Pfarrers oder Priesters an, das ihren untadeligen christlichen Charakter bestätigte»⁵.

Die von den Besatzungsmächten zunächst mit grossem Aufwand betriebene Entnazifizierung und politische Säuberung des deutschen Volks scheiterte nicht zuletzt an dem mit grosser Energie und Leidenschaft geleisteten Widerstand der Kirchen. In einer Kanzelabkündigung der evangelischen Kirche von Hessen-Nassau am 1. Februar 1948 – Verfasser war Martin Niemöller – wurde kräftig gegen die Praxis der Entnazifizierung als ein «Instrument der Vergeltung» gewettert. Die Denazifizierung habe zu Zuständen geführt, «die auf Schritt und Tritt an die hinter uns liegenden Schreckens]ahre erinnern». Das Kanzelwort endete mit einem unmissverständlichen Aufruf zu Boykott und Widerstand: «Wirkt an dieser Sache, die so viel Unrecht im Gefolge hat, nicht länger aus freien Stücken als öffentliche Kläger oder als freiwillige Belastungszeugen mit!»⁶.

Die Entnazifizierung verfehlte nicht nur ihre Wirkung, sondern bewirkte genau das Gegenteil: die Verdrängung persönlicher und kollektiver Schuld, die massenhafte Entlastung und Rehabilitierung der Deutschen. Bei so viel Fürsorge seitens der Kirchen für die Täter kamen die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft gar nicht erst in den Blick. Im Stuttgarter Schuldbekenntnis der evangelischen Kirche wurden die Juden mit keinem Wort erwähnt. In der katholischen Kirche sah es nicht anders aus. Hier gab es nicht einmal ein Schuldbekenntnis, geschweige denn gegenüber den Juden. Im Vordergrund stand auch hier, «was das eigene Volk

erlitten (und geleistet) hatte, nicht das, was es nun insgesamt zu beantworten und zu verarbeiten hatte»⁷.

In ihrem ersten Hirtenwort vom August 1945 traten die katholischen Bischöfe mit «innigem Dank» und «heiligem Stolz» vor ihr Volk. Lobend hoben sie hervor, «dass immer und immer wieder Katholiken jeden Standes und Alters sich nicht gescheut haben, Volksgenossen fremden Stammes zu beschützen, zu verteidigen, ihnen christliche Liebe zu erweisen». «Gerührt» erinnerten die Bischöfe an jene, «die ihr karges tägliches Brot mit einem unschuldig verfolgten Nichtarier teilten und Tag für Tag gewärtig sein mussten, dass ihnen mit ihrem Schützling ein furchtbares Los bereitet werde».

383

Glaubenstreue und kirchlicher Gehorsam, Hilfsbereitschaft und aktiver Widerstand waren ihrer Meinung nach auf Seiten der deutschen Katholiken besonders gross gewesen, was wiederum Anlass zu inniger Freude war: «Katholisches Volk, wir freuen uns, dass du Dich in so weitem Ausmasse von dem Götzendienst der brutalen Macht freigehalten hast. Wir freuen uns, dass so viele unseres Glaubens nie und nimmer ihr Knie vor Baal gebeugt haben. Wir freuen uns, dass diese gottlosen und unmenschlichen Lehren auch weit über den Kreis unserer katholischen Glaubensbrüder hinaus abgelehnt wurden.»

Da Hitler und die Nationalsozialisten nicht ganz ohne oder gar gegen das deutsche Volk regiert haben konnten, folgte nach so viel Freude und Lob die Relativierung: «Viele Deutsche, auch aus unseren Reihen, haben sich von den falschen Lehren des Nationalsozialismus betören lassen, sind bei den Verbrechen gegen menschliche Freiheit und menschliche Würde gleichgültig geblieben; viele leisteten durch ihre Haltung den Verbrechen Vorschub, viele sind selber Verbrecher geworden.» Verantwortung traf nach den Worten der Bischöfe vor allem jene, die es aufgrund ihrer Stellung hätten wissen können und nichts gegen die Verbrechen taten. Beim gemeinen Volk, den Beamten und Lehrern, die in abhängiger Stellung wa-

ren, bedeutete die Mitgliedschaft in der NSDAP hingegen nicht automatisch auch eine innere Unterstützung des furchtbaren Regimes. «Gar mancher trat ein in Unkenntnis des Treibens und der Ziele der Partei, gar mancher gezwungen, gar mancher auch in der guten Absicht, Böses zu verhüten.»⁸

Nicht erst in der Rückschau erscheinen solcherart Rechtfertigung und fehlende Selbstkritik äusserst problematisch. Kein geringerer als Konrad Adenauer schrieb am 23. Februar 1946 in einem Brief an einen katholischen Geistlichen Bemerkenswertes über die tatsächliche Haltung der Kirche während der Zeit des Nationalsozialismus: «Nach meiner Meinung», so Adenauer, «trägt das deutsche Volk und tragen auch die Bischöfe und der Klerus eine grosse Schuld an den Vorgängen in den Konzentrationslagern. Richtig ist, dass nachher vielleicht nicht viel mehr zu machen war. Die Schuld liegt früher. Das deutsche Volk, auch Bischöfe und Klerus zum grossen Teil, sind auf die nationalsozialistische Agitation eingegangen. Es hat sich fast widerstandslos, ja zum Teil mit Begeisterung gleichschalten lassen. Darin liegt seine Schuld. Im Übrigen hat man aber auch gewusst – wenn man auch die Vorgänge in den Lagern nicht in ihrem ganzen Ausmasse gekannt hat –, dass die persönliche Freiheit, alle Rechtsgrundsätze mit Füßen getreten wurden, dass in den Konzentrationslagern grosse Grausamkeiten verübt wurden, dass die Gestapo, unsere SS und zum Teil auch unsere Truppen in Polen und Russland mit beispiellosen Grausamkeiten gegen die Zivilbevölkerung vorgingen. Die Judenpogrome 1933 und 1938 geschahen in aller Öffentlichkeit. Die Geiselmorde in Frankreich wurden von uns offiziell bekanntgegeben. Man kann also wirklich nicht behaupten, dass die Öffentlichkeit nicht gewusst habe, dass die nationalsozialistische Regierung und die Heeresleitung ständig aus Grundsatz gegen das Naturrecht, gegen die Haager Konvention und gegen die einfachsten Gebote der Menschlichkeit

verstiesen. Ich glaube, dass, wenn die Bischöfe alle miteinander an einem bestimmten Tage öffentlich von den Kanzeln aus dagegen Stellung genommen hätten, sie vieles hätten verhüten können. Das ist nicht geschehen, und dafür gibt es keine Entschuldigung. Wenn die Bischöfe dadurch ins Gefängnis oder ins Konzentrationslager gekommen wären, so wäre das keine Schande, im Gegenteil. Alles das ist nicht geschehen und darum schweigt man am besten.»⁹

Eine Stunde Null, einen geistigen und moralischen Neuanfang hat es also in den ersten Jahren unmittelbar nach Ende des Krieges nicht gegeben. Wie die Umfrageergebnisse aus jener Zeit belegen, waren es allenfalls 20% der westdeutschen Bevölkerung, die einen wirklichen Neuanfang wagen und aktiv unterstützen wollten. So nimmt es nicht wunder, dass die damaligen Menschen und nicht zuletzt die Kirchen gegenüber den Gegnern und Opfern des «Dritten Reiches» eine erschreckende Teilnahmslosigkeit an den Tag legten. Die Juden wurden in offiziellen Erklärungen der Kirchen so gut wie nicht erwähnt, es sei denn in einer Weise, die den traditionellen Antijudaismus und Antisemitismus erneut bestätigte. Am 8. April 1948 verabschiedete der Bruderrat der evangelischen Kirche in Deutschland das Darmstädter «Wort zur Judenfrage». Einleitend sprach es von dem, «was wir an den Juden verschuldet haben». Im theologischen Hauptteil wurde dann jedoch in sechs Punkten die traditionelle Theologie der Verwerfung Israels, das «den Messias kreuzigte», und des Übergangs der Erwählung auf die Kirche entfaltet. Schliesslich hiess es, dass «Israel unter dem Gericht» eine «stete Warnung Gottes an seine Gemeinde» sei und ein Zeichen dafür, «dass Gott nicht mit sich spotten»¹⁰ lasse.

2. Die Lage der Juden und das mangelnde Schuldbewusstsein der Deutschen

Zu den wenigen, die den 8. Mai 1945 nicht als einen Tag der Niederlage, sondern der Befreiung erlebten, zählten die Juden: die *deutschen* Juden, die aufgrund glücklicher Umstände zumeist aufgrund einer Ehe mit einem nichtjüdischen Partner überlebten; die *ausländischen* Juden, die als sogenannte Displaced Persons zu der grossen Gruppe der Verschleppten gehörten, die sich bei Ende des Krieges im Gebiet des Deutschen Reichs aufhielten oder auch dort hin flüchteten, um unter dem Schutz der Siegermächte so schnell wie möglich nach Palästina oder in ein drittes Land auswandern zu können; die *emigrierten* Juden, die aus persönlichen oder beruflichen Gründen oder auch aus Heimweh nach Deutschland zurückkehren wollten. Während die bis zum Jahre 1950 zeitweilig auf über 200'000 Personen ansteigende Gruppe jüdischer DP's den Kontakt mit ihrer deutschen Umwelt möglichst vermied, suchte ein Teil der im Land verbliebenen bzw. nach Deutschland zurückgekehrten Juden bald wieder den Kontakt zu ihrer deutschen Umgebung.

Die Displaced Persons waren zumeist osteuropäischer Herkunft. In ihrem Habitus und ihrer Kleidung, in ihrer Denk- und Lebensweise, in ihrer religiösen und kulturellen Sozialisation unterschieden sie sich deutlich von den Juden deutscher Herkunft. In den sich neu konstituierenden jüdischen Gemeinden lag der Anteil der ausländischen Juden beispielsweise in Hessen bei 73,8%, in Württemberg bei 81,6 und in Bayern gar bei 93,7%. Die meisten jüdischen DP's lebten jedoch in Lagern, die der direkten Verwaltung und Kontrolle der Besatzungsmächte unterstellt waren. Hier entwickelten sie ein eigenständiges kulturelles und soziales Leben. Eine ungewöhnlich hohe Geburtenrate spiegelt nach Jahren der Verfolgung und trotz der widrigen Umstände und ungewissen Zukunft ein eindrucksvolles Ja zum Leben wider.¹¹ Gleichwohl waren

die Jahre 1945 bis 50 für die jüdischen DP's Jahre des unruhigen Wartens, des Durchzugs und schliesslich der Auswanderung. Dass sie ausgerechnet im Land ihrer ehemaligen Verfolger Zuflucht suchen mussten, empfanden die meisten Juden als Hohn, der sie in ihrem Drang, den blutgetränkten Boden so schnell wie möglich wieder zu verlassen, nur noch bestärkte.

Die Zahl der Juden, die nach 1945 ein neues Leben in Deutschland beginnen wollten, war relativ klein. Sie zählten zu der Gruppe der, wie sie selbst von sich sagten, «deutsch fühlenden Juden».¹² Sie hatten im Lande überlebt oder waren nach Deutschland zurückgekehrt und waren bereit, einen Schlussstrich unter die Vergangenheit zu ziehen. Umso grösser war die Enttäuschung, als sie schon wenige Jahre nach dem Ende des Krieges feststellen mussten, «dass Deutschland nichts hinzulernt und nichts vergessen hat». Das tue weh, meinte Dr. Benno Ostertag 1947 auf der ersten Jahresversammlung der Interessenvertretung jüdischer Gemeinden und Kultus Vereinigungen in Stuttgart, «denn wir sind ja ein Teil dieses Landes, und es ist ja unser Vaterland».¹³ Trotz der engen Bindung an Deutschland und der Bereitschaft zur Versöhnung überwogen die Zweifel, ob ein Neuanfang für die Juden in diesem Land überhaupt möglich sei. «Uns trennt für alle Ewigkeit ein schwerer Vorhang», so der Frankfurter Rabbiner Dr. Wilhelm Weinberg, «gewebt aus Blut, Tränen und tiefer Trauer».¹⁴

Das Gefühl von Fremdheit und Verlassenheit, das die Juden in ihrer deutschen Umgebung empfanden, wurde durch das Unverständnis verstärkt, das die Judenheit ausserhalb Deutschlands denjenigen Juden entgegenbrachte, die in Deutschland eine neue Existenz aufbauen wollten. Alfred Mayer, erster jüdischer Vorsitzender des Deutschen Koordinierungsrats der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, hat dieses Dilemma mit folgenden Worten beschrieben: «Unser Verhalten wird uns dadurch

nicht leichter gemacht, dass die Rückerstattung eine Farce, die Wiedergutmachung eine Unmöglichkeit ist, an die niemand mehr ernstlich glaubt. Dass unsichtbare Schranken sich hier wieder aufbauen, dass in Behörden und Parteien alte, sattsam bekannte Gesichter sitzen, dass Schwierigkeiten aus formalen und bürokratischen Gründen sich zu häufen beginnen, kurz, dass der alte antisemitische Bazillus noch immer lebt, ja, dass er von Jahr zu Jahr virulenter zu werden scheint.» Und weiter: «Für den Staat Israel sind wir allerdings kein Problem. Er hat uns abgeschrieben und mag uns weiter abschreiben, so, wie wir diesem Asyl der Verfolgten von Herzen Glück wünschen und friedliche Entwicklung, ohne ihm anzugehören ... Aber auch wir haben gewählt, und wir verlangen von ihnen die gleiche Achtung, die wir ihnen entgegenbringen.»¹⁵

Meinungsfragen aus den Jahren 1946 bis 52 belegen, dass es im westlichen Teil Deutschlands ca. 20-25% Antisemiten, ca. 30% latent antisemitisch bis indifferent und knapp 50% nicht antisemitisch eingestellte Personen gab.¹⁶ «Geht doch nach Amerika», hiess es im Sommer 1949 in einem Leserbrief, der in der *Süddeutschen Zeitung* offensichtlich als ein ernsthafter Diskussionsbeitrag veröffentlicht wurde, «aber dort können sie Euch auch nicht gebrauchen, sie haben genug von diesen Blutsaugern. Ich bin beim Ami beschäftigt, und da haben verschiedene schon gesagt, dass sie uns alles verzeihen, nur das eine nicht, und das ist: dass wir nicht alle vergast haben, denn jetzt beglücken sie Amerika.»¹⁷

Schändungen von jüdischen Friedhöfen waren an der Tagesordnung. Von 500 jüdischen Friedhöfen wurden bis 1950 fast 200 geschändet. Allein auf dem Frankfurter Friedhof wurden in diesem Zeitraum über 100 Grabsteine umgeworfen, beschädigt oder zerstört. Auch Drohungen gegen Vertreter der jüdischen Gemeinden nahmen zu. Im Oktober 1947 drückten die Delegierten der jüdischen Gemeinden anlässlich einer Tagung in Berlin «ihren Schmerz und ihre Empörung über die ansteigende Welle antisemi-

tischer Ausschreitungen in Deutschland aus und verlangten, dass der gesetzliche Rahmen für die Verfolgung von kollektiven Beleidigungen der jüdischen Gemeinden geschaffen und der nach ihrer Sicht nicht ausreichende persönliche Ehrenschatz verstärkt wird». ¹⁸

Friedhofsschändungen, Gewaltakte gegen jüdische Einrichtungen und Häuser sowie gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen Juden und Nichtjuden waren keineswegs nur Einzelfälle. Philip Bernstein, Berater des amerikanischen Militärgouverneurs, äusserte im Mai 1947 vor der Kommission der Vereinten Nationen für Palästina mit Blick auf Deutschland gar die Meinung: «Wenn die amerikanische Armee sich morgen zurückzieht, gibt es am 389 nächsten Tag Pogrome.» ¹⁹ Sein Nachfolger; William Haber, sprach 1948 von einem tiefsitzenden Antisemitismus der Deutschen und äusserte die Vermutung, dass die Deutschen von Neuem Juden umbringen würden, wenn die amerikanische Armee nicht in Deutschland wäre: «Das amerikanische Gewehr und Bajonett sind die einzige Sicherheitsgarantie für die in Deutschland lebenden Juden.» ²⁰

Bundeskanzler Adenauer hatte hingegen in seiner ersten Regierungserklärung vom 20. September 1949 nur «ein Wort zu hier und da anscheinend hervorgetretenen antisemitischen Bestrebungen» zu sagen. «Wir verurteilen diese Bestrebungen auf das schärfste. Wir halten es für unwürdig und für an sich unglaublich, dass nach all dem, was sich in nationalsozialistischer Zeit begeben hat, in Deutschland noch Leute sein sollten, die Juden deswegen verfolgen und verachten, weil sie Juden sind.» ²¹ Was nicht sein durfte, das konnte eigentlich auch nicht sein. Jedenfalls: kein Schuldbekenntnis, keine Ehrenerklärung! Diese gab der Kanzler am 3. Dezember 1952 vor dem Deutschen Bundestag ab. Allerdings nicht für die Opfer, sondern für die deutschen Soldaten, ohne freilich auf die verbrecherischen Angriffskriege der Deutschen Wehrmacht und ihre Beteiligung an der «Endlösung der Judenfrage» einzugehen: «Ich möchte heute vor diesem Hohen Hause im Namen der

Bundesregierung erklären, dass wir *alle* Waffenträger unseres Volkes, die im Namen der hohen soldatischen Überlieferungen ehrenhaft zu Lande, auf dem Wasser und in der Luft gekämpft haben, anerkennen. Wir sind überzeugt, dass der gute Ruf und die grosse Leistung des deutschen Soldaten trotz aller Schmähungen während vergangener Jahre in unserem Volke noch lebendig sind und auch bleiben werden. Es muss unsere gemeinsame Aufgabe sein – und ich bin sicher, wir werden sie lösen –, die sittlichen Werte des deutschen Soldatentums mit der Demokratie zu verschmelzen.»²²

390

Vor der Wiedergutmachung an den Opfern war die Wiedergutmachung für Angehörige des Öffentlichen Dienstes, SS-Angehörige, Soldaten, Verwaltungsbeamte, Lehrer usw. geregelt worden. Artikel 131GG stellte eine Fürsorgeregelung für die NS-Beamenschaft in Aussicht, Verfolgte und Opfer des Naziregimes wurden in diesem Zusammenhang nicht erwähnt, geschweige denn ihr Anspruch auf Wiedergutmachung als Verfassungsauftrag definiert. In einem Gesetz zu Artikel 131 legte der Deutsche Bundestag im Mai 1951 fest, dass Beamte, sofern sie nicht rechtskräftig verurteilt waren, wieder in den Öffentlichen Dienst übernommen würden. Damit war neben dem Fürsorge- und Pensionsanspruch auch der Wiederverwendungsanspruch der NS-Beamenschaft gesetzlich geregelt. Die ursprüngliche Absicht der Siegermächte, alle Mitglieder der NSDAP, sofern sie nicht nur nominelle Parteimitglieder waren, und alle, die den Nationalsozialismus aktiv unterstützt hatten, aus öffentlichen Ämtern und aus wichtigen Stellungen in halbamtlichen und privaten Unternehmen zu entfernen, war endgültig ad absurdum geführt. 150'000 NS-Beamte kehrten mit Pensionsansprüchen in den Öffentlichen Dienst zurück. Bis zur Mitte der 50er Jahre war «fast die gesamte Funktionselite des Dritten Reichs wieder in gleichwertigen oder gar höheren Stellungen als in der Nazi-Zeit»²³.

Vor diesem Hintergrund wundert es kaum noch, dass in Umfragen während des ersten Nachkriegsjahrzehnts bis zu 55% der Befragten den Nationalsozialismus weiterhin für eine gute Sache hielten. In dem gleichen Zeitraum nahm die Zahl derer, die den Nationalsozialismus für eine schlechte Idee hielten, von 41 auf 30% ab. Selbst 1955 antworteten auf die Frage, ob Hitler ohne den Krieg einer der grössten Staatsmänner gewesen wäre, fast die Hälfte der westdeutschen Bevölkerung, nämlich 48% der Befragten mit ja. Schuld wurde meist nur Dritten angelastet, sei es der kleinen Schar von korrupten und brutalen Parteifunktionären, Hitler selbst oder auch den Alliierten, die es versäumt hatten, obwohl sie es gekonnt hätten, die Deutschen von dem Dämon Hitler zu befreien. 1952 erklärte in einer Allensbach-Umfrage knapp die Hälfte der westdeutschen Bevölkerung, nämlich 46%, diejenigen, «die ohne militärische Gründe ganze Städte zerstörten, die die Bomben auf Hiroshima warfen und die neue Atombomben» herstellten, als die «wirklichen Kriegsverbrecher»²⁴. Was schliesslich die Schuldfrage der Deutschen anbetrifft, äusserten in einer Umfrage aus dem Jahre 1951 nur 4% der Befragten die Meinung, dass jeder Deutsche «eine gewisse Schuld für das, was während des ‚Dritten Reichs‘ durch Deutschland geschehen ist», trage. Immerhin ein Fünftel war bereit, eine Mitverantwortung der Deutschen zu akzeptieren. Für knapp zwei Drittel aber hatten die Deutschen keinerlei Veranlassung, sich schuldig zu fühlen.²⁵

3. Die Gründung der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Vor dem geschilderten Hintergrund wird verständlich, warum es ein wagemutiges, fast schon waghalsiges Unterfangen war, in der unmittelbaren Nachkriegszeit auf die Idee zu kommen, Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit ins Leben zu rufen.²⁶ Freilich dürfen wir uns auch hier

keinen Illusionen hingeben. Die ersten Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, die 1948/49 in München, Wiesbaden, Stuttgart, Frankfurt und Berlin gegründet wurden, sind keineswegs aus deutschem Antrieb entstanden. Im Gegenteil: der Impuls kam von der amerikanischen Besatzungsmacht. Nachdem die Besatzungsbehörden erkannt hatten, dass die beabsichtigte politische Säuberung nicht durchführbar bzw. angesichts der veränderten weltpolitischen Lage nicht mehr opportun war, setzten sie ihre Hoffnung auf eine langfristige Umerziehung der Deutschen zu westlich gesinnten am amerikanischen Vorbild orientierten Demokraten und Bündnispartnern im Kampf gegen den neuen Feind, den Kommunismus.

Im August 1947 wurde zwischen dem amerikanischen Militärgouverneur in Deutschland, General Lucius D. Clay, und Vertretern der National Conference of Christians and Jews (NCCJ) die Gründung deutscher Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit vereinbart. Die Besatzungsmacht sagte logistische Unterstützung zu und sicherte später die Finanzierung der ersten Gesellschaften. Die NCCJ entsandte und finanzierte den amerikanischen Verbindungsmann in Deutschland, Carl F. Zietlow, methodistischer Pfarrer aus Minnesota und langjähriger Mitarbeiter des NCCJ, der im März 1948 nach Deutschland kam und sogleich mit missionarischem Eifer seine Arbeit aufnahm.

Die Gründung der Gesellschaften erfolgte von oben und nicht von unten. Zunächst wurden lokale Honoratioren angesprochen oder angeschrieben. Die Einladung zu einem Abend- oder Mittagessen im gehobenen bürgerlichen Ambiente folgte. Auf einer zweiten Sitzung wurden die Mitglieder des Vorstands bestimmt und auf einer anschließenden Mitgliederversammlung zur Wahl vorgeschlagen. Die meisten betrachteten es als eine gesellschaftliche Verpflichtung, zumal die Aufforderung, mitzumachen, von Seiten der Besatzungsmacht ausging. Im Idealfall sah das amerikanische

Modell die Bildung von acht Ausschüssen vor, in denen alles, was auf Ortsebene Rang und Namen hatte, mitarbeiten sollte, von Bürgermeister*innen über Kammer-, Gerichts- und Verwaltungspräsidenten, Verleger*innen, Professoren, Pastoren, Lehrer*innen usw. Je höher der Rang, desto besser die Gesinnung, desto wirksamer der Einfluss, desto grösser die Vorbild- und Multiplikatorenfunktion – so zumindest lautete das amerikanische Rezept.

Zietlow forderte die neu gegründeten Gesellschaften immer wieder auf, den Blick nicht zurück, sondern nach vorn zu lenken, sich nicht nur auf die «Judenfrage» und die Bekämpfung des Antisemitismus zu beschränken, sondern Vorurteile insgesamt zu bekämpfen und dabei vor allem die universale Aufgabe des Aufbaus einer neuen Welt im Auge zu behalten. Die spezifisch deutsche Situation kam kaum in den Blick. Die Ermordung von sechs Millionen Juden wurde in der ersten Sitzung des Deutschen Koordinierungsrats nicht einmal erwähnt. Viele, die als Gründungsmitglieder gewonnen werden sollten, reagierten verständnislos oder gar mit traditionellen Vorbehalten. Eine Zusammenarbeit zwischen Protestanten und Katholiken entsprach dem Geist und den Erfordernissen der Zeit. Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden – warum?

393

Die Juden, die in den Gesellschaften mitmachten, definierten sich vor allem als deutsche Juden. Trotz Verfolgung und Not hatten sie den Glauben an das Vaterland nicht verloren. Deutschland war ihre Heimat und sollte es bleiben. Sie streckten die Hand zur Versöhnung aus, vertrauten auf die Solidargemeinschaft der guten Deutschen und hofften auf moralische, wirtschaftliche und politische Wiedergutmachung und Rehabilitation. Sie dachten ähnlich wie die nicht-jüdischen Deutschen, sprachen auch von der gemeinsamen Opferrolle von Juden und Christen während des «Dritten Reichs», wandten sich gegen Kollektivschuld und schematische Entnazifizierung und warnten davor, antisemitische Äusserungen und Ausschreitungen zu überschätzen.²⁷

Generell, sowohl auf jüdischer, als auch auf nichtjüdischer Seite, lässt sich somit in den Anfangsjahren der Gesellschaften eine grosse Scheu beobachten, die sogenannte «Judenfrage», das Wiederaufleben des Antisemitismus und die massive Verdrängung der eigenen Vergangenheit öffentlich zu thematisieren. Einige Beispiele mögen dies verdeutlichen. Als der amerikanische Hohe Kommissar in Deutschland, John McCloy, am 31. Juli 1949 vor Vertretern der jüdischen Gemeinden in Heidelberg darauf hinwies, dass es in Deutschland nach wie vor einen starken Antisemitismus gebe und das Verhalten der Deutschen gegenüber den Juden in ihrer Mitte «ein Prüfstein ihrer Gesittung und ihres echten demokratischen Aufbauwillens» sei, fühlte sich ausgerechnet eine Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit berufen, gegen eine derartige «ungeheuerliche Übertreibung» zu protestieren. In einem Schreiben des Vorstands der Münchener Gesellschaft hiess es, das geknechtete deutsche Volk habe sich schon zu Hitlers Zeiten von der Politik der Judenverfolgung distanziert. Nach dem Ende der Diktatur sei die Zahl der gerecht denkenden Menschen noch erheblich angestiegen. «Dass es unter 60 Millionen guten Deutschen auch einige wenige 10'000 schlechte Deutsche gibt, die weiterhin zu dem gottlosen und unmenschlichen Antisemitismus stehen, kann niemanden überraschen, der etwas von Volkspsycho-logie versteht.»²⁸

Natürlich gab es auch andere, die heftig gegen den alten und neuen Nazismus und Antisemitismus protestierten. Zu ihnen zählten Professor Dr. Franz Böhm, Rektor der Universität Frankfurt und dessen Mitstreiter in der Frankfurter Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. In einer scharfen Replik auf den Münchener Brief betonte er, dass man sich nicht zusammengeschlossen habe, um der Welt zu beweisen, dass es auch gute Deutsche gebe, sondern «um dem Antisemitismus und dem inhumanen Vorurteil eine entschlossene, aktive, einflussreiche und in den

Gang der Dinge wirksam eingreifende Gegenbewegung entgegenzustellen.»²⁹

Das, was Böhm forderte, war das genaue Gegenteil von dem, was die Mehrheit zur Bekämpfung des Antisemitismus für richtig hielt: Nicht verschweigen, sondern aufdecken, nicht relativieren, sondern anprangern, nicht in kleinen Zirkeln und Hinterzimmern, sondern öffentlich.

Die Aktivitäten der Frankfurter Gesellschaft, der später immerhin so prominente Persönlichkeiten wie Eugen Kogon, Walter Dirks, Theodor W. Adorno, Max Horkheimer und Dolf Sternberger angehörten, stiessen allerdings nicht einmal bei Juden auf ungeteilte Zustimmung. Ihr Interesse richtete sich in den Anfangs] ahren der Bundesrepublik auf eine möglichst rasche und geräuschlose Reintegration in die deutsche Gesellschaft. Der hessische Landesrabbiner Dr. Weinberg lehnte es z.B. ab, christlich-jüdische Stellungnahmen zum Antisemitismus in Deutschland zu unterzeichnen, «um nicht den Anschein zu erwecken, als seien die christlichen Herren nur vorgeschoben». Um die Juden nicht allzusehr ins Rampenlicht der Öffentlichkeit treten zu lassen, riet der jüdische Vorsitzende der Berliner Gesellschaft davon ab, «für den Geschäftsführerposten die Wahl eines Juden ins Auge zu fassen». Als man in Stuttgart anlässlich eines Pressetermins feststellte, dass zufällig drei Juden, ein Katholik und ein Protestant aus dem Vorstand anwesend waren, wollte man sich in dieser Konstellation nicht fotografieren lassen, «um in der Öffentlichkeit nicht den Eindruck entstehen zu lassen, als würden die Juden schon wieder dominieren».³⁰

395

Die Juden, die in den Gesellschaften mitmachten, suchten vor allem ihre Identität als Deutsche wiederzugewinnen. Als solche wollten sie mit den anderen gutmeinenden Deutschen, Katholiken und Protestanten, Zusammenarbeiten. Aus der gemeinsam erlittenen Verfolgung sollte eine neue Gemeinschaft von Juden und Christen entstehen, deren gemeinsame Aufgabe es war, tatkräftig am Wiederaufbau des Landes mitzuwirken. Hier hatte christlich-jüdische Zusammenarbeit ih-

ren Platz und ihre eigentliche Funktion. «Solche Arbeit ist keine Politik», hiess es in einem Aufruf der Berliner Gesellschaft, «soll aber sittliche Voraussetzungen für eine neue Eingliederung der dazu bereiten Juden in das deutsche Volks- und Staatsleben schaffen und das Werk des Staates in den Herzen der Menschen vollenden helfen».³¹

4. Die Rolle der Juden bei der Staatswerdung der Bundesrepublik Deutschland

396 Die Jahre 1952/53 leiteten in den jüdisch-nichtjüdischen Beziehungen der Nachkriegszeit eine entscheidende Wende ein. Mit Unterstützung der Sozialdemokraten und gegen heftige Widerstände aus den eigenen Reihen setzte Bundeskanzler Adenauer einen Wiedergutmachungsvertrag durch, der Israel drei Milliarden DM und der die jüdischen Opfer ausserhalb Israels vertretenden Claims Conference 450 Millionen DM an materieller Wiedergutmachung zusagte. Adenauer, der sich bis dahin in Fragen der Wiedergutmachung nicht sonderlich hervorgetan hatte, ergriff die Initiative, um den Prozess der Wiedererlangung der staatlichen Souveränität durch Anerkennung der deutschen Verpflichtung zur Wiedergutmachung moralisch abzusichern. Man müsse alles tun, was man könne, meinte der Kanzler, «damit wir nicht nur wegen Israel, sondern in den Augen der ganzen Welt irgendeinen Fakt getan haben, der zeigt, dass wir bedauern, dass von deutscher Seite diese Dinge an den Juden begangen worden sind.» Neben das politische Kalkül trat der wirtschaftliche Vorteil: «Wenn es uns gelingt», so Adenauer, «die Judenfrage aus der Welt zu schaffen, wird das auch unserem wirtschaftlichen Leben insgesamt zum grossen Vorteil reichen, selbst wenn dabei einige Prozente einen falschen Weg nehmen, so ist bei diesen Waren der Nutzen, abgesehen von der moralischen Seite, grösser als der Schaden.»³²

Die Wiedererrichtung und Förderung jüdischer Gemeinden einschliesslich der wohlwollenden Unterstützung der organisierten Form christlich-jüdischer Zusammenarbeit lag von jetzt an im politischen Interesse. Der Deutsche Koordinierungsrat und die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit wurden in die öffentliche Förderung des Bundes und der Länder aufgenommen, nachdem die Amerikaner 1952/53 die Finanzierung eingestellt hatten. Erst jetzt entwickelten sich die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit zu Vereinen zur Förderung und Pflege des Judentums und der christlich-jüdischen Beziehungen – eine Zielsetzung, in der die ursprünglichen Intentionen der Amerikaner kaum noch wiederzuerkennen waren. Liebevolle Zuwendung zu den «jüdischen Mitmenschen», Überwindung ihrer Isolierung, Parteinahme für die jüdische Sache, Aufarbeitung des geschehenen Unrechts, Wiederherstellung der Grösse und Ehrwürdigkeit des jüdischen Namens – das waren einem Faltblatt des Deutschen Koordinierungsrates aus dem Jahre 1955 zufolge die wichtigsten Aufgaben christlich-jüdischer Zusammenarbeit in der Bundesrepublik Deutschland.³³

In dem neuen Staat Bundesrepublik Deutschland wuchs den Juden eine neue Rolle zu. Aus ungeliebten und gehassten Juden wurden öffentlich geförderte und geschätzte Juden. Ihre Aufgabe war es nun, als Kritiker und Mahner den Weg der Deutschen zu sich selbst zu begleiten und zu sichern. «Juden sind für deutsche Menschen heute ein Mahnmal, ein lebendiges Mahnmal ihrer Schuld»,³⁴ schrieb Landesrabbiner Dr. Zwi Harry Levy 1953. Die Anwesenheit und Rückkehr von Juden wurde zum Zeichen der Rückkehr zur Normalität. Juden und nichtjüdische Deutsche brauchten einander, die einen, um zu rechtfertigen, warum sie in Deutschland blieben bzw. hierherkamen, die anderen, um der Welt zu zeigen, dass sie aus der Geschichte gelernt hatten und ein neues anti-antisemitisches Deutschland aufbauten.

Eine zusätzliche Legitimation erhielt diese Entwicklung wie die Staatswerdung der Bundesrepublik überhaupt durch die Verschärfung des Ost-West-Konflikts bei gleichzeitiger Zunahme des Antisemitismus bis hin zur Verfolgung und Ermordung zahlloser Juden, insbesondere jüdischer Intellektueller in der Sowjetunion und in Osteuropa. Alte Feindbilder wurden den neuen Bedürfnissen angepasst. Hatten die Nazis noch behauptet: «Hinter dem Bolschewismus steckt der Jude», hiess es jetzt kurz und griffig: «Hinter den antisemitischen Ausschreitungen, Schmierereien und Friedhofsschändungen stecken die Kommunisten». Auch hier galt wieder die Devise: Was nicht sein darf, das nicht sein kann. Die Bundesrepublik war per definitionem ein judenfreundliches, philosemitisches, anti-antisemitisches Land. Das genaue Gegenteil fand man jenseits des Stacheldrahts, in der DDR und weiter östlich. Die neue Hinwendung zu den Juden förderte ihre Integration, aber für die Juden auch die Gefahr, erneut isoliert, als bürgerliche Opfergruppe selektiert und als Denkmal im Dienste der Staatswerdung der Bundesrepublik Deutschland und der nationalen Rehabilitierung der Deutschen instrumentalisiert zu werden. «Helfen Sie uns und Sie helfen Deutschland, dessen Ansehen entscheidend dadurch bestimmt wird, wie es die uns gestellte jüdische Frage vor seiner eigenen Zukunft beantwortet.»³⁵

Die Teilung Deutschlands, Europas und der Welt hat bis heute auch zu einer Teilung der Opfer, zu einer geteilten Erinnerungs- bzw. Verdrängungskultur in Deutschland West und Deutschland Ost geführt. Was für die einen die Juden, waren für die anderen die Antifaschisten, Kommunisten und sowjetischen Soldaten. Angesichts des ungeheuren Ausmasses der Verbrechen, die die Deutschen begangen haben, bedeutete dies zunächst eine Entlastung. Die Westdeutschen brauchten sich «nur» um die Juden, die Ostdeutschen «nur» um die Antifaschisten, die Völker der Sowjetunion, die nicht weniger als 20 Millionen Tote zu beklagen hatten,

zu kümmern und Abbitte zu leisten. Die Einheit Deutschlands vollenden heisst auch, die Teilung der Opfer der deutschen Geschichte zu überwinden. Während den Ostdeutschen Auschwitz nach wie vor weniger bedeutet als den Westdeutschen, stehen im Westen andere Opfer nationalsozialistischer Vernichtungspolitik wie Zigeuner, Homosexuelle, Asoziale, Partisanen oder auch die Völker der ehemaligen Sowjetunion so gut wie gar nicht im Mittelpunkt öffentlichen Erinnerns und Gedenkens. Erst wenn dies geleistet wird, wird vielleicht verständlich, warum es zur Bedienung der ungeheuren Maschinerie des Verwaltungsmassenmordes im Sinne Hannah Arendts nicht tausender oder zehntausender ausgesuchter Mörder bedurfte, sondern eines ganzen Volkes, eines Volkes, das sich in seiner grossen Mehrheit zum Christentum, zum katholischen und evangelischen Glauben bekannte.

Anmerkungen

- ¹ Die folgenden Ausführungen basieren im Wesentlichen auf meinem Buch: Josef Foschepoth: *Im Schatten der Vergangenheit. Die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit*, Göttingen 1993.
- ¹ Hannah Arendt: *Organisierte Schuld*, in: Hermann Glaser (Hg.): *Bundesrepublikanisches Lesebuch. Drei Jahrzehnte geistige Auseinandersetzung*. München, Wien 1978, S. 227-235, hier S. 227.
- ³ Zit. n. *Allgemeine Jüdische Wochenzeitung*, Nr. 3 vom 9.2.1995
- ⁴ Vgl. Clemens Vollnhals: *Entnazifizierung und Selbstreinigung im Urteil der Evangelischen Kirche. Dokumente und Reflexionen 1945-1949*. München 1989, Einleitung.
- ⁵ Christoph Klessmann: *Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945-1955*. Göttingen 1986, S. 90.
- ⁶ Klessmann: S. 386f.
- ⁷ Ute Schmidt: «Umkehr zu Gott». *Katholische Kirche und Entnazifizierung*, in: Hajo Funke (Hg.): *Von der Gnade der geschenkten Nation*. Berlin 1988, S. 132-147, hier: S. 140.
- ⁸ Rolf Rendtdorff, Hans Hermann Henrix (Hg.): *Die Kirchen und das Judentum. Dokumente von 1945-1985*. Paderborn, München 1988, S. 233-239.
- ⁹ Hans Peter Mensing (Bearb.): *Adenauer. Briefe 1945-1947*. Berlin 1983, S. 172f.
- ¹⁰ Rendtdorff, Henrix, S. 540-544.
- ¹¹ Vgl. Wolfgang Jacobmeyer: *Die Lager der jüdischen Displaced Persons in den deutschen Westzonen 1946/47 als Ort jüdischer Selbstvergewisserung*, in: Micha Brumlik u.a. (Hg.): *Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945*. Frankfurt a.M. 1988, S. 31-48, hier S. 38.
- ¹² Foschepoth, S. 22 f.
- ¹³ Harry Maor: *Über den Wiederaufbau der Jüdischen Gemeinden in Deutschland seit 1945*. Mainz 1960, S. 13.
- ¹⁴ Rachel Heuberger, Helga Krohn: *Hinaus aus dem Ghetto. Juden in Frankfurt am Main 1800-1950*. Frankfurt 1988, S. 203.
- ¹⁵ BA, DKR (= Bundesarchiv Koblenz, Akten des Deutschen Koordinierungsrats) B 259/67.
- ¹⁶ Vgl. Werner Bergmann: *Sind die Deutschen antisemitisch? Meinungsumfragen von 1946-1987 in der Bundesrepublik Deutschland*, in: Werner Bergmann, Rainer Erb (Hg.): *Antisemitismus in der politischen Kultur seit 1945*. Opladen 1990, S. 108-130, hier S. 113.
- ¹⁷ Wetzel, S. 357.
- ¹⁷ Inge Deutschkron: *Israel und die Deutschen*. Köln 1983, S. 16f.
- ¹⁹ Wetzel, S. 356f.
- ²⁰ *The Stars and Stripes*. Europäische Ausgabe vom 7. März 1948.
- ²¹ Hans-Peter Schwarz (Hg.): *Konrad Adenauer, Reden 1917-1967. Eine Auswahl*. Stuttgart 1975, S. 163f.

- ²² Verhandlungen des Deutschen Bundestags, I. Wahlperiode 1949. Stenographische Berichte, Bd. 14. Bonn 1953, S. 11141 (A).
- ²³ Ralph Giordano: Die zweite Schuld oder von der Last Deutscher zu sein. Hamburg, Zürich 1987, S. 102.
- ²⁴ Elisabeth Noelle, Erich Peter Neumann: Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1947-1955. Allensbach 1956, S. 276.
- ²⁵ Vgl. Peter Reichel: Vergangenheitsbewältigung als Problem unserer politischen Kultur. Einstellungen zum Dritten Reich und seinen Folgen, in: Jürgen Weber, Peter Steinbach (Hg.): Vergangenheitsbewältigung durch Strafverfahren? NS-Prozesse in der Bundesrepublik Deutschland. München 1984, S. 145-163, hier S. 157.
- ²⁶ Vgl. hierzu und zum Folgenden die entsprechenden Kapitel in meinem Buch «Im Schatten der Vergangenheit».
- ²⁷ Foschepoth, S. 21 f.
- ²⁸ Vgl. Foschepoth, S. 82f.
- ²⁹ Foschepoth, S. 103f.
- ³⁰ BA, DKR, B 259/77.
- ³¹ Foschepoth, S. 112.
- ³² Adenauer; Teegespräche 1950-1954, bearbeitet von Hans Jürgen Küsters. Berlin 1984, S. 84f.
- ³³ BA, DKR, B 259/301.
- ³⁴ Zit. n. Maör; S. III.
- ³⁵ BA, DKR, B 259/139.

Namens wechsel als Paradigmenwechsel?

Die Umbenennung des Faches Volkskunde an deutschen Universitäten als Versuch einer «Entnationalisierung»

Mir fällt die Aufgabe zu, Sie über eine akademische, an – nicht allen, doch an vielen – deutschsprachigen Universitäten vertretene Disziplin zu informieren, die als typisch deutsch gilt und dies lange Zeit auch in ihrem Namen inserierte: *Deutsche Volkskunde*. Thomas Nipperdey hat von ihr vor einiger Zeit einmal als «merkwürdiger deutscher Sonderwissenschaft» gesprochen und sie die «romantische und nationale Version einer sozialwissenschaftlich orientierten ... Kulturgeschichte» genannt.¹

Diese merkwürdige Sonderwissenschaft, die durch das sie lange Zeit bestimmende Attribut «deutsch» eine nationale und auf Strecken hin sogar nationalistische Ausrichtung deutlich zu erkennen gab, hat sich in den letzten zwanzig, dreissig Jahren in – auch wieder qua Namen – erkennbarer Weise *entnationalisiert* und zum Teil, ebenfalls qua Benennungsstrategie, *internationalisiert*. Das Fach nennt sich heute dort, wo es etabliert ist (bei grosszügiger Rechnung ist dies an 21 Universitäten der Fall²) *Kulturanthropologie*, *Empirische Kulturwissenschaft*, *Europäische Ethnologie* und *Volkskunde* – und wenn Volkskunde, dann ohne das Bestimmungswort *deutsch*, sondern mit dem Vor-Wort *vergleichend* (so etwa in München). Der Name *Volkskunde* ist der nach wie vor am meisten gebräuchliche; er wird gefolgt von

Europäischer Ethnologie, die bei den jüngsten Umbenennungen bevorzugt wird. *Kultur anthropologie* und *Empirische Kulturwissenschaft* sind die Fachbezeichnungen jeweils nur an einer Universität: Kulturanthropologie in Frankfurt/M., Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen.

Als Tübinger bin ich also, was aktuelle Trends angeht, gewissermaßen fehl am Platze, weil nicht repräsentativ; dennoch aber stehe ich als Tübinger nicht ganz unberechtigt hier, wenn es um Auskunft über Hintergründe und Voraussetzungen, über Logik und Programmatik der Fachumbenennungen geht, denn Tübingen spielte in den Namensdebatten vor mehr als zwei Jahrzehnten eine Schlüsselrolle. Nicht nur formell wurde dort 1971 der Namenswechsel vollzogen, sondern dort hatten sich Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre auch die ersten Diskussionen um das Selbstverständnis des Faches konzentriert, und unter impulsgebender Beteiligung und am Beispiel des Tübinger Instituts waren in den 70ern erregt Probleme und Perspektiven des Faches erörtert worden.

Die Diskussionen hatten in Tübingen nicht voraussetzungslos begonnen; sie waren die Konsequenz nicht unbedeutender volkskundlicher Positionsmarkierungen, die – verbunden mit dem Namen Hermann Bausinger – schon in den frühen 60er Jahren in Tübingen vorgenommen worden waren und dem Fach wichtige Anregungen vermittelt hatten. Diese Positionsmarkierungen waren ihrerseits in kritischer Intensität auf die NS-Vergangenheit des Faches bezogen – des Faches allgemein und auf dessen spezifische Situation in Tübingen.

Ich werde also, um den volkskundlichen Namens- und Perspektivenwechsel plausibel zu machen, den Blick zurück auf *sechzig* Jahre Fachgeschichte in Tübingen werfen. Mit diesen *sechzig* Jahren ist einiges auch über die Entwicklung der Disziplin im Ganzen gesagt: innerhalb dieser *sechzig* Jahre vollzog sich die Etablierung des Faches als akademischer Disziplin an den meisten Universitäten Deutschlands (die ersten Professuren sind in der Weima-

rer Republik eingerichtet worden); diese sechzig Jahre umfassen etwa *die Hälfte* der Zeit, in der volkskundliches Arbeiten in Deutschland in Form von Vereinen, Gesellschaften und Zeitschriften institutionalisiert worden ist, und sie stellen etwa *ein Drittel* der Zeit dar, in der der Begriff Volkskunde im wissenschaftlichen Diskurs eine Rolle spielt, und die *sechzig* Jahre sind schliesslich *ein Viertel* der Zeit, in der man von volkskundlichem Denken überhaupt sprechen kann.³

Ich beginne mit einer topographischen Kasuistik, denn alte Universitätsstädte bieten den Vorteil, dass sie Einblicke in die Wissenschaftsgeschichte in anschaulicher Form, an baulichen und räumlichen Gegebenheiten vermitteln. Zumal in einer Stadt wie Tübingen, von der man zuweilen behauptet hat, dass sie keine Universität habe, sondern eine sei, bringt sich die deutsche Universitätsgeschichte in bezeichnenden Zügen im Stadtbild zum Ausdruck. Walter Jens, eine Tübinger Mischung aus Quasi- und Gratis-Stadtschreiber und so ein dauerhafter «poet in residence», hat immer wieder die kulturphysiognomischen Eigentümlichkeiten der kleinen Neckarstadt auf prägende Kräfte der Universität zurückgeführt.⁴ Wie sich Wissenschaften im Laufe der Geschichte gewandelt haben, wie sie ihre Stellung in der Gesellschaft und im Wissenschaftsgefüge, aber auch ihr Selbstverständnis geändert haben, findet seinen Ausdruck in den Gebäuden und deren Nutzung, vor allem aber deren Umnutzungen: Dort, wo bis ins 19. Jahrhundert die Medizin war, ist heute die Philosophie und Kunstgeschichte untergebracht, dort, wo zu Beginn dieses Jahrhunderts die Physik einen stattlichen Neubau bezogen hatte, logiert heute die Abteilung Sozial- und Arbeitsrecht; die Theologen, jedenfalls eines ihrer Institute, sind dort, wo die Neurologen waren – diese sind, wie auch die anderen medizinischen und naturwissenschaftlichen Institute, in grosszügige Neubauareale am Rand der Stadt gezogen.

Für eine wissenschaftshistorisch lehrreiche Ortserkundung bietet sich auch das Schloss Hohentübingen an, besonders seitdem es vor einigen Jahren saniert und «wissenschaftlich» neu belegt worden ist: Das Archäologische Institut ist dort eingezogen, wo eine in das Mauerwerk eingemeisselte Inschrift das «Institut für Anthropologie und Humangenetik» vermuten lässt; das Völkerkundliche Seminar nutzt als Übungsraum das ehemalige chemische Labor, in dem laut Sandsteintafel einst die Physiologische Chemie den Ort ihrer Lehre und Forschung hatte. Im rückwärtigen linken Winkel des Schlosshofes, von dem aus auch die Institute für Vor- und Frühgeschichte und für Orientwissenschaften zugänglich sind, führt eine steile Treppe zu dem versetzt hinter der Vierflügelanlage errichteten Haspelturm, der das *Ludwig-Uhland-Institut* beherbergt. Es weist sich an seinem Eingang, auf einer Holztafel, als *Institut für Empirische Kulturwissenschaft* aus, wohingegen am Treppenaufgang im Schlosshof, auf einer Steinplatte, ein anderer Name eingraviert ist: *Institut für Volkskunde*.⁵ Anders als bei der Umbenennung des Physiologischen Labors, in das, wie gesagt, die Völkerkundler, und anders als bei dem Institut für Anthropologie und Humangenetik, in das die Archäologie eingezogen ist, signalisieren die beiden unterschiedlichen Haspelturm-Schilder keine Neubelegung, also keinen Fachwechsel, sondern einen *Namenswechsel*, der sich auf ein und dieselbe Disziplin bezieht, auf die Nipperdeysche «merkwürdige deutsche Sonderwissenschaft».

Die Volkskunde residiert dort seit 1934/35; nachdem sie als selbständiger «Lehrstuhl» aus der Germanistik ausgegliedert und auf einen eigenen Antrag zu einem «Institut» gemacht worden war⁶, hatte sie den Weg ins Schloss zusammen mit der *Vor- und Frühgeschichte* (damals Urgeschichte⁷) und der *humangenetischen Anthropologie* (damals Anthropologie und Rassenkunde⁸) genommen. Auch diese beiden Disziplinen hatten in der NS-Zeit hohen Kurswert, weil sie sich als Leitwissenschaften für eine na-

tionalpädagogische Ausrichtung und Aufrüstung empfehlen konnten und wollten. Wie die Urgeschichte erwies die Volkskunde eine deutliche Affinität zur NS-Ideologie; beide bemühten sich um die wissenschaftliche Grundlage und um die praktische Pflege des Germanenkults als Basis einer Volkstums- und Deutschtumsideologie. Nicht minder ideologisch fungibel war die Humananthropologie, die dem rassekundlichen und -hygienischen Denken empirisches und diagnostisches Unterfutter gab⁹. Bewusst hatte die Volkskunde die Nachbarschaft dieser Disziplinen gesucht.

Und der erste Direktor¹⁰ zeigte sich in einer Stellungnahme, die in einer Zeitschrift für schwäbische Heimatpflege veröffentlicht wurde, überaus befriedigt über den neuen Standort. Nachdem er die Bedeutung der Volkskunde als «völkische Kernwissenschaft» kraftvoll unterstrichen hatte, notierte er: «... es gibt nur erst ganz wenige deutsche Universitäten, an denen schon alle drei Fachgebiete der Vorgeschichte, Rassen- und Volkskunde eingerichtet sind. Zu ihnen gehört erfreulicherweise auch unsere schwäbische Landesuniversität. Die genannten Wissenschaften sind hier nicht nur durch Lehrstühle vertreten, sondern darüber hinaus wurden ihnen Institute angegliedert. Dass diese in enger Nachbarschaft auf dem Schlosse Hohentübingen untergebracht werden konnten, ist eine selten glückliche Lösung».¹¹

Der Ausbau des Instituts zeigte charakteristische Züge des nationalsozialistischen Kultur- und Wissenschaftsverständnisses – zum einen wurde das Institut mit öffentlichkeitswirksamen, modernen Medien ausgestattet, die nicht nur technisch fortgeschrittene Brauchtums-, Trachten- und Volkskunstdokumentationen, sondern auch eine pädagogisch-effektvolle Informationstätigkeit möglich machten, zum andern erhielt es mit seinen ästhetisch hoch suggestiven Volkskunst-Replikaten, die Teil der raumfesten Ausstattung wurden, attraktive Schaustücke, die den Kern einer Samm-

lung bildeten, mit denen das «Volk» und nicht nur die Studierenden für die Arbeit des Instituts gewonnen werden sollten.¹² Leica und Swastika – sie fanden im Volkskunde-Institut zu einer suggestiven Einheit. Mediale Modernität und thematische Archaik, wissenschaftliche Präzision und populistische Attitüde wurden in der Institutsarbeit kombiniert, und sie bildeten eine Melange, die für das diffuse Kultur- und Wissenschaftsverständnis des Nationalsozialismus, insbesondere seiner Erwartungen gegenüber den Geisteswissenschaften, nicht untypisch war. Voller Stolz berichtet der Direktor von Lichtbildaufnahmen («deren Zahl schon mehrere Tausend beträgt») von der Zusammenarbeit mit der Berliner Reichsstelle für den Unterrichtsfilm, um «Bewegungsvorgänge, vor allem in Brauchtum und Feiargestaltung festzuhalten» und von Schallplatten, mit denen Volkslieder und Mundarten aufgenommen wurden. Die Schausammlung – mit Gegenständen, die «in getreuer Nachbildung der Originale gefertigt» wurden – war durch die «weltanschauliche Ausrichtung der heutigen nationalsozialistischen Volkskunde bestimmt»; ihr Ziel war die «Sichtbarmachung und Erkenntnis der Arteigenheit des deutschen Wesens in Sag- und Sachgut».¹³

Tübingen war in der Tat ein Institut der «nationalsozialistischen Volkskunde» und unterschied sich so durchaus von anderen volkskundlichen Universitätsseminaren und Forschungseinrichtungen, von denen es freilich nicht viele gab. Zwar war ein staatlicher Zugriff auf die Volkskunde als Leitwissenschaft der NS-Ideologie fast überall – und in aller Regel nicht ohne Erfolg – erfolgt, aber die Geschichte des Tübinger Instituts bot sich als besonders krasser Fall insofern dar, als dort die politischen Interessen der NS-Herrschaft – in der Person des Leiters – direkt zur Geltung gebracht wurden, und so der Aufbau des Instituts mit aufwendigen Formen der auch in den ausseruniversitären Bereich hineindrängenden Wissenschaftspraxis erst möglich geworden war. Spezi-

fisch für die Tübinger Neugründung waren die Energie und Ambition, mit der die wissenschaftlichen Tätigkeiten in den Dienst der Volks- und Deutschtumsarbeit gestellt wurden, und spezifisch war auch der Wille zum grossen Entwurf, zur globalen Erklärung, egal ob das die Konstruktion deutscher Wesensart oder die Konstruktion germanischer Kontinuitäten war. Das Tübinger Institut verstand seine Arbeit als eine «neue Wissenschaft vom deutschen Volk», wie der Institutsdirektor die Tätigkeit der neuen Universitätseinrichtung pressewirksam vermarktete¹⁴, und unterstellte sie so dem Heideggerschen *Wissensdienst* für das deutsche Volk. *Wissensdienst* war eine Wortschöpfung des Freiburger Philosophen gewesen, mit der er in seiner berühmt-berüchtigten Rektoratsrede 1933 eine «Ergänzungsleistung» der Universität zu Arbeitsdienst und Wehrdienst proklamiert hatte.¹⁵

Man hat in retrospektiven Analysen zuweilen die streng politisch zugeschnittene Volkstumsarbeit von einer wissenschaftlich seriös betriebenen Volkskunde, die sich im Schatten des Systems gehalten habe, unterscheiden wollen.¹⁶ Sicher wird man davon ausgehen können, dass die auf die volkstumsideologischen Verwendungsformen hin angelegte akademische Tätigkeit vom Schlage des Tübinger Instituts erkennbarer und intensiver, weil entschiedener und skrupelloser den politischen Zielen des Nationalsozialismus verpflichtet war, als eine vielfach nach 1933 weiterhin solide tätige volkskundliche Forschungsarbeit, aber insgesamt, so wissen wir aufgrund sorgfältiger Untersuchungen der letzten Jahre, war das Fach von einer durchgehenden Nähe zu den gesellschaftlichen Wertvorstellungen und kulturellen Leitbildern des NS-Systems geprägt.¹⁷ Dies ist vielleicht einer der Gründe dafür, dass die Volkskunde eines der wenigen Fächer war, in dem – zumindest seit den 60er Jahren – die NS-Vergangenheit zu einem fortwährend traktierten Forschungs- und Diskursgegenstand gemacht worden ist, gewissermassen zum Objekt einer fachinternen Dauerreflexion.

Das war – wie gesagt – nicht immer so. Unmittelbar nach 1945 gab es vereinzelte aus dem Fach selbst stammende Impulse zur Selbstkritik und zur Revision des Fachverständnisses. Im Verhältnis zum Ausmass der volkskundlichen Verstrickung ins NS-System waren die Stimmen jedoch zurückhaltend und leise. Dennoch stellt 1945 eine wichtige Zäsur insofern dar, als die nationalsozialistischen Volkstumswissenschaftler entlassen und die meisten ausseruniversitären Arbeitsstellen und Arbeitsstäbe aufgelöst wurden. Volkskundliche Universitätsinstitute und -Seminare konnten in aller Regel erst wieder ab Ende der 40er Jahre ihre Arbeit fortsetzen – fast immer mit veränderter personeller Besetzung.

Auch das Tübinger Institut, wiewohl lautstark in die NS-Kulturpolitik involviert und aktiv ins NS-Wissenschaftssystem integriert, blieb erhalten; sein Direktor allerdings wurde von den Franzosen entlassen und mit einem Lehrverbot belegt, Ende der 50er Jahre jedoch wieder in Dienst genommen. Das Institut sicherte sein Fortbestehen aufgrund eines ersten Namenswechsels, für den übrigens – so will es eine Tübinger Fama – der sozialdemokratische Politiker Carlo Schmid, einer der Verfassungsväter der Bundesrepublik, in seiner damaligen Funktion als Staatsrat in Südwürttemberg Hohenzollern verantwortlich sein soll.¹⁸ Der Name *Ludwig Uhland* galt der französischen Besatzungsbehörde als durchaus ehrenhaft; *Uhland* war in Frankreich als der «dritte» Klassiker, als Demokrat und als europäisch orientierter Literaturwissenschaftler bekannt – und geschätzt.¹⁹ Stichwortgeber für *Uhland als Namenspatron* des schwer kompromittierten Instituts war der Germanist und Uhlandforscher Hermann Schneider gewesen, der nicht nur erster Nachkriegsrektor der Tübinger Universität, sondern auch bis 1953 kommissarischer Direktor des volkskundlichen Instituts war.²⁰

Das Institut blieb auf dem Schloss – und es blieb auch bei seiner Innenausstattung, den geschnitzten und mit reichem Dekor versehenen Türrahmen, auf denen sich nicht ohne Aufdringlichkeit ger-

manische Lebensbäume und Sonnenräder zur Schau stellen, und einem Treppengeländer mit hakenkreuz- und runenartigen Schmuckformen. Diese Innenausstattung ist bis heute erhalten und zu besichtigen, wie auch noch einzelne der in den 30er Jahren in den Werkstätten des Instituts gefertigten Hausmodelle. Ohne die These überdehnen zu wollen, liegt man sicher nicht ganz falsch, wenn man diese dauernde sinnliche Präsenz der NS-Last als einen der Gründe ansieht, die im Uhland-Institut früher und entschiedener als anderswo zu einer energischen und konsequenten Auseinandersetzung mit der NS-Volkskunde geführt haben. Die lebensbaumverzierten, mit Nazi-Dekor geschmückten Türrahmen, Treppengeländer und Hausmodelle müssen wie Abwehrhaltungen und Rationalitätsstrategien stimulierende «Wiedergänger», wie eine ständige Herausforderung zum Überdenken und Revidieren des volkscundlichen Selbstverständnisses gewirkt haben. So entwickelte Tübingen eine Volkskunde in Widerrede zum Sinnbild-Ambiente, das ihr die NS-Volkskunde hinterlassen hatte. Was in den 60er Jahren im Ludwig-Uhland-Institut geschah, war sicher auch so etwas wie – in Begriffen der Gestaltpsychologie – die rationale Inversion der sinnlichen Apperzeptionen einer dauerpräsenten Nazi-Ausstattung.²¹

Die verhübschten Miniatur-Giebel niederdeutscher Bauernhäuser vor Augen, schrieb Hermann Bausinger 1959/60 die «Volkskultur in der technischen Welt», ein Buch, das sich auf seiner ersten Seite, ein Brechtsches Anti-Nazi-Aperçu zitierend, rigoros vom Blut- und Boden-Kollektivismus des Worts «Volk» absetzte und den differenzierenden Begriff «Bevölkerung» als Leitvokabel empfahl.²² 1964 hielt Bausinger im Rahmen einer Ringvorlesung seinen Vortrag «Volksideologie und Volksforschung», der als erste konsistent-analytische Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit des Faches überhaupt gelten kann.²³

Aus diesen Bausinger-Thesen entstand die mit Fleiss und Sorgfalt recherchierte Dissertation von Wolfgang Emmerich, die sich mit der germanistischen Volkstumsideologie auseinandersetzte, und die auf ihrem Cover die Fotografie des verzerrten Schattenwurfs eines der Instituts-Hakenkreuze abbildete.²⁴ In beiden Fällen spielte der Hinweis auf die Analyse der *volkskundlichen Sinnbildforschung*, wie die NS-Wissenschaft den Begriff Symbolforschung verdeutschte, eine dominante, vielleicht muss man aus heutiger Sicht sagen, eine überbetonte Rolle – etwa im Vergleich zur Rolle, die die Analyse von NS-Institutionen spielte.²⁵ Dass dies so war, liegt vielleicht ebenfalls an der hohen Symbolverdichtung im Innenausstattungsdekor des Tübinger Instituts, dessen ästhetischsuggestive Eigentümlichkeit auch in den 70er Jahren noch Martin Scharfe zu wiederholten wissenschaftlichen Reflexionen, 1974 in der Tübinger Universitätszeitung²⁶, 1979 in «Ästhetik und Kommunikation»²⁷, veranlasste.

Es ist freilich eine verengte Sicht, wenn bei der volkskundlichen NS-Aufarbeitung nur die Tübinger Bemühungen der 60er und 70er Jahre in den Mittelpunkt gerückt werden. Auch andernorts und schon lange vorher hatte es gewichtige und aufrichtige Überlegungen gegeben – etwa von Heinz Maus, der sich schon 1946 als Soziologe zu Fragen einer Neukonzeption des Faches geäußert hatte²⁸, oder; äusserst beeindruckend, von dem Göttinger Will-Erich Peuckert, der die NS-Zeit – von der Universität vertrieben – in der «inneren Emigration» verbracht hatte, und 1947 eine neue volkskundliche Zeitschrift gründete, die nicht nur Absage an die «politisch verderbte» Volkskunde der NS-Zeit war, sondern auch neue Perspektiven erschloss.²⁹ Die Zeitschriften-Neugründung hiess «Die Nachbarn» (Untertitel: «Jahrbuch für vergleichende Volkskunde»), und damit war programmatisch eine Entnationalisierung der Fachorientierung deutlich gemacht. Peuckert wollte durch die Anknüpfung an internationale Standards und Forschungsleistungen ein «verwirtschaftetes Vermögen wieder ge-

winnen», vor allem sich aber von einer Volkskunde absetzen, die «ihre Hauptaufgabe darin sah, die ‚Volksseele‘ zu entdecken». Die Alternative, von der Heinz Maus 1946 gesprochen hatte, nämlich die Volkskunde aufzulösen oder auf eine exakte sozio- und historiographische Methode zu verpflichten, war von Will-Erich Peuckert (in den späten 40ern und frühen 50ern übrigens der einzige an einer deutschen Universität etablierte Fach Vertreter) mit gemischten Gefühlen zur Kenntnis genommen worden. Dennoch zeitigten beide Empfehlungen Folgewirkung: in den 50er Jahren wurden Kontakte zu internationalen Fachverbänden aufgenommen oder wiederhergestellt, und es gab sogar international angesetzte Forschungsvorhaben wie etwa die von Matthias Zender in Bonn durchgeführten Untersuchungen zur Kulturdynamik im Rhein-Maas-Gebiet.³⁰ Ab Anfang der 50er entfaltete sich auch die *Münchener Schule* um Hans Moser und Karl-Sigismund Kramer, die mit einer quellenkritisch exakten *Mikro-Historiographie*, sozusagen einer *microhistoire avant la lettre*, dem geschichtlichen Wandel der Volkskultur auf der Spur waren und so ein Verfahren entwickelten, das sich explizit gegen die Kontinuitäts- & rzcolage der Nazi-Volkskunde richtete.³¹

Im grossen Ganzen erging es der Volkskunde jedoch im ersten Jahrzehnt der Nachkriegszeit wie anderen Geisteswissenschaften auch: eine prinzipielle Auseinandersetzung mit den wissenschaftlichen Fehlentwicklungen, in Peuckerts Worten, «Verderbtheiten» fand nicht statt – noch weniger kam es zu einer Neuvermessung theoretischer und methodologischer Grundlinien des Faches. Alle theoretische Beunruhigung wurde vermieden, die Reproduktion bewährter Sicht- und Verfahrensweisen sollte Orientierungskrisen verhindern.³² Im Zusammenhang mit allgemeinen restaurativen Tendenzen hatten es Neuansätze schwer, ganz gleich ob sie nun aus der Zeit vor 1933 erinnerlich waren (wie etwa Hans Naumanns Lehre vom «gesunkenen Kulturgut»³³) oder aber

in ihrer gleichzeitigen Entfaltung im Ausland beobachtet werden konnten. Trotz aller Analogie zur Reaktion in anderen Geisteswissenschaften, trifft für die Volkskunde mit ihrer Harmoniebedürftigkeit vielleicht in besonderer Weise das zu, was Hermann Lübke vor mehr als einem Jahrzehnt zu bedenken gegeben hat, dass nämlich «die gewisse Stille, ja Diskretion das sozialpsychologische und politische Medium» war, das eine Entnazifizierung und eine intellektuell-mentale Abrüstung erst möglich machte.³⁴

Dass die Tübinger Bemühungen um eine Fachrevision – nach der Zeit einer *gewissen Stille* und *Diskretion* – impulsgebend und erfolgreich wurden, dass sie geradezu so etwas wie einen allgemeinen Theorie- und Methodologieschub bewirkten, lag wahrscheinlich daran, dass die 60er Jahre mit ihrer neuen Dynamik und sich langsam entwickelnden Reformbereitschaft eine geeignetere Ausgangslage für Innovationen und Perspektivenwechsel als die 50er boten. Bausingers erste explizite Auseinandersetzung mit der NS-Volkskunde, sieht man einmal von den kritischen Alternativmarkierungen der «Volkskultur in der technischen Welt» ab, war der bereits erwähnte Vortrag «Volksideologie und Volksforschung» 1964 – und dieser bewegte sich im Rahmen einer Vorlesungsreihe, die auf studentische Vorwürfe, die NS-Vergangenheit der Universität betreffend, reagierte. Vorlesungsreihen dieser Art gab es in den 60ern an mehreren deutschen Universitäten³⁵, sie und die ihnen zugrundeliegenden Protestaktionen waren sicher so etwas wie erste Anzeichen einer Mobilisierung des Wissenschaftsbetriebs, die in der Studentenrevolte, die 1968 aufbrach, gipfelte und einen starken Reform-Drive entwickelte. Dieser verschaffte auch den volkskundlichen Kritik- und Reformansätzen eine Wirkung, die weit über die bis dato üblichen Neu-Anregungen und Neu-Perspektivierungen hinausging. Der Reformwille, wie er in der zweiten Hälfte der 60er und insbesondere in der ersten Hälfte der 70er in der alten BRD ausgebrochen war, trug eine ganze Reihe von

Änderungs- und Umprogrammierungsvorhaben. Die Universitätsreform, die Teil einer umfassenden Bildungsreform war, schuf vielfach erst die Bedingungen für Änderungen und Neuansätze. So wurde die frühe Namensänderung in Tübingen nicht zuletzt auch dadurch erleichtert, dass im Rahmen der Hochschulreform die Universität ihre alte Fakultätsgliederung zugunsten einer elastischeren, institutsnäheren Fachbereichsgliederung änderte. Aus den fünf klassischen alten Fakultäten hatte die Tübinger Universität fünfzehn neue Fachbereiche gemacht.

Dabei war die Volkskunde, um Abstand zu den Philologien, vor allem zu ihrer Mutterwissenschaft Germanistik zu gewinnen, in den Fachbereich Sozial- und Verhaltenswissenschaften eingetreten – 415 ein Fachbereich, der durch ein innovatives und reformfreudiges Klima bestimmt war. Voller Absicht hatte die Volkskunde diesmal die Nähe zur Soziologie, Politologie und Psychologie gesucht, um damit ihre Offenheit für die damals heftig geführten Theorie- und Methodendiskussionen zu signalisieren: In den ersten Studienplänen sind soziologische und psychologische Pflichtveranstaltungen aufgeführt, Statistikurse wurden ebenso empfohlen wie politologische Seminare, in denen eine Einführung in die Analyse der Macht- und Herrschaftsverhältnisse der Bundesrepublik erfolgen sollte. In dem Umbenennungsantrag, der am 15. Januar 1971 an den Fachbereich und an den Senat der Universität gestellt wurde³⁶, ist von dieser dichten Anbindung, die sich auch in den Studienempfehlungen artikuliert, an die Sozialwissenschaften die Rede, und das «empirisch» wird keineswegs nur systematisch, sondern auch mit Hinweis auf die Forschungs- und Studienusancen und die bevorzugten Fächerkombinationen begründet. «Das Institut», so liest man in dem Antrag, «versteht die Umbenennung als äusseres Zeichen für die Absicht schärferer Konturierung. Insbesondere wird eine stärkere Integration in die Sozialwissenschaften angestrebt...». Dem *empirisch* in der neuen Fachbezeichnung gelten eigene Aus-

fürungen, übrigens auch bedingt durch die Existenz eines ebenfalls neu eingerichteten Fachbereichs «Altertums- und Kulturwissenschaften» (ab WS 1978/79 «Kulturwissenschaften»). So heisst es: «Das Attribut ‚empirisch‘ charakterisiert nicht theoretische Abstinenz oder eine prinzipiell positivistische Haltung, sondern die erfahrungswissenschaftliche Orientierung, die im Gegensatz zu einem Teil der früheren volkskundlichen Wissenschaftstradition steht. Dieser Zusatz ist ausserdem geeignet, das Fach von den zahlreichen Kulturwissenschaften mit speziellerem Objektbezug und überwiegend historisch altertumskundlicher Ausrichtung abzuheben». Und abschliessend hiess es in dem Antrag, nach einem Hinweis auf eine schon lange anhaltende «interne Fachdiskussion», dass das Institut im Hinblick «auf die Unzuträglichkeiten des lange geduldig getragenen Namens» um eine «baldige positive Entscheidung» bitte. Fachbereich und Senat der Universität Tübingen fassten einen positiven Beschluss, und am 19. Mai 1971 stimmte auch das Kultusministerium in Stuttgart dem neuen Namen zu.³⁷

Tübingen war so die erste volkskundliche Universitätseinrichtung, die sich im Alleingang und kompromisslos umbenennen liess, also nicht einen geänderten Namen nur als Zusatzbezeichnung führte. Das Institut hatte schon vorher mit anderen Namen experimentiert. Beispielsweise hatte seine Publikationsreihe, die sich seit Mitte der 60er Jahre äusserst erfolgreich entwickelt hatte, *Volksleben* geheissen – und zwar bis zu ihrem U. Band im Jahr 1970, der mit seinem sprechenden Titel «Abschied vom Volksleben» die Umbenennung auch des Reihentitels empfahl und begründete.³⁸ Ab Band 28 erschien die Reihe unter dem neutralen, aber umständlichen Namen «Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft». Auch der Begriff «Volksleben», der der Reihe ab 1963 – da war der erste Band mit einer Untersuchung über den Trivialroman erschienen – den Namen gegeben hatte, war eine deutliche Absage an den Begriff

«Volkskunde» gewesen. Mit *Volksleben* sollte die gesellschaftliche Verankerung populärer und volkskultureller Phänomene, ihre lebensweltliche Einbettung deutlich ausgewiesen werden; ausserdem hatte sich im Wort *Volksleben* als ferner Klang die skandinavische *folklivsforskning* gemeldet, die aufgrund ihres exakten Empirismus der deutschen Volkskunde in den 50er und 60er Jahren Respekt abgenötigt hatte.³⁹

Auch in der Umbenennungsfrage wäre es falsch, den Blick allein auf Tübingen gerichtet zu halten. Tübingen war zwar der erste und lange Zeit einzige Universitätsort, an dem der Namenswechsel praktisch und in Konsequenz vollzogen worden war, debattiert worden war jedoch auch anderswo – und zwar nicht wenig heftig. Favorit in den allgemeinen Diskussionen der deutschen Fachvertreter war in der Zeit vor und um 1970 Europäische Ethnologie gewesen, wie der Fachverband, die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde, in einer Umfrage unter in- und ausländischen Institutionen und Wissenschaftlern ermittelt hatte.⁴⁰ Wahrscheinlich wurde «Europäische Ethnologie» in den berühmten *Falkensteiner Diskussionen*⁴¹ deswegen abgelehnt, weil man fürchtete, der Namenswechsel zu «Europäischer Ethnologie» sei nicht mehr als blosser Etikettenschwindel, der es bei den alten volkskundlichen Positionen und Perspektiven beliesse.

In *Falkenstein* hatte sich eine Mehrheit für «Kulturanthropologie» ausgesprochen. Verpflichtender als der Blick auf internationale wissenschaftliche Verflechtungen und «internationale Standards» schien 1970/71 der Blick auf die *Soziologie*, was sich in den Namensvorschlägen Kultursoziologie, Soziokulturforschung und Soziokulturologie niederschlug, die in Tübingen übrigens alle intensiv erörtert wurden.⁴² Im Gegensatz zu den theoretischen und methodischen Perspektiven, die die Soziologie, damals internationale Leitwissenschaft, vorzugeben schien, galt die volkskundlich-ethnologische Internationalität nicht mehr als eine hausgemachte

Internationalität, obwohl schon 1955 auf einem europäischen Fach-Kongress im niederländischen Arnheim über die Zusatzbezeichnung *Regionale* oder *Europäische* Ethnologie eine Einbindung der Volkskunde in internationale Wissenschaftsorientierungen hatte erfolgen sollen. Arnheim war – zehn Jahre nach Ende des «völkischen» Desasters – von den westeuropäischen Kollegen als Ende des «deutschen Sonderwegs», der «der merkwürdigen deutschen Sonderwissenschaft», gedacht gewesen. Was in Arnheim vorgesehen war, war liberal, wie es auch die wirtschaftliche Westintegration in den «Römischen Verträgen» war: die deutsche Bezeichnung «Volkskunde» sollte weiterhin üblich sein, aber durch die erläuternde Folie «Europäische Ethnologie» Halt und Fassung bekommen.⁴³

Die Tübinger Entscheidung für Empirische Kulturwissenschaft – in bewusster Alternative zur traditionellen Volkskunde, aber auch in bewusster Alternative zu den Vorschlägen Europäische Ethnologie und Kulturanthropologie – wurde, so stellen sich jedenfalls die intellektuellen Vorgänge rückblickend dar, von drei temporalen Grundströmungen getragen, die damals dem Wissenschafts-, Bildungs- und Kulturbetrieb Form und Richtung gaben. Das war *zum ersten* die intensiv geführte Theorie- und Methoden-debatte, die in den Geistes-, vor allem aber in den Sozialwissenschaften geführt wurde, für die es den Stempel *Positivismusstreit* gibt und für die die Namen Adorno und Popper, Albert und Dahrendorf stehen.⁴⁴ Mit der «empirischen» Wendung sollte die Volkskunde modernisiert, heisst: anschlussfähig gemacht werden für die Methodenstandards, wie sie zumal in der Soziologie mit grossem Aufwand und grosser Leidenschaft diskutiert wurden. Das «empirisch» versprach die Bindung an die rationalistisch ausgewiesene Logik der Forschung Poppers, und die «Kultur» im neuen Namen Kulturwissenschaft wies auf das Ganze der Gesellschaft, auf Adornos Totalitätsempirie, der zufolge sich das Detail als Bau- und Wirkelement des Strukturganzen analysieren liess.

«Hat die Theorie der Gesellschaft den Erkenntniswert der Erscheinung kritisch zu relativieren, so hat umgekehrt die empirische Forschung den Begriff des Wesensgesetzes vor Mythologisierung zu behüten», so hiess es in Adornos Empirie-Vortrag⁴⁵, der im Zentrum des Positivismusstreits stand – und an dieser Korrektiv-Funktion der sozialwissenschaftlichen Empirie orientierte sich die Tübinger Kulturwissenschaft ebenso wie an Poppers erfahrungswissenschaftlicher Methodenlehre⁴⁶, um dem naiven Empirismus und den essentialistischen Überdehnungen der alten Volkskunde deutlich den Garaus zu machen. Die schon erwähnte Streitschrift «Abschied vom Volksleben» dokumentiert die Übernahme der wichtigsten Positionen der soziologischen Methodologie-Debatte in die Volkskunde. Adorno und Popper sind dort (natürlich erst nach Bausinger) die am häufigsten zitierten Autoren, und in der Tat war das, was aus dem Positivismusstreit rezipiert wurde, ein Mischmasch aus Adorno und Popper, das, was Habermas in gleichem Zusammenhang einen «positivistisch halbierten Rationalismus» genannt hatte.⁴⁷ Die Unsicherheiten hinsichtlich einer mehr gesellschaftstheoretischen und/oder empirischen Grundorientierung der neuen Tübinger Kulturwissenschaft zeigten sich auch im Antrag von 1971, als eine «theoretische Abstinenz» ebenso zurückgewiesen wurde wie eine «prinzipiell positivistische Haltung».

419

Ein zweites^ nicht minder einflussreiches Motivbündel, das der empirischen Kulturwissenschaft entscheidende Triebkraft gab, war die um und nach 1970 verstärkt zu beobachtende *Entkonventionalisierung der Kultur*. Sie war in den 60ern vorbereitet, nahm aber, gesteigert durch die Bildungsreform, eine intensive Entwicklung Richtung Soziokultur erst in den frühen 70ern. Zwar war der Trend zu einem «erweiterten Kultur begriff» in den 60er Jahren auch durch die Erforschung der Trivilliteratur und Alltagskultur in die Wege geleitet worden, aber eine diskursbestimmende Rolle spielte

er erst, nachdem er durch kultur- und bildungspolitische Strategien, etwa in Form von Hilmar Hoffmanns Plädoyer «Kultur für alle»,⁴⁸ allgemein verbreitet worden war. Eingespannt in diese Entwicklung konnte die empirische Kulturwissenschaft sich als nützliche, gesellschaftlich relevante, der «Aufklärung» verpflichtete Disziplin akzentuieren. Sie konnte sich als problemlösende Wissenschaft andienen, wie sie das in den Debatten um ein neues Selbstverständnis, vor allem in Falkenstein, immer wieder gefordert hatte. Dieser gesellschaftliche Relevanzausweis war die Folge einerseits der Volkskundepraktiken in der NS-Zeit (die es im Sinn des Aufklärungsanspruchs in der kritischen Theorie umzukehren galt), andererseits des lange Zeit geltenden Inferioritätsgefühls der Volkskunde, die darunter litt (und leidet), es nur mit banalen, niedlichen, unbedeutenden Gegenständen zu tun zu haben. Mit sprachsoziologischen Forschungen konnte auf die soziale Ungleichheit im Dialektgebrauch, mit TV-Analysen auf die Manipulationsmechanismen der Bewusstseinsindustrie aufmerksam gemacht werden. Ein gesellschaftsmoralischer Rigorismus verband sich oftmals mit einem kurzatmigen Aktualitätssyndrom, das die Empirische Kulturwissenschaft in der Folgezeit nicht selten auch zu schiefen Urteilen, vorlauten Statements und Einschätzungen ohne Augenmass führen sollte.

Mit der Entkonventionalisierung der Kultur hing *drittens* eine Motivlage zusammen, die kürzlich – von Hermann Bausinger rückblickend⁴⁹ – benannt worden ist: die Opposition gegen die *formierte Innerlichkeit* der Adenauer-Zeit. *Formierte Innerlichkeit* ist der Titel und die These einer Untersuchung, in der der Frankfurter Sozialpsychologe Klaus Horn die Nachkriegsgesellschaft unter dem Aspekt einer «Anthropologie des schlechten Gewissens» beschrieben hatte, einer Anthropologie, die den Tugenden der Innerlichkeit und Eigentlichkeit hohe Wertschätzung beimass.⁵⁰ Die Erweiterung des Kulturbegriffs und die Legitimierung auch der ins

Alltagsleben eingeflochtenen Kulturzustände in Form einer Wissenschaft, liess sich als überfällige Befreiung von elitärer und autoritärer Bevormundung ansehen. Mit der Empirie konnte gegen die Ideale des *justemilieu* der in der jungen westdeutschen Republik restaurierten Bildungsbürgerlichkeit Front gemacht werden, mit Mitteln der Empirie konnte auf die Faktizität der in den 60er Jahren kulturell dynamisierten Gesellschaft hingewiesen werden. Wer die formierte Innerlichkeit attackierte, distanzierte sich zudem von der auf Verdrängen und Vergessen beruhenden Vergangenheitsbewältigung der 50er und 60er Jahre.

Empirische Kulturwissenschaft 1971: das war nicht nur ein neues Geschäftsschild. Das, was in den 60er Jahren methoden- und theoriebewusst, zum Teil unter modifizierender Fortführung älterer volkscundlicher Ansätze gestartet worden war, setzte in den 70ern zum Teil beachtliche produktive Energien frei. Vor allem drei Themenverdichtungen sind zu nennen. Das war zum ersten das *kommunikations- und sprachsoziologische Arbeitsfeld*. In ihm wurden einerseits die Grundlagen, Verfahren und Modellanalysen zur Geschichte und zur aktuellen Lage der populären Literatur und, daraus entwickelt, zu den massenmedialen Genres erarbeitet (hier ist vor allem an die Pionier- und Systematisierleistung Rudolf Schendas zu erinnern⁵¹), und zum anderen auch sprachsoziologische Studien betrieben, die die Basis für eine neue Erkenntnis des Dialekts als Sprachbarriere bildeten.⁵² Die Analysen der Kriegs-, Wildwest- und Science-Fiction-Hefte stiessen bei den Literaturwissenschaftlern auf ebenso starkes Interesse wie die Untersuchungen der soöp operas und Familienserien bei den Kommunikationssoziologen. Nebenprodukt dieser Untersuchungen war übrigens auch die von anderen Fächern Anfang der 70er Jahre angestrebte Entpolarisierung des Gegensatzes von Hoch- und Trivialekultur, von Elite- und Massenkultur, von Ist- und Soll-Zustand der Kultur, wie er in den 50er und 60er Jahren noch eine wichtige Rolle ge-

spielt hatte, und von der Bildungsreform zunehmend – im Zeichen der genannten Entkonventionalisierung der Kultur – in Frage gestellt wurde.

Ein zweites Forschungsfeld stellen die *Gemeindestudien* dar, in der der Kosmos eines Kulturganzen, eines Dorfs oder einer Gemeinde beschrieben werden konnte. Forschungen dieser Art waren an die älteren funktionalistischen Dorfstudien, die es in den 20er Jahren gegeben hatte, angelehnt, arbeiteten allerdings mit einem völlig neuen theoretischen Rüstzeug – wie etwa der Kategorie «Zivilisationsprozess» von Norbert Elias. An Utz Jeggles Untertitel zur berühmten Kiebingen-Studie lässt sich das ablesen: er heisst «Zum Prozess der Zivilisation in einem schwäbischen Dorf». ⁵³ Im Unterschied zu den soziologischen Gemeindestudien rückte in den Tübinger Forschungen die Herausbildung des in Ritualen, Bräuchen und Mentalordnungen gefestigten soziokulturellen Interaktionsgefüges, also Geschichtliches, ins Zentrum, ein Untersuchungsansatz, der in späteren Arbeiten – auch mit Hilfe der seriellen Datenanalyse – ausgebaut wurde. ⁵⁴

Drittens schliesslich ist die Erkundung der *historischen* und *gegenwärtigen Alltagskultur* zu nennen. In ihrem Rahmen entstanden zahlreiche Analysen zur Religions- und Konfessionskultur, zu Arbeiterleben und -kultur, und zu dem, was man in Tübingen gelegentlich Funktionsäquivalente nannte, nämlich zu Schlagern statt Volksliedern, zu Bestsellern statt Märchen und zu Wohnweisen statt Bauernhäusern. ⁵⁵ Massenkultur und Massenkommunikation, die in der neu entstandenen, aus der Kombination von Literaturwissenschaft und Soziologie gebildeten Kommunikationsforschung oftmals zusammengeworfen wurden, wurden in der Tübinger EKW auseinandergehalten: es waren die Gegenstandsbereiche und Phänomene des gesellschaftlichen Lebens, von denen die wissenschaftliche Aufmerksamkeit gelenkt wurde – und nicht umgekehrt, wie in vielen anderen, den Alltagsgegenständen sich zunehmend zuwendenden Wissenschaften, in denen als gesellschaftliche

Realität lediglich dasjenige deklariert wurde, was vom Lichtkreis der Scheinwerfer bewährter wissenschaftlicher Aufmerksamkeitsrichtung ausgeleuchtet wurde.

Die Arbeiten der Tübinger EKW erhielten durchweg gute Noten, weniger im Fach selbst, als in den Nachbardisziplinen und im allgemeinen Kultur- und kulturwissenschaftlichen Diskurs. Tübinger EKWler durften im «Kursbuch» und im «Argument», aber auch in hochseriösen Publikationen wie der neugegründeten Historiker-Zeitschrift «Geschichte und Gesellschaft» oder in der alt-renommierten «Historischen Zeitschrift» schreiben.⁵⁶ «Ästhetik und Kommunikation» widmete dem Institut ein Halbheft und verglich dessen Arbeit mit dem des Birminghamer *Center for Contemporary Cultural Studies* (CCCS).⁵⁷

423

Das Institut konnte, nach einer Zeit arbeitsamer Konsolidierung in den 70er Jahren (und was wichtig ist: noch nicht als Massenfach) selbstbewusst und selbstsicher in die 80er Jahre gehen. Sein Stil, seine Themen, seine Ansätze, seine Deutungen waren von den Trends der Zeit begünstigt. Beispielsweise durch die zunehmende *Kultur Orientierung* der Sozial- und Geisteswissenschaften, die sich zeitweise anschickten, insgesamt den Namen Kulturwissenschaften anzunehmen (und dies mancherorts auch taten).⁵⁸ Die Soziologie konnte bei ihrer *lebensweltlichen Wende* nicht an der Kultur, und auch nicht an der Alltagskultur vorbei und entwickelte wachsendes Interesse an kulturtheoretischen und -analytischen Fragen. Und auch in der Geschichtswissenschaft baute sich neben der weiterhin betriebenen Strukturgeschichte eine erhöhte Aufmerksamkeit für kulturhistorische Prozesse und Zusammenhänge auf. Was der Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler noch 1979 als «antiquarisch-konzeptionslos» diskreditiert hatte⁵⁹, mutierte im Laufe der 80er zu einem mehr und mehr traktierten Gegenstand – nicht wenige Kontakt- und Kooperationsuntersuchungen des Uhland-Instituts, die sich auch in Publikationen niederschlugen, zeugen davon.

Eine weitere günstige Konstellation ergab sich durch den *interpretative turn* der Sozio- und Ethnowissenschaften, also die Rückgewinnung hermeneutischer Verfahren in der Kulturanalyse. Die Einebnung der Polarität von quantitativer und qualitativer Methodik traf auf die in den 70er und 80er Jahren mehr und mehr herausgebildete Ansicht der EKW, die Empirie weiter und umfassender – als nur in statistischen, quantitativen und harten Methoden bestehend – zu begreifen. Der Methodenpluralismus, der einen starken Rang erhielt; die weichen Methoden, *soft methods*, und das Feyerabendische «anything goes» kamen den Interessen einer Kulturwissenschaft stärker entgegen als die exakten Verfahrensregeln der empirischen Sozialforschung, die langsam in den Hintergrund traten (nachdem sie in manchem Aufsatz von «Abschied vom Volksleben» noch voller Pathos verteidigt worden waren).⁶⁰

Schliesslich profitierte die Tübinger EKW auch von der ab 1980 vermehrt im universitär-akademischen Diskurs Bedeutung gewinnenden, zuweilen feministisch artikulierten (und zunächst auch ihr «aufgenötigten») *Frauen- und Geschlechterforschung*. Dieser neue Zugang hat die EKW nicht nur für bisher unbekannte Fragestellungen sensibel gemacht, sondern sie zunehmend an den Gedanken gewöhnt, dass Geschichte, Alltag und Kultur tatsächlich unter dem Blick der Geschlechterbeziehung neu zu analysieren und neu zu interpretieren sind. Mit dieser Orientierung, deren Etablierung im Ludwig-Uhland-Institut mit lebhaften Diskussionen verbunden war, sind zahlreiche bisher nicht behandelte Gegenstandsfelder und Fragestellungen in den Diskurshorizont des Faches gerückt.⁶¹

Also ein rundum positives Bild zum Schluss? Annähernd 600 Studierende im laufenden Semester, fast 300 Magisterabschlüsse seit der Umtaufe, über 70 abgeschlossene Dissertationen seitdem. Ist das kein Grund zur stolzen Bilanz? Vielleicht. Aber mit mir haben Sie sich einen Skeptiker eingeladen

– und die Skepsis richtet sich nicht einmal auf das, was unsere Studierenden, insbesondere unsere Absolventen beunruhigt, nämlich keinen ihrer Ausbildung entsprechenden Platz in der Gesellschaft, sprich: einen Beruf, einen Job zu finden. Bei vielen, bei den meisten, endet die Beschäftigung mit der EKW beim Abschluss des Studiums; die Berufsaussichten sind ungünstig, nicht nur, weil – von der Interessantheit des Fachs verlockt – so viele ausgebildet werden (und Tübingen ist nicht der einzige Ort, an dem Hunderte, viele Hunderte das Fach belegt haben), sondern auch weil die Absolventen anderer Fächer – Historiker, Germanisten, Kunsthistoriker – auf den kulturwissenschaftlichen Berufsmarkt drängen, und sie können das, weil allenthalben eine Öffnung zur Kultur, zur Alltagskultur stattgefunden hat – zum Teil notgedrungen, weil die klassischen Berufsgänge, allen voran die Lehramtslaufbahn, zugesperrt sind. Am Ludwig-Uhland-Institut, so ist einmal behauptet worden, seien die «teuersten» (weil hoch qualifizierten) Arbeitslosen in Ausbildung.

425

Meine Skepsis rührt auch nicht nur aus der Beobachtung, dass an den Universitäten der neuen Bundesländer bisher keine volkskundliche Professur neu eingerichtet worden ist (an der Berliner Humboldt-Universität wurde das schon bestehende Institut gesichert und immerhin weiter ausgebaut, in Erfurt, so hört man, ist ein Institut in Planung und in Frankfurt/O. wurde ein Kulturwissenschaftliches Institut, was auch immer darunter zu verstehen sein mag, eingerichtet). Im Vergleich dazu nur die Zahlen der *Geschichtswissenschaft*- 87 Professuren an neun Instituten; in der *Soziologie* verhält es sich ähnlich: 58 Professuren an elf Instituten.⁶² Was in den neuen Bundesländern zu beobachten ist, war auch schon der Fall bei der Einrichtung der Reformuniversitäten und Gesamthochschulen der alten Bundesrepublik in den 70ern: an keiner wurde Volkskunde, Europäische Ethnologie, Kulturwissenschaft etabliert. Eine Ausnahme bildet allein das Bundesland Bayern, wo die Volkskunde auch an den

Neugründungen vertreten ist – und zwar deshalb, weil sie als Heimatkunde in die Lehrerbildung integriert ist. Ein Sonderfall ist auch die Universität Bremen, wo eine «Kulturwissenschaft» gegründet wurde, jedoch nicht als Fach, sondern als Forschungs- und Lehrperspektive fächerübergreifend organisiert und auf Germanistik, Politologie, Soziologie, Geschichte und neuerdings auch Ethnologie verteilt. – Aber auch deswegen nicht, weil Arbeitsmarkt und Wissenschaftspolitik das Fach verschmähen, bin ich skeptisch.

Meine Skepsis ist vor allem inhaltlich begründet. Mehr und mehr scheint sich nämlich die Kulturwissenschaft, die Tübinger EKW, in einem dispersen Feld zu verlieren: Diffusität ist an die Stelle der Diffusion, der Ideale getreten, Dispersität an die Stelle des «erweiterten» Kulturbegriffs. Das hat zur Folge, dass soziokulturelle *Kontexte* unterbelichtet bleiben und ergo die symbolische Transformationsproblematik, also das Problem der Umwandlung von Struktur in Kultur (in Zeichen, Gesten und Rituale), oder umgekehrt: von der Kulturbedeutung in soziale und politischen Konstellationen, also etwa zur Herstellung von «invented traditions», zuweilen äusserst unzureichend thematisiert wird. Es verwundert deshalb nicht, wenn dem Fach erneut der Vorwurf des «Kulturalismus» und der «naiven Empirie» gemacht wird. Zudem scheint sie im Zeichen eines erweiterten Kulturverständnisses von einem «neuen» Dilettantismus bedroht: sie schnuppert verückt an historischen und aktualisierten Banalitäten und Besonderheiten, deren Genese und Funktion sie nur wenig interessieren. Sie ist überdies nicht frei davon – dies ist der Tribut ans *Massenfach*, das ja immer auch *Modefach* bedeutet – ihre Interessen an *Betroffenheiten* auszurichten und ihre Empirieregeln der *Botanisierlogistik* zu unterstellen. Sie neigt dazu, nicht mehr nur antiquarisch-konzeptionslos, wie Wehler ihr das vor Jahren vorwarf, zu sein, sondern auch das Aktuelle mit betroffenheitskultischem Tiefsinn anzureichern. Vielleicht ist das die Konsequenz aus der kühlen und

sachlichen Strenge nach der Wendung zur Empirizität: die forcierte Suche nach Tieferem, nach abstrus-verborgenen Sinn-schichten, nach der Mystik des Alltäglichen.

Dieses EKW-Problem ist in den letzten Jahren immer wieder *modo discutando* umspielt⁶³, aber nicht stringent erörtert worden. Warum, so wird gefragt, bleibt die EKW nicht bei ihren volkskundlichen Leisten und bemüht sich, Phänomene der überlieferten Volkskultur und ihrer in der Gegenwartsgesellschaft beobachtbaren Reaktivierungen, überhaupt den Phänomenen der Re-Mythisierungen und «sekundären Traditionalisierungen» über die von ihr ausgebildeten *sensitive concepts* klärend in den Griff zu nehmen.

427

Das Problem stellt sich verschärft insofern dar, als die traditionellen Forschungsgebiete der Volkskunde und der EKW – egal ob das nun Frömmigkeits- oder Märchenforschung, Imagerie oder Ikonographie ist – mittlerweile von der Geschichtswissenschaft, von der Literatur- und Kunstwissenschaft problem-, kontext- und quellenbewusster, also solider und seriöser (nicht unbedingt jedoch sensibler) bearbeitet werden.⁶⁴ Das ist die Folge der Öffnung gegenüber der Kultur in der Geschichtswissenschaft, und der Öffnung gegenüber der Alltags-, Massen- und Popularkultur in den Literatur- und Kunstwissenschaften.

Dazu kommt, dass durch die empirische Orientierung der EKW nicht wenig unerledigt, weil *out of discourse* geblieben ist – etwa die Frage nach Kontinuitäten und Persistenzen, nach der *longue durée*, etwa Fragen nach der *Volksgrammatik* und dem *Bildgedächtnis*, wie sie Aby Warburg aufgeworfen und übrigens auch im Verein mit der Volkskunde untersuchen wollte, nach der *mémoire collective*, wie sie in Ritualen, Liturgien und Mentalitäten eingelagert ist.⁶⁵ Auch auf diesem Feld sind andere Wissenschaften – die Soziologie mit ihrer Analyse der Alltagsrituale, die Politologie mit ihrer Analyse totalitärer Imagologien – aktiv geworden. Die zentrifugalen Kräfte einer weit verstandenen Kulturwissenschaft tendieren

dazu, den *nucleus* des Fachverständnisses als *quantité négligable* zu behandeln. Mein Tübinger Kollege Utz Jeggle meint in Bezug auf die neuerlichen Fliehkräfte und das babylonische Sprachgewirr bei der Umbenennung auch wiederum den Schatten der NS-Geschichte am Werk.⁶⁶ Nachdem man sich damals nach Einheit und Verschmelzung sehnte, offenbart jetzt das das Zentrifugale als Fluch der bösen Tat. Tatsächlich sieht es so aus, als überforderten die Fliehkräfte das kleine Fach – als würden sie es in Schief- und Havarielage bringen. Und es ist zu fragen, ob sich die EKW als kleines Fach, das sie als Volkskunde stets war, aber auch in Anbetracht der expandierenden und sich ausdifferenzierenden Nachbarfächer immer noch ist, nicht doch überschätzt hat – die Tugend des kleinen Faches ist Konzentration, wahrscheinlich kann Kompetenz nur durch Konzentration gesichert werden. Wenn das so ist, rechne ich also die aktuellen Probleme hoch, wird mein Blick in die Zukunft des Faches ebenfalls von Skepsis nicht frei sein dürfen. Aber Skepsis ist keine schlechte Voraussetzung für Selbstreflexion und Selbstkritik. Denn immer noch scheint mir eine empirisch-kulturwissenschaftliche Selbstreflexion produktiver zu sein als eine volkscundliche Selbstreferenzialität.

Anmerkungen

- ¹ Thomas Nipperdey: Die anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft, in ders.: Gesellschaft, Kultur, Theorie. Göttingen 1976, S. 33-58, s.S. 42.
- ² Zählt man die deutschsprachigen Universitäten in Österreich und Schweiz hinzu, gibt es die Volkskunde (oder wie immer sich das Fach nennt) an 26 Universitäten. Damit ist die Volkskunde an etwa 1/4 aller deutschsprachigen Universitäten zumindest durch ein Lektorat oder eine Professur vertreten.
- ³ Zur Fachgeschichte vgl. Gerhard Lutz (Hg.): Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme. Berlin 1958; Hermann Bausinger: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Darmstadt 1978 (2. Aufl. Tübingen 1989); Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Eine Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 2. Aufl. Berlin 1993; Wolfgang Brückner; Klaus Beitzl (Hg.): Volkskunde als akademische Disziplin. Studien zur Institutionenausbildung. Wien 1983; Helge Gerndt (Hg.): Fach und Begriff «Volkskunde» in der Diskussion. Darmstadt 1988.
- ⁴ Walter Jens: Eine deutsche Universität. 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik. München 1981; Walter und Inge Jens: Die kleine grosse Stadt Tübingen (Fotos von Stefan Moser u.a.). Stuttgart 1981.
- ⁵ Vgl. dazu Hermann Bausinger: Zur Entwicklung des Ludwig-Uhland-Instituts, in: *Attempo*. Nachrichten für die Freunde der Universität Tübingen 49/50(1974), S. 60-67.
- ⁶ In einem reich bebilderten Bericht des «Stuttgarter NS-Kuriers» vom 22. Februar 1936 (Abendausgabe) wird unter der Titelzeile «Eine neue Wissenschaft vom deutschen Volk» ausdrücklich darauf hingewiesen, «dass Tübingen als erste deutsche Universität nach dem Umbruch einen eigenen Lehrstuhl für deutsche Volkskunde errichtet hat», und dass es «auch Tübingen war, das als erste und einzige Universität Deutschlands ein Institut für deutsche Volkskunde gründete». Institut durfte sich – laut Schreiben des württembergischen Kulturministers vom 17.11.1934 an das Akademische Rektoramt – die neue Einrichtung deshalb nennen, weil es über eine Bibliotheksausstattung hinaus über zahlreiche z.T. äusserst kostenaufwendige Lehr- und Forschungsmittel – u.a. auch eine Modellschreinerwerkstatt, ein Fotolabor eine Kartenabteilung – verfügte (Universitätsarchiv Tübingen 117c/505 Nr. 16 321). Zur Institutsausstattung vgl. auch: Nationalsozialismus im Landkreis Tübingen. Eine Heimatkunde, hg. vom Ludwig-Uhland-Institut 1988, S. 58-62.
- ⁷ Vgl. dazu Karl J. Narr: Nach der nationalen Vorgeschichte, in: Wolfgang Prinz, Peter Weingart (Hg.): Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten, Frankfurt/M. 1990. S. 279-305.
- ⁸ Vgl. dazu Peter Weingart u.a.: Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenetik und Rassenhygiene in Deutschland. Frankfurt/M. 1992, zum Tübinger «Rassekundlichen Institut» siehe S. 444f.

- ⁹ Vgl. dazu Gisela Bock: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik. Opladen 1986 (= Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin, Bd. 48).
- ¹⁰ Prof. Dr. Gustav Bebermeyer (1890-1975); Bebermeyer war 1933 vom württembergischen NS-Kultusminister zum «Beauftragten mit besonderen Vollmachten an der Universität» ernannt worden, um deren Gleichschaltung voranzutreiben. In den 60er Jahren waren Veröffentlichungen über seine Rolle in der NS-Zeit Anlass für eine prinzipielle Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte der Tübinger Universität. Zu Bebermeyer siehe Uwe Dietrich Adam: Die Universität Tübingen im Dritten Reich, in: Hansmartin Decker-Hauff u.a.: Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen 1477-1977. Tübingen 1977, S. 193-226, s.S. 196f.
- ¹¹ Gustav Bebermeyer: Das Institut für deutsche Volkskunde in Tübingen, in: 430 Schwäbisches Heimatbuch, hg. von Felix Schuster. Stuttgart 1937, S. 85-91, s.S. 88.
- ¹² Zum Problem der kulturpolitischen Praxis der NS-Volkskunde vgl. Hermann Bausinger: Volkskunde und Volkstumsarbeit im Nationalsozialismus, in: Helge Gerndt (Hg.): Volkskunde und Nationalsozialismus. Referate und Diskussionen einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde München, 23. bis 25. Oktober 1986. München 1986, S. 131-142.
- ¹³ Gustav Bebermeyer: Das Institut für deutsche Volkskunde (wie Anm. 11), S. 90. Informationen über die reichhaltigen Sammlungen des Instituts haben zusammengetragen Wolfgang Hesse, Christian Schröter: Sammeln als Wissenschaft, in: Zeitschrift für Volkskunde 81 (1985), S. 51-75.
- ¹⁴ Stuttgarter NS-Kurier vom 22. Februar 1936. «Ganz besondere Förderung», so war dort zu lesen, «erfuhr das Institut durch Kultminister Professor Mergenthaler», der in der Tat, wie ein umfangreiches Konvolut von Anträgen, Rechnungen und Bewilligungsbescheiden im Universitätsarchiv belegt, dem Institut beachtliche Beträge zur Verfügung stellte. Glaubt man dem Zeitungsbericht, dann war geplant, das Lehrangebot in Volkskunde zur Pflichtveranstaltung nicht nur «für Philologen, sondern auch für Juristen und Volkswirte in den ersten Semestern» zu machen.
- ¹⁵ Martin Heidegger: Die Selbstbehauptung der deutschen Universität, in: Das Rektorat 1933/34. Tatsachen und Gedanken, hg. von Hermann Heidegger. Frankfurt/M. 1983, S. 9-19, s.S. 15f.
- ¹⁶ Zum Diskussionsstand vgl. etwa Reinhard Bollmus: Zwei Volkskunden im Dritten Reich. Überlegungen eines Historikers, in Helge Gerndt (Hg.): Volkskunde und Nationalsozialismus (Anm. 12), S. 49-60.
- ¹⁷ Dazu neuerdings sehr ausführlich und sehr gründlich Wolfgang Jacobeit, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien, Köln, Weimar 1994.

¹⁸ Die Umbenennung erfolgte im April 1948: am 8.4.1948 teilte der Gouvernement Militaire de la Zone Française d'Occupation dem Staatspräsidenten von Württemberg-Hohenzollern mit, dass der «reouverture de l'institut folklorique de l'Université de Tübingen sous la direction de M le professeur Schneider» nichts im Wege stünde. Als Name war «Institut Ludwig Uhland» angegeben, als Tätigkeitsfeld «les recherches dans le domaine de l'archéologie, de folklore et des dialectes». Das entsprach einem Beschluss des kleinen Senats vom 30. Januar 1948, der den Vorschlag der Philosophischen Fakultät, das Institut «Ludwig-Uhland-Institut für deutsche Altertumswissenschaft, Volkskunde und Mundartenforschung» zu eigen gemacht hatte. Im Vorfeld dieses Beschlusses hatte es Gespräche mit dem Kultministerium gegeben, in dem dieses angeregt hatte, für das Institut einen Namen zu wählen, der die «schwäbische Volkskunde» betont. Mit der Namengebung im April 1948 endete eine sich über Jahre hinziehende Diskussion zu Neuordnung, Aufgabenbereich und organisatorischer Zuordnung des Instituts. In den Jahren 1945/46 war die Einrichtung eines «Schwäbischen Instituts» mit den Abteilungen Landesgeschichte, Sprachgeschichte, Literaturgeschichte, Volkskunde und Bodenkunde erörtert worden. Wie weit Carlo Schmid an der Vorbereitung der Umbenennung beteiligt war, wie es immer wieder in Tübingen behauptet wird, ist weder den Akten des Universitätsarchivs noch den autobiographischen Notizen des Politikers zu entnehmen. Als sicher kann freilich gelten, dass der erste Nachkriegsrektor und kommissarische Leiter des Volkskunde-Instituts, der Germanist Prof. Dr. Hermann Schneider; intensive Gesprächskontakte zu Carlo Schmid hatte; vgl. dazu Carlo Schmid: *Erinnerungen*. Bern, München, Wien 1979, S. 226f.

¹⁹ Zur Uhland-Rezeption vgl. Hermann Bausinger (Hg.): *Ludwig-Uhland. Dichter; Gelehrter, Politiker*. Tübingen 1988 (darin vor allem der Aufsatz von Rudolf Schenda: *Ludwig Uhland, Paris und die Altfranzösische Poesie*. S. 63-86).

²⁰ Vgl. dazu Hermann Schneider: *Uhland. Leben – Dichtung – Forschung*. Berlin 1920.

²¹ Zur Apperzeptions-Theorie vgl. Theodor Lipps: *Grundlegung der Ästhetik*. Hamburg, Leipzig 1903, S. 10ff.

²² Hermann Bausinger: *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart 1961, S. 7f.

²³ Hermann Bausinger: *Volksideologie und Volksforschung*, in Andreas Flitner (Hg.): *Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus*. Tübingen 1965, S. 125-143.

²⁴ Wolfgang Emmerich: *Germanische Volkstumsideologie. Genese und Kritik der Volksforschung im Dritten Reich*. Tübingen 1968; eine überarbeitete Fassung erschien 1971 unter dem Titel «Zur Kritik der Volkstumsideologie» im Frankfurter Suhrkamp Verlag.

²⁵ Schon 1955 hatte Bausinger einen Aufsatz in der Zeitschrift für Volkskunde veröffentlicht, in dem er deutliche Position gegen jede vom historischen Kontext gelöste Art der Symbol- und Sinnbilddedeutung bezog.

Hermann Bausinger: Aschenputtel. Zum Problem der Märchensymbolik, in: Zeitschrift für Volkskunde 52 (1955), S. 144-155.

- ²⁶ Martin Scharfe: Wissenschaft, visualisiert. Zu den Ausstellungen des Ludwig-Uhland-Instituts, in: *Attempo. Nachrichten für die Freunde der Universität Tübingen* 49/50 (1974), S. 94-99.
- ²⁷ Martin Scharfe: Das Tübinger Ludwig-Uhland-Institut: Instituts-geschichte, Institutsgegenwart, in: *Ästhetik und Kommunikation* 42 (1980), S. 108-114.
- ²⁸ Heinz Maus: Zur Situation der deutschen Volkskunde, in: *Die Umschau* 1 (1946), S. 349-359.
- ²⁹ Will-Erich Peuckert: Zur Einführung, in: *Die Nachbarn. Jahrbuch für Vergleichende Volkskunde*, 1. Band, Göttingen 1948, S. 3-5 (darin auch von Peuckert: Überlegungen und Betrachtungen. Zur Situation der Volkskunde, S. 130-135).
- ³⁰ Das Bonner Institut für geschichtliche Landeskunde, in dessen Rahmen Matthias Zender und das Volkskundliche Seminar arbeiteten, konnte aufgrund seiner interdisziplinären Ausrichtung schon früh Kontakte zu westeuropäischen Forschungsinstitutionen aufnehmen. Das zeigt übrigens auch Zenders Habilitationsschrift, die wichtige Anregungen aus der französischen Kultur- und Zivilisationsgeschichte in die westdeutsche Volkskunde vermittelte. Vgl. dazu Matthias Zender: *Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung und ihre Bedeutung für die Volkskunde*. Düsseldorf 1959.
- ³¹ Vgl. dazu a. a. Konrad Köstlin (Hg.): *Historische Methode und regionale Kultur*. Karl-S. Kramer zum 70. Geburtstag. Berlin, Vilseck 1987.
- ³² Vgl. dazu Hans Ulrich Wehler: *Geschichtswissenschaft heute*, in: Jürgen Habermas (Hg.): *Stichworte zur «Geistigen Situation der Zeit»*, 2. Bd. Frankfurt/M. S. 709-753.
- ³³ Zu Hans Naumann, der sich ab 1933 selbst in die Nähe von Wert- und Leitideen der NS-Wissenschaft begeben hatte, neuerdings Reinhard Schmook: *«Gesunkenes Kulturgut – primitive Gemeinschaft»*. Der Germanist Hans Naumann (1886-1951) in seiner Bedeutung für die Volkskunde. Wien 1993 (= *Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse*, 7).
- ³⁴ Hermann Lübbe: *Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewusstsein*, in: *Historische Zeitschrift* 236 (1983), S. 579-599.
- ³⁵ Vgl. dazu Wolfgang Fritz Haug: *Der hilflose Antifaschismus. Zur Kritik der Vorlesungsreihe über Wissenschaft und NS an deutschen Universitäten*. Frankfurt/M. 1967.
- ³⁶ Schreiben des Ludwig-Uhland-Instituts an den Fachbereich Sozial- und Verhaltens Wissenschaften, Pädagogik der Universität Tübingen vom 15. Januar 1971. Betr.: Umbenennung des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen für Deutsche Altertumswissenschaft, Volkskunde und Mundartforschung, in: *Tübinger Korrespondenzblatt* Nr. 3, April 1971, S. 25-27.
- ³⁷ *Tübinger Korrespondenzblatt* Nr. 4, September 1971, S. 10.

- ³⁸ Vgl. dazu Tübinger Korrespondenzblatt Nr. 1, Juli 1970, S. 2-5; Abschied vom Volksleben, Tübingen 1970 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 27).
- ³⁹ Vgl. dazu Sigurd Erixon: Folklivsforskningens framväxt, in: Folk-Liv 26/ 27 (1962/63), S. 64-102 und 28/29 (1964/65), S. 7-63.
- ⁴⁰ Zur Umbenennung des Faches, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V Nr. 80 (1971), Heft 1, S. 1-9 (Stellungnahmen aus dem Ausland), S. 10-18 (Stellungnahmen aus der Bundesrepublik).
- ⁴¹ Wolfgang Brückner (Hg.): Falkensteiner Protokolle, Frankfurt/M. 1971. In den «Falkensteiner Protokollen» ist die gesamte Umbenennungsdebatte der frühen 70er in ausführlichen Statements dokumentiert.
- ⁴² Vgl. «Zur Umbenennungsfrage» in: Tübinger Korrespondenzblatt Nr. 3, April 1971, S. 1-32.
- ⁴³ Vgl. dazu Bruno Schier: Internationaler Kongress für Volkskunde in Arnheim, in: Zeitschrift für Volkskunde 52 (1955), S. 297-298.
- ⁴⁴ Theodor W. Adorno a. a.: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Neuwied und Berlin 1969.
- ⁴⁵ Theodor W. Adorno: Soziologie und empirische Forschung, in: ders. a. a.: Der Positivismusstreit (wie Anm. 44), S. 81-101, s.S. 99.
- ⁴⁶ Karl R. Popper: Die Logik der Sozialwissenschaft, in ebd. S. 103-123.
- ⁴⁷ Jürgen Habermas: Gegen einen positivistisch halbierten Rationalismus, in: ebd. S. 235-266.
- ⁴⁸ Hilmar Hoffmann: Kultur für alle. Perspektiven und Modelle. Frankfurt/ M. 1979.
- ⁴⁹ Hermann Bausinger: Wir Kleinbürger. Die Unterwanderung der Kultur, in: Zeitschrift für Volkskunde 90 (1994), S. 1-12.
- ⁵⁰ Klaus Horn: Zur Formierung der Innerlichkeit, in: Gert Schäfer, Carl Nedelmann (Hg.): Der CDU-Staat. Analysen zur Verfassungswirklichkeit der Bundesrepublik, Bd. 2, 3. Aufl. Frankfurt/M. 1972, S. 315-358.
- ⁵¹ Nur zwei Titel von Rudolf Schenda seien genannt – die Habilitationsschrift «Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910», Frankfurt/M. 1970 (als Taschenbuch: München 1977) und das Nachwort «Die Lesestoffe der Beherrschten sind die herrschende Literatur» zur Neuauflage von Dorothee Bayer: Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert. Tübingen 1971, S. 187-230.
- ⁵² Ulrich Ammon: Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule. Weinheim, Berlin, Basel, Wien 1972; Hermann Bausinger: Deutsch für Deutsche. Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen. Frankfurt/M. 1972.
- ⁵³ Utz Jeggle: Kiebingen. Eine Heimatgeschichte. Zum Prozess der Zivilisation in einem schwäbischen Dorf. Tübingen 1977.
- ⁵⁴ Wolfgang Kaschuba, Carola Lipp: Dörfliches Überleben. Zur Geschichte materieller und sozialer Reproduktion ländlicher Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Tübingen 1982.

- 55 Über die Vielfalt der Themen und Vielzahl der Publikationen informiert die Reihe «Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen», in der bis Februar 1995 83 Titel erschienen sind.
- 56 Als Beispiele nur Kursbuch 64 (1981); Argument 126 (1981), 179 (1990); Geschichte und Gesellschaft 3 (1977), 5 (1979); Historische Zeitschrift 241 (1985), 244(1987).
- 57 Ästhetik und Kommunikation 42 (1980), S. 97-144.
- 58 Vgl. dazu etwa Klaus P. Hansen (Hg.): Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften. Tübingen 1993.
- 59 Hans Ulrich Wehler: Geschichtswissenschaft heute (wie Anm. 32), S. 712.
- 60 Zur Methodendiskussion der 80er Jahre vgl. Tübinger Korrespondenzblatt Nr. 24, August 1983, S. 1-31 und Tübinger Korrespondenzblatt Nr. 28, Januar 1986, S. 2-12.
- 434 61 Auf Initiative des Ludwig-Uhland-Instituts fand 1984 die erste Volkskundliche Frauentagung in Tübingen statt; ihr folgten weitere. Vgl. dazu Anne Blohm, Sabine Gieske: Überlegungen zur volkskundlichen Frauenforschung – Etappen und Entwicklungen, in: Zeitschrift für Volkskunde 90 (1994), S. 169-182. Die am Institut betriebene Frauenforschung und -förderung gilt mittlerweile sogar als preiswürdig: Im WS 1994/95 erhielt das Institut «für seine langjährige vorbildliche und zielgerichtete Förderung von Studentinnen und Nachwuchswissenschaftlerinnen» eine Auszeichnung der Frauenbeauftragten der Universität, über die sogar in der internationalen Presse berichtet wurde. In der Los Angeles Times vom 30.1.1995 wurde die feministische Orientierung der Institutsarbeit so stark akzentuiert, dass das Institut in ein «Louise-Uhland-Institut» mutierte.
- 62 Vgl. dazu Wissenschaftsrat (Hg.): Empfehlungen zur künftigen Struktur der Hochschullandschaft in den neuen Ländern und im Ostteil von Berlin, Teil IV, Köln 1992.
- 63 Vgl. dazu etwa die Diskussion zwischen Hermann Bausinger und Wolfgang Brückner in den Bayerischen Blättern für Volkskunde 20 (1993) und 21 (1994).
- 64 Vgl. dazu etwa – um nur zwei Beispiele zu nennen – etwa für die Frömmigkeitsforschung Wolfgang Schieder (Hg.): Religion und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1993 oder für die Erzählforschung Susanne Günthner, Hubert Knoblauch: Forms are the Food of Faith. Gattungen als Muster kommunikativen Handelns, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46 (1994), S. 693-723.
- 65 Vgl. dazu etwa Aleida Assmann, Dietrich Harth (Hg.): Kultur als Lebenswelt und Monument. Frankfurt/M. 1991; Gottfried Korff: Kulturelle Überlieferung und mémoire collective, in: Klaus Fröhlich u.a. (Hg.): Geschichtskultur. Pfaffenweiler 1992, S. 51-62.
- 66 Utz Jeggle: Volkskunde im 20. Jahrhundert, in: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 1988, S. 51-71, s.S. 68.

NS-Rüstungsforscher als Wissenschaftssöldner

1.

Mit den öffentlichen und fachspezifischen Debatten über verantwortungsbewusste Wissenschaft und Technik gewinnen historische Untersuchungen über die politischen, ethischen und institutionellen Kontexte wissenschaftlich-technischen Handelns an Gewicht. Die funktionale Äquivalenz zwischen subjektiven Einstellungen deutscher Rüstungsingenieure und den militärischen Zwecken ihrer Arbeit ist jedoch von Historikern – mit Ausnahme einiger verdienstvoller Arbeiten über das gesellschaftspolitische Verhalten von Ingenieuren¹ – bei der Aufarbeitung der NS-Zeit und ihrer Nachgeschichte merklich unberücksichtigt geblieben. Die Rüstungsingenieure blieben als gesellschaftliche Subjekte ausserhalb sozialgeschichtlicher Analyse und Kritik. Dies mag verwundern, ist doch das Verhalten sowohl von Militärs als auch von Wissenschaftlern während des Nationalsozialismus eingehend betrachtet worden.

Im Unterschied zu technik- und rüstungsgeschichtlichen Abhandlungen interessiere ich mich vornehmlich für die Einstellungen von deutschen Ingenieuren, die während des 2. Weltkrieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit mit Rüstungsaufgaben beschäftigt waren. Meine Ausführungen basieren auf einem Forschungsprojekt zur Tätigkeit von deutschen Rüstungsingenieuren, die erst für das NS-Regime und dann nach 1945 im Dienste der Siegermächte (insbesondere

der Sowjetunion) und lateinamerikanischer Staaten tätig waren². Ich werde mich dem Thema in mehreren Schritten nähern. Zunächst möchte ich auf einige geschichtliche Voraussetzungen für das innige Verhältnis von deutscher Ingenieurskunst und Rüstungsforschung eingehen. Danach schildere ich die spezifischen Bedingungen unter dem Nationalsozialismus. Abschliessend widme ich mich dem Phänomen, warum zahlreiche NS-Rüstungsforscher nach dem 2. Weltkrieg für die alliierten Siegermächte und technologisch ambitionierte Drittweltstaaten arbeiteten, und zwar meist in Fortführung von Waffenprojekten, die unter den Nazis begonnen worden waren.

2.

Rüstung und Ingenieurskunst hängen bereits begriffsgeschichtlich zusammen. «Ingenere» war ursprünglich nichts weiter als der Titel eines Kriegsbaumeisters, der Festungen und Schanzen entwarf zur Abwehr gegen die junge Erfindung der Geschütze. Autoren wie der amerikanische Wissenschaftssoziologe Brian Easley haben allerdings nicht nur der Ingenieurskunst, sondern der zergliedernden Tätigkeit von Naturwissenschaften schlechthin eine Vergewaltigung der Natur attestiert³. In Fortführung dieser Annahme wäre die in Waffen geronnene Technik nur radikale Konsequenz einer ohnehin konstitutiven Naturverachtung. Selbst wenn man dieser These von der Wesensverwandtschaft von Technik, Naturzerstörung und Rüstung nicht folgen will, wird man doch einen konstitutiven Gegensatz zwischen Technik und Rüstungszwecken a priori nicht voraussetzen können. Mehr noch: Die Berufsideologie der «reinen Wissenschaft» ist der Technikphilosophie von Anfang an fremd. Ein Grundkonflikt zwischen der wissenschaftlichen Au-

tonomie im kognitiven Prozess und einem an Zwecken interessierten sozialen System kann für die Technik nicht angenommen werden.

Die Ideologen des Nationalsozialismus gingen über ein solches, gleichsam professionell-technizistisches Verständnis von Ingenieurskunst weit hinaus – sie verfochten weltanschaulich eine politische Gestaltungsaufgabe der Ingenieure, ja der «Technik» schlechthin. Gegenüber einer romantisch-rückwärtsgewandten, sich der Modernität sträubenden Technikkritik um und nach der Jahrhundertwende waren es gerade die geistigen Wegbereiter des Nationalsozialismus, die einem neuen Technikmythos das Wort redeten. Wirkungsvoll nutzten sie die neuesten technischen Errungenschaften für ihre Propaganda und verschafften damit dem als gering empfundenen Sozialprestige von Ingenieuren Auftrieb⁴. Der weltanschauliche Ahnherr der Nationalsozialisten, Alfred Rosenberg, brach eine Lanze für die bedrängten Ingenieure, wenn er in seinem «Mythos des 20. Jahrhunderts» formulierte:

437

Wer heute blindwütig gegen «die Technik» zertet und auf sie Verwünschungen über Verwünschungen häuft, der vergisst, dass ihr Hervortreten auf einen ewigen germanischen Antrieb zurückgeht, der dann auch mit ihrem Untergang ebenfalls verschwinden müsste. Das aber würde uns erst recht einer Barbarei ausliefern, jenem Zustande, an dem die Kulturen um das Mittelmeer herum einst untergegangen sind. Nicht «die Technik» tötet heute alles Vitale, sondern der Mensch ist entartet⁵.

Zur verbreiteten sozialen Verunsicherung unter Ingenieuren war in der Weltwirtschaftskrise Ende der zwanziger Jahre die Unsicherheit als Berufsstand getreten. Unter den Ingenieuren und Technikern hatte sich keine solidarische Gruppenidentität, geschweige denn ein spezifisches Gesellschaftsbild ausgebildet⁶. Weder lassen sich ein politisches Selbstverständnis als soziale Gruppe, noch eine im Vergleich zu ande-

NSDAP vor 1933 feststellen⁷. Doch die NS-Propaganda sprach geschickt die unterschwelligen Bedürfnisse einer sich als diskreditiert empfindenden Schicht an. Und hierin dürfte auch der Grund dafür zu suchen sein, dass sich alle grösseren Ingenieurvereine bereits im Frühsommer 1933 zur «Reichsgemeinschaft technisch-wissenschaftlicher Arbeit» (RTA) zusammenschlossen und fortan nur noch politisches Wohlverhalten zeigten.

Die «Deutsche Technik» sollte es gerade sein, die die rassistische Überlegenheit der Deutschen zu belegen und damit den Ausweg aus der umfassend empfundenen Krise der bürgerlichen Gesellschaft zu weisen hatte. In den Technikern sah Rudolf Heiss eine

Kerntruppe, von deren unbeugsamem Willen, deren Bewährung in schwierigen Lagen, deren inneren Kraft es abhängt, ob die seelische Mobilmachung zum Sieg wird (...), ob die Hauptforderung des Nationalsozialismus in der Technik Anwendung findet, oder ob sie ein Schlagwort wird, das nur gebraucht wird, ohne dass man sich dabei etwas denkt⁸.

Die Aufwertung der «deutschen Technik» hatte zugleich unterschwellig eine anti jüdische und eine den Naturwissenschaften feindliche Konnotation. Die moderne Physik etwa galt als theorielastig, unsinnlich und von Juden geprägt⁹.

Die Technik selbst hatte mithin in der NS-Ideologie von Anfang an eine unmittelbar politische und ideologische Funktion. Selbst für technokratische Vorstellungen über die politische Führungsrolle der Technik in der Gesellschaft finden sich namhafte nationalsozialistische Fürsprecher¹⁰. Schliesslich führt Karl-Heinz Ludwig an, dass «zur ideologischen Zielfindung der Technischen Intelligenz im Dritten Reich eine Staatsrechtslehre beitrug, welche die Technik zum politischen Gestaltungsfaktor erklärte»¹¹. Die völkische Ideologie wurde nicht als etwas Äusserliches, der Technik Angetragenes begriffen. In der nationalsozialistischen Tech-

nikideologie waren – im Unterschied zur Wissenschaft – der «Dienst am Volke» und die «völkische» Gesinnung nicht erst zu entwickeln. In der Technik sollte das «Völkische» vielmehr seine Inkarnation finden. Die «Technik» erschien als besondere Leistung der «Rassegemeinschaft»¹². Gewiss belegten Ingenieure ihre Tätigkeit in der Regel nicht mit jenem ideologischen Pathos. Doch die psychologische Aufwertung und das Versprechen, ihre materielle Not zu lindern, machte die Ingenieure vom Beginn nationalsozialistischer Herrschaft an empfänglich für die Leistungserwartungen des NS-Systems¹³.

439

3.

Die politisch-organisatorischen Bestrebungen, Ingenieure auf militärtechnische Aufgaben vorzubereiten und andererseits auch Militärs technisch zu qualifizieren, gehen in Deutschland auf die Anfänge des 20. Jahrhunderts zurück. Ingenieurausbildung und Rüstung sollten sich bereits in der Ausbildungszeit miteinander verquicken. So verlagerte sich die technisch-wissenschaftliche Ausbildung von Militärs und von Ingenieuren für Rüstungsaufgaben direkt in die Technischen Hochschulen¹⁴. Doch blieb es während der Weimarer Republik bei Absichten und provisorischen Ansätzen. Erst nach Hitlers Machtübernahme kam es zu einer Symbiose von Wehrmacht, Hochschule und Ministerialbürokratie. Bemerkenswert ist, dass die Technischen Hochschulen sich selbst für die Anlagerung von Wehrforschung engagierten. Die deutschen Hochschullehrer erwiesen sich als äusserst rührig, wenn es um Rüstungsforschung ging. Forschungsmittel liessen sich weitaus leichter einwerben, wenn sie in Beziehung zur Rüstungsforschung gebracht werden konnten. Militärische Forschung und Nationalsozialismus waren allerdings im Bewusstsein der Naturwissenschaftler anfänglich noch geschie-

den. Man meinte schlicht «dem Volke zu dienen», in dem man die militärische Schlagkraft der deutschen Wehrmacht erhöhte. Rüstungsforschung war an Technischen Hochschulen durchaus üblich¹⁵. Durch die Integration von Rüstungsforschung in Technische Hochschulen gelangten Ingenieursstudenten gleichsam naturwüchsig in den Rüstungsbereich hinein.

Der Hang zur Wehrforschung an den Technischen Hochschulen verstärkte sich während des 2. Weltkrieges, weil eine rüstungsrelevante Tätigkeit häufig vor Einberufungen schützte, sowie eine bevorzugte Material- und Geräteversorgung nach sich zog. Zu einer institutionalisierten Kooperation von naturwissenschaftlichen Forschungsinstituten mit übergeordneten Wehrforschungsstäben ist es so nur auf dem Chemiesektor gekommen¹⁶. Eine dauerhafte Wechselwirkung zwischen technischer Ausbildung, technischer Forschung und dem Militär ist während der 12 Jahre Nationalsozialismus nicht zustande gekommen. Eine ausgesprochene Kriegsforschungsorganisation unter dem möglichen Patronat von Partei und SS blieb Wunschtraum. Mit dem Sichtbarwerden der Rüstungsmängel an Kriegsbeginn kann man gleichwohl von «einer Machtergreifung der Ingenieure in der Kriegswirtschaft» sprechen¹⁷.

4.

Den Mechanismus zur Herausbildung einer Symbiose von ambitionierter Technik und Militär möchte ich beispielhaft an der deutschen Raketenentwicklung illustrieren. Bedingt durch die Beschränkungen des Versailler Vertrages, der dem Deutschen Reich unter anderem den Aufbau einer schweren Artillerie untersagte, sannen deutsche Militärs bereits vor Hitlers Machtübernahme über den Bau von Fernraketen nach. Einzelne Ingenieure, meist dem Typus ehrgeiziger jüngerer Tüftler zugehörig, hatten schon in den

zwanziger Jahren an Raketen gebastelt. Aber erst mit dem einsetzenden Interesse der Militärs und dem Bekenntnis der Nazis zur Wiederaufrüstung flössen ab September 1933 Gelder, konnten Techniker zusammengefasst und Versuchsgelände ausfindig gemacht werden¹⁸. Aus der Anforderung des Heereswaffenamtes von 1936 entstand die Idee für das Aggregat 4, für jene Rakete, die später als Hitlers «Wunderwaffe», als Vergeltungswaffe 2, als V 2, den Durchhaltewillen der vom Bombenkrieg zermürbten deutschen Bevölkerung anstacheln und die deutsche Niederlage noch in letzter Minute abwenden helfen sollte. Die Arbeiten an der V 2 Rakete begannen mit dem Aufbau zweier riesiger Heeresversuchsanstalten – der Heeresversuchsanstalt Peenemünde-Ost und der Versuchsstelle der Luftwaffe Peenemünde-West auf der Insel Usedom. Peenemünde kann mit dem amerikanischen Manhattan-Projekt zum Bau der ersten Atombombe verglichen werden: Zehntausende von Naturwissenschaftlern wurden in einem Team zusammengefasst. Die Arbeit erfolgte in einer abgesonderten, geheimen Sicherheitszone. Die Finanzierung konnte keine Privatfirma mehr allein übernehmen, sondern nur noch der Staat. Die Leitung des Projektes unterstand dem Militär. Zielvorgabe, Organisation und Timing erfolgten nach militärischem Muster.

441

Die militärische Forschungsorganisation war nach gut 5 Jahren von Erfolg gekrönt – dem Start einer Grossrakete in eine Flughöhe von fast 85 Kilometern. Militärisch zum Einsatz kamen während des Krieges 3400 V 2 Raketen, vor allem auf London und den Hafen von Antwerpen. Ab der Einstufung der V 2 in die höchste Dringlichkeitsstufe arbeiteten in Peenemünde selbst etwa 15'000 Ingenieure und Handwerker im Zwei- bzw. Dreischichtbetrieb. Um den Mangel an Arbeitskräften in Peenemünde zu beheben, kamen zunächst polnische, französische und italienische Zwangsarbeiter zum Einsatz, denen noch minimale Rechte, etwa auf Freizeit und

Urlaub zustanden. Weitaus brutaler liessen sich schon die sowjetischen Kriegsgefangenen ausbeuten, die der Produktionsmanager von Peenemünde, Arthur Rudolph, ab Frühjahr 1943 auf die Insel Usedom geholt hatte. Die SS mit ihrem Sklavenverleihdienst offerierte ihrerseits KZ-Häftlinge. Noch bevor die Produktion der V 2 aufgrund alliierter Bombardements auf Peenemünde in die berühmten Mittelwerke im Harz verlegt wurde, war es Arthur Rudolph, (in den sechziger Jahren NASA-Projektmanager für das Saturn V Mondraketenprogramm), der die systematische Ausbeutung von Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen für die Raketenproduktion initiierte – wohlgermerkt nicht die SS, sondern der «zivile» Ingenieur Arthur Rudolph¹⁹. Für die Produktion der V 2 in den unterirdischen Mittelwerken im Harz mussten die Häftlinge des Konzentrationslagers Dora unter barbarischen Bedingungen arbeiten. Im KZ-Komplex der Mittelwerke waren im Laufe der Jahre 1943-45 fast 60'000 Häftlinge tätig. Erst als sich die Qualität der fertiggestellten Raketen infolge der unmenschlichen Belastungen für die Häftlinge verschlechterte und die hohe Todesrate den Produktionsablauf beeinträchtigte, setzten sich von Braun, Dornberger und Rudolph für bessere Arbeitsbedingungen ein, nicht aus humanitären Erwägungen, sondern weil die Produktqualität litt²⁰. Schätzungsweise 16'000 Häftlinge wurden im Zusammenhang mit der V 2-Produktion in den Mittelwerken Opfer der «Vernichtung durch Arbeit».

Nachdem 1939-1941 zunächst alle Projekte, die voraussichtlich nicht mehr zum Kriegseinsatz kommen würden, die Dringlichkeit abgesprochen bekommen hatten, suchte die NS-Parteiführung 1944 – 45 jedes auch nur geringste Rettungschancen versprechende Angebot aufzugreifen. Plötzlich galt es den deutschen Erfindergeist in einer fanatischen Kräfteanstrengung, in einer Gewaltaktion für die unmittelbare Kriegsverwendbarkeit zu mobilisieren. Nach dem 20. Juli 1944 war es bezeichnenderweise der

Reichsführer SS, Heinrich Himmler, der sich in seiner neuen Funktion als Chef der Heeresrüstung dafür stark machte, die Technik in die «Endschlacht» zu werfen. Der Krieg wurde zum Krieg der Ingenieure.

Skrupel, dass mit dem «Umweg» über die Waffenherstellung die Ingenieure auch Verantwortung für den Gebrauch der entstehenden Waffen übernehmen würden, werden selbst in der Rückschau nicht mitgeteilt. Die militärischen Arbeits- und Lebensumstände in der Rüstungsforschung wurden von den dort beschäftigten Ingenieuren als selbstverständlich hingenommen. Das Dabeisein ehrte bereits genug. Die Arbeitsplätze in der Rüstungsforschung und -Entwicklung galten als attraktiv, weil Rüstungsfirmen bzw. deren Entwicklungseinrichtungen über mangelnde Aufträge nicht zu klagen hatten, sondern aufstrebenden Ingenieuren intellektuelle Bewährungsproben, gute Bezahlung, Arbeitsplatzsicherheit und während des Krieges die Freistellung vom «Heldentod an der Ostfront» gewähren konnten. Durch die NS-Ideologie zum «Herrenmenschen» aufgewertet, wollten sich die Rüstungsingenieure insbesondere während der letzten beiden Kriegsjahre dieser Wertschätzung würdig erweisen.

443

Durch das Näherrücken des Kriegsendes wuchsen die nationalsozialistischen Erwartungen an technische «Erlösungen». Die Rüstungstechnik geriet zum Schlachtfeld. Das Arbeitsklima unter den Rüstungsingenieuren nahm Züge militärischer Kameraderie an. Die Präsenz von Zwangsarbeitern, von SA und häufig auch von KZ-Häftlingen auf den Firmengeländen gehörte in den letzten beiden Kriegsjahren zum Arbeitsalltag²¹. Mit zunehmender militärischer Bedrängnis kam ein trotziger Durchhaltewille auf. «Ein totales Aufgehenmüssen in der Arbeit war mir nicht zuletzt deshalb willkommen», schreibt der Flugzeugingenieur Brandner in seinen Erinnerungen, «weil ich mich angesichts des nahenden Endes nur auf diese Weise vor einer möglichen Verzweigung retten zu können glaubte»²².

Der Erwartungsdruck an «Vergeltungswaffen», ja an «Wunderwaffen» in der Endphase des 2. Weltkrieges liess auch Projekte zum Zuge kommen, die in normalen Zeiten als technologische Scharlatanerie verworfen oder als schlicht unverantwortlich abgetan worden wären. Gemeint sind jene Selbstopferwaffen bzw. aberwitzigen Schnellprodukte, die den Wahn des Endkampfes im untergehenden Nationalsozialismus in technische Lösungen umsetzen sollten²³. Die Sprache des Endkampfes konnte gleichwohl nicht verdecken, dass die Rüstungsingenieure vom Kriegsdienst freigestellt und deshalb auch nicht gezwungen waren, den Widerspruch zwischen dem nationalsozialistischen Pathos des «Endkampfes» und den Realitäten des Krieges zu empfinden.

5.

Die nachträgliche Selbstrechtfertigung, die Verdrängung der von Anfang an militärischen Aufgabenstellung, das gänzliche Verschweigen der rücksichtslosen Nutzung von Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen und die unverhohlene Legendenbildung jener Konstrukteure, die Hitlers vermeintliche Wunderwaffen bauten, enthüllt recht unverblümt deren inneren Antriebe. Schon 1952 schrieb Walter Dornberger, der militärische Leiter von Peenemünde: «Wir wollten von Anfang an den Weltraum erreichen, die unendliche Weite, und wir brauchten dazu unvorstellbare Geschwindigkeiten ... Das A 4 war nur eine Zwischenstufe»²⁴. «Wir haben das Gerät (gemeint ist die V 2) ja nicht als Waffe entwickelt, sondern als Transportmittel für die Zukunft», heisst es im gleichen Tenor 1987 in der Zeitschrift «Die Rakete», dem Organ der Interessengemeinschaft der ehemaligen Peenemünder²⁵. Die Behauptung verbirgt absichtsvoll die Wahrheit – die V 2 wurde allein als Waffe entwickelt, und zwar als Waffe, die sich nur gegen die Zivilbevölkerung einsetzen liess. Die nachträgliche Selbstrechtfertigung der Peene-

münder will aus der Raketenforschung eine rein zivile Angelegenheit machen. Neben der Absicht, die Waffenentwicklung gänzlich auszublenden, steht das Bedürfnis, die Raketenentwicklung als eine grosse, selbstlose, weit vorausschauende Dienstleistung der Naturwissenschaft an der Menschheit auszugeben.

Als Mitte der achtziger Jahre erstmals öffentlich die NS-Vergangenheit der deutschen Wissenschaftslegionäre, insbesondere auch die der Raketentechniker unter die Lupe genommen wurde, reagierten die ehemaligen Peenemünder empört. Die mangelnde Selbstreflexion unter den Technikern, die an der V 2 mitarbeiteten, ist nur auf den ersten Blick verwunderlich. Sie durften sich als Sieger des Krieges trotz der Niederlage fühlen – auf dem Felde der Technik unbesiegt. Rückhalt fand diese Selbstsicht in der Inanspruchnahme der Raketentechniker durch die neuen Siegermächte – von Braun, Dornberger; Steinhoff, Rudolf und andere legten die Grundlagen der amerikanischen Raketentechnik; Hellmut Gröttrup (einer der Stellvertreter Wernher von Brauns in Peenemünde) und mit ihm schätzungsweise 380 deutsche Raketentechniker rekonstruierten für die Sowjets die V 2 und bauten die erste sowjetische Mittelstreckenrakete mit.

Bezeichnend für das Selbstbild der Rüstungsingenieure ist die Verarbeitung der Kriegsniederlage des Nationalsozialismus – sie wird gerade dem Mangel an technokratischer Rationalität, der Voreiligkeit und Planlosigkeit sowie der politischen Willkür im NS-System angelastet. Es gehörte zu den stärksten Tabus der unmittelbaren Nachkriegszeit, vom Schicksal von Juden gewusst zu haben. Zwangsarbeiter dagegen fielen, da «slawisch», unter den fortwirkenden Antislawismus. Finanzielle Sorglosigkeit, ein guter Teamgeist und der hohe Arbeitsdruck werden angeführt, um die mangelnde Nachdenklichkeit über die Arbeit an Kriegsgerät verständlich zu machen.

In den letzten Monaten des Krieges beherrschten durchweg die Angst vor den Angriffen der näherrückenden Anti-Hitler-Koalition, Fluchtgedanken und die Furcht vor Gefangenschaft, aber auch vor fanatischen Wehrwolf- oder SA-Soldaten die Gemüter. Gedanken an die Familie und die Rettung des Besitzes herrschten vor. An die Stelle längerer Reflexionen traten verschiedene Überlebenstaktiken. Fluchtversuche aufs Land, Untertauchen bis zum Abklingen der Kampfhandlungen und ein mehr oder minder schneller Schwenk zur Kooperation mit den Siegermächten – diese Muster sind regelmässig anzutreffen²⁶.

446 Bemerkenswert am Verhalten von Rüstungsingenieuren im Nationalsozialismus bleibt, dass eine differenzierte Typologie fehlt. Die Gruppe der «reinen Wissenschaftler» ist unter den Technikwissenschaftlern nicht anzutreffen. Zudem scheint der Grad der Ausprägung nationalsozialistischer Überzeugungen kaum von Belang für das Berufsverständnis gewesen zu sein. Da keine inneren Barrieren für die Beschäftigung mit Rüstungsforschung während der Ausbildung, in der scientific community, geschweige denn im Arbeitskontext aufgerichtet wurden und sich zudem Rüstungsforschung subjektiv als «Dienst am Volke» veredeln liess, greifen die üblichen Verhaltenskategorien «NS-Überzeugung», «Opportunismus», «innere Gegnerschaft» nicht²⁷. Erklärte Nazigegner finden sich selten.

Aus sozialpsychologischer Sicht sind allgemeinere Gründe für die Dienstbarkeit von Ingenieuren für militärische Zwecke herausgearbeitet worden, die auch auf die Zeit des Nationalsozialismus übertragbar sind. Anzuführen sind der Impersonalismus des technischen Wissens, ein auf technische Zweckmässigkeiten verengter Funktionalismus und eine Spezialisierung, die die Einsicht in Gesamtzusammenhänge verhindert. Den von jeglichen Nützlichkeitsabwägungen abgelösten Machbarkeitswahn infragezusteilen, der dem Arbeitsethos von Ingenieuren eigen zu sein scheint, hätte ge

heissen, die Gefährdung des eigenen Arbeitsplatzes in Kauf zu nehmen²⁸. Schliesslich ist eine grundsätzliche Beobachtung anzuführen – angefangene Projekte entfalten eine Eigendynamik, die Ingenieure sehen sich unter dem Erfolgswang ihrer Ideen.

6.

Den existentiellen Zerwürfnissen am Kriegsende blieben die meisten Rüstungsingenieure jedoch nicht lange ausgesetzt.

Die zunächst gefürchteten Besatzungsmächte erzwangen nicht nur schmerzliche Brüche, sie boten auch Chancen eines Überleitens in die Nachkriegszeit. Im Folgenden soll der Schwerpunkt der Ausführungen auf die sowjetische Inanspruchnahme deutscher Rüstungstechniker gelegt werden. Unmittelbar nach Kriegsende hatten die Sowjets bei der Demontagepolitik eine bedeutsame Ausnahme gemacht. Zweige der Rüstungsforschung und Rüstungsproduktion, die für die sowjetische Lebensmittelversorgung und den Wiederaufbau von Kriegszerstörungen ohne Belang waren und deren Verlagerung mit einem erheblichen Zeitverzug verbunden gewesen wäre, blieben vorerst in der SBZ. Mit den bisherigen deutschen Mitarbeitern liess sich die Rekonstruktion und Produktion von Kriegsgerät weitaus schneller bewerkstelligen, zugleich konnten sowjetische Wissenschaftler und Ingenieure wertvolle Erfahrungen bei der Kooperation mit deutschen Fachleuten sammeln.

Der erste Schub deutscher Spezialisten in die Sowjetunion betraf die Atomforschungen²⁹. Das NKWD machte es sich zur Aufgabe, deutsche Physiker und Chemiker, die für das sowjetische Atombombenprojekt von Nutzen sein könnten, ausfindig zu machen. Einige Physiker und Chemiker, die sich mit der Kernforschung bzw. der Urantechnologie in Deutschland befasst hatten, waren den Sowjets aus der Literatur bekannt, von anderen hatten

sie offensichtlich durch Spionage erfahren, wiederum andere stellten sich der anrückenden Roten Armee freiwillig zur Verfügung.

Kooperationsbereitschaft mit den einrückenden Sowjets, so die Überlegung mancher Rüstungsforscher, würde eine Weiterarbeit möglich machen, die Mitarbeiter Zusammenhalten und vor den Ungewissheiten und Strapazen einer Flüchtlingsexistenz bewahren. Zu hoffen war, dass hochqualifizierte Fachkräfte von den Rotarmisten mit Respekt behandelt würden. Einige NSDAP-Mitglieder unter den Atomwissenschaftlern dachten wohl auch, dass die Sowjets ihr Angebot zur wissenschaftlichen Zusammenarbeit höher als ihre politische Vergangenheit schätzen würden. In diesem Punkt sollten die Deutschen recht behalten. Ob Nazi oder Kommunist – die politische Herkunft interessierte die Sowjets nicht. Aber auch ein Philosowjetismus störte nur. Andere deutsche Naturwissenschaftler suchten sowjetische Agenten durch finanziell lukrative Angebote (unter anderem auch in den Westzonen) für eine Arbeit in der Sowjetunion zu gewinnen.

Ein besonderer Wettbewerb sollte zwischen Amerikanern, Briten und Sowjets um die Ausnutzung deutscher Raketenkonstrukteure entbrennen. Die amerikanischen Truppen, die Ende April 1945 Thüringen besetzt hatten, räumten dieses den Sowjets zugesprochene Land Ende Juni 1945. Im Zuge dessen transportierten sie auch etwa 1'300 deutsche Raketenkonstrukteure und sonstige Fachkräfte ab³⁰. Die Amerikaner hatten aus den Tunnelwerkstätten im Harz, wo die V 1 und V 2 unterirdisch hergestellt worden waren, alle Fertigungsunterlagen, soweit sie nicht ohnehin zerstört worden waren, mitgenommen. Die verbliebenen Rohmaterialien, Fertigteile und Halbfabrikate der V 1-Flugbomben und V 2-Raketen hinterliessen sie jedoch den Sowjets. Beim Durchkämmen des Harzes fielen den einrückenden Sowjets die Tunnelwerkstätten in die Hände³¹. Während ein Teil des Fundes wohlverpackt in die Sowjetunion verschickt wurde, hielt es ein sowjetisches «Sonderko-

mitee» bald für klüger, die fehlenden Konstruktionsunterlagen durch deutsche Techniker rekonstruieren zu lassen³².

Die Amerikaner hatten jenseits der Zonengrenze eigens ein Internierungslager für ehemalige Rüstungsfachleute, insbesondere Raketenkonstrukteure, errichtet, die sie beim Abzug aus Thüringen mit abgeführt hatten. Sowjetische Anwerber in Zivil machten sich nun in die amerikanische Zone auf, um mit dem Angebot bester Verpflegung, lukrativer Bezahlung und der Versorgung mit Wohnraum und Textilien die «Spezialisten» zur Mitarbeit an der Rekonstruktion der V 2 im Harz zu bewegen – wie überhaupt die sowjetische Abwerbung von Fachleuten aus westlichen Besatzungszonen gang und gäbe war³³. Eine nicht genau bezifferbare Gruppe deutscher Raketenfachleute kehrte nach der Zwangsevakuiierung durch die Amerikaner nach Thüringen zurück – ein Vorgang, der die amerikanische Militäradministration zu speziellen Vorkehrungen gegen diese Rückwanderung bewog. Im Zuge der amerikanischen Beutemission mit dem Namen «Overcast» sind etwa 350 Raketenfachleute in die USA verbracht worden. Im Laufe einer weiteren Operation mit dem Namen «Paperclip» gerieten zusätzlich etwa 1'000 deutsche Wissenschaftler und Techniker in die USA.

Der britische Geheimdienst wiederum sah sich bemüssigt, den für sowjetische Anwerbung anfälligen Deutschen konkurrenzfähige Angebote zu machen, d.h. vergleichbare Bezahlung und familiäre Erleichterungen entweder in der britischen Besatzungszone oder in Grossbritannien in Aussicht zu stellen³⁴. Privaten englischen Firmen sollte die Anstellung von deutschen Fachleuten erlaubt werden, allzumal sich neben den Sowjets auch die Regierungen Kanadas, Australiens, einiger lateinamerikanischer Staaten sowie die indische Regierung für die deutschen Spezialisten interessierten. Zum Überdross der Briten kassierten jedoch auch amerikanische Geheimdienstler deutsche Rüstungsspezialisten für sich ein,

und zwar unter dem Vorwand, sie nicht in russische Hände fallen lassen zu wollen. Im ärgerlichen Bewusstsein, selbst von den Amerikanern übergangen zu werden, unterbreiteten britische Agenten nun ihrerseits Angebote an deutsche Spezialisten in der sowjetischen Besatzungszone. Bisweilen zeitigte die alliierte Konkurrenz um deutsche Rüstungsspezialisten bemerkenswerte Folgen. Die jeweiligen Besatzungsmächte erhöhten nicht nur ihre materiellen Angebote, mancher deutsche Ingenieur konnte gar mit der Drohung, zu den Sowjets überzulaufen, der Forderung nach höherer Bezahlung oder besseren Bedingungen für die eigene Familie Nachdruck verleihen³⁵.

Bis auf die frühzeitige Anwerbung, Verhaftung oder Zwangsverbringung von Atomwissenschaftlern, die für das sowjetische Uranprojekt von Nutzen zu sein versprochen, hatte es im ersten Jahr sowjetischer Besatzung kein Programm für die Nutzung deutscher Spezialisten in der Sowjetunion gegeben. Eine ab Oktober 1946 einsetzende Demontagewelle bezog sich vor allem auf die zunächst in der SBZ weitergeführte Rüstungsproduktion. Verbunden mit dieser Demontage war der zwangsweise Abtransport der qualifizierten deutschen Belegschaft in die Sowjetunion. Die Arbeit an der V 1 und der V 2 sollte in der Sowjetunion, mitsamt allen Facharbeitern, die dafür benötigt wurden, fortgeführt werden. Den Rüstungsspezialisten wurde ein Aufenthalt in der Sowjetunion für fünf Jahre mit dem Versprechen guter Bezahlung in Aussicht gestellt. Im Morgengrauen des 22. Oktober 1946 fuhren sowjetische Abholkommandos bei den Rüstungsspezialisten in der SBZ vor, um sie zu abfahrtbereiten Zügen zu eskortieren. Insgesamt sind etwa 3'000 deutsche Spezialisten nach 1945 in der Sowjetunion tätig gewesen.

Ein zentrales Motiv für die Zusammenarbeit von deutschen Rüstungsingenieuren bzw. Naturwissenschaftlern mit alliierten Stellen bildete die berufliche und materielle Unsicherheit am Kriegsende. Namentlich jene, die aufgrund von

NS-Belastung oder Arbeitsplatzverlust ihre berufliche Perspektive verloren hatten, kooperierten mit den Siegermächten, oder sie wanderten ab 1947 illegal nach Lateinamerika aus (nach Brasilien: 44, nach Argentinien: 228). Gleichgültig, ob es um eine Fortsetzung nationalsozialistischer Rüstungsprojekte unter sowjetischer Ägide oder um die Migration in eins der Siegerländer ging – jede Chance zu beruflicher Kontinuität und materieller Existenzsicherung wurde begierig aufgegriffen. Politische Überzeugungen spielten bei der Entscheidung für die eine oder andere Siegermacht nur selten die ausschlaggebende Rolle. Von den Amerikanern und Briten versprach man sich wegen der unterschwellig vermuteten antibolschewistischen Gemeinsamkeit und der Erwartung besserer Behandlung und Bezahlung attraktivere Arbeitsmöglichkeiten. Ingenieure und Wissenschaftler, denen unter dem Nationalsozialismus Unbill widerfahren war, optierten dagegen eher für eine Zusammenarbeit mit den Sowjets. Aber auch Rüstungsingenieure und Naturwissenschaftler, die durchaus namhafte Positionen in der NS-Rüstungsforschung einnahmen, entschieden sich für die Sowjets. Bei denen hatten sie nämlich nicht mit einer Entnazifizierung zu rechnen.

Gerade die Fortführung vormaliger Rüstungsprojekte im Dienst der Siegermächte entlastete von möglichen moralischen Rückfragen. Die Rüstungszwecke selbst konnten, losgelöst von den nationalsozialistischen Auftraggebern, kaum verwerflich sein. Mehr noch, die Trennung der Rüstungszwecke vom Nationalsozialismus, deren politische Indifferenz so kurz nach der Zerschlagung des NS-Regimes, legitimierte noch nachträglich das eigene Tun. Soweit die in die Sowjetunion verbrachten Rüstungsingenieure betroffen sind, lässt sich sogar eine subjektive Verkehrung des verdrängten Täterbewusstseins in ein Opferbewusstsein feststellen. Die Zwangsverbringung in die Sowjetunion wurde als brachiale Willkür, als schreiendes Unrecht empfunden. Es passte vorzüglich in das weitverbreitete Bild vom asiatischen Barbarentum. In die

tum. In die Sowjetunion kamen die zwangsverbrachten Spezialisten gewissermassen als Vertreter einer Kulturnation, als Sendboten einer technisch-wissenschaftlichen Zivilisation, die den Nationalsozialismus unbeschadet überdauert hatte.

Eine Parallele zwischen den amerikanischen Beutemissionen und dem sowjetischen Vorgehen dürfte darin zu sehen sein, dass die nationalsozialistische Vergangenheit von deutschen Wissenschaftlern immer dann keine Rolle spielte, wenn die Qualifikation der betreffenden Person selbst genutzt werden konnte und damit keinesfalls in die Hände der konkurrierenden ehemaligen Kriegesalliierten fallen sollte. Die in die Sowjetunion bzw. nach Übersee abtransportierten Wissenschaftler und Techniker waren keineswegs immer einer strengen fachlichen Prüfung unterzogen worden. So gerieten zahlreiche «Spezialisten» allein deshalb auf Transportlisten, weil sie dem jeweiligen Gegenspieler nicht in die Hände fallen sollten. Der Abtransport aus Deutschland hatte dann vornehmlich die Funktion einer Zwangsquarantäne.

Die Nachkriegsmigration von deutschen Naturwissenschaftlern und Technikern in lateinamerikanische Länder zeichnet sich gegenüber der Migration in westliche Besatzungsländer und in die Sowjetunion in der unmittelbaren Nachkriegszeit durch eine Reihe Spezifika aus. Der Anwerbung von deutschen Fachkräften durch lateinamerikanische Regierungsstellen gingen in der Regel Verhandlungen mit der amerikanischen und britischen Besatzungsmacht über die Freigabe voraus. Daraus folgte, dass nur jene deutschen Naturwissenschaftler und Techniker die Erlaubnis zur Abwanderung erhielten, an denen die amerikanische und britische Besatzungsmacht kein eigenes Interesse in ihren Besatzungszonen oder in ihren Heimatländern zeigte. Die Aufnahmeländer verfügten zudem über eine wenig entwickelte Forschungstradition, sie zeichneten sich jedoch durch politische Ambitionen insbesondere in der Rüstungshochtechnologie aus, und sie zeigten eine ausgesprochene Offenheit gegenüber exponierten Anhängern des unter-

gegangenen NS-Systems. In den Jahren 1947-1950 sind in mehreren Schüben deutsche Naturwissenschaftler und Techniker nach Lateinamerika emigriert, die überwiegend in rüstungsrelevanter Forschung und Entwicklung im «Dritten Reich» beschäftigt gewesen waren und aufgrund alliierter Demilitarisierungsbestimmungen an einer Fortführung ihrer bisherigen Tätigkeiten in Deutschland gehindert waren. Bei den in den ersten fünf Nachkriegsjahren nach Lateinamerika migrierten deutschen Naturwissenschaftlern und Technikern handelt es sich in der Masse um stellungslos gewordene Personen, die weder bei den westlichen Beuteaktionen «Alsos» und «Paperclip» noch bei der sowjetischen Verbringung deutscher «Spezialisten» Verwendung gefunden hatten. Die beiden Hauptaufnahmelande in Lateinamerika wurden Argentinien und Brasilien.

7.

Die Inanspruchnahme deutscher NS-Wissenschaftler in den USA ist in jüngerer Zeit mit grossem moralischem Impetus kritisiert worden. Das Ansehen Amerikas sei durch die Anwerbung von NS-Wissenschaftlern geschädigt worden. Und in der Tat gewann die praktische Nutzung von deutschen Wissenschaftlern, ob nun vorbelastet oder nicht, die Oberhand. Zudem schien der Verweis auf die Sowjets jeden Pragmatismus der westlichen Alliierten zu rechtfertigen. Nur auf den ersten Blick erstaunt, dass auf sowjetischer Seite ein entsprechender moralischer Rigorismus bei der historischen Sicht auf die eigene Nutzung deutschen Rüstungs-Knowhows fehlt. Beim Wiederaufbau der Rüstungsbetriebe in der SBZ hatte die SM AD von Anfang die «Entnazifizierung» ausgesetzt. Verwunderung dürfte auf sowjetischer Seite die schnelle, ja widerspruchslose Kooperationsbereitschaft ein-

geschworener Deutschnationaler, wenn nicht gar Nazis ausgelöst haben. Die Arbeit für die Sowjetunion erfolgte nur höchst selten aus innerer Hinwendung zum dortigen politischen System. Die Tätigkeit für die Sowjets half jedoch, das Gefühl der Niederlage Deutschlands persönlich zu kompensieren. Mutmasslich spielte bei der erstaunlich leichten Integration der deutschen «Spezialisten» in der Sowjetunion die Erfahrung der militärisch geprägten Arbeitsbedingungen während der Kriegszeit und die Gewöhnung an militärische Zwecke eine förderliche Rolle. Gleichsam als «Technokraten» in Anspruch genommen und honoriert, konnte die Verdrängung der eigenen und der kollektiven jüngsten Vergangenheit in zweifacher Weise vollzogen werden – als Überblendung durch eine vorwärtsgewandte Arbeitsperspektive, und in Form der Selbstwahrnehmung als Opfer insbesondere sowjetischer Willkür. Remigranten berichten wiederholt, dass sich mit der Verbringung in die Sowjetunion eine neue Arbeits- und Lebensperspektive bot, die im Nachkriegsdeutschland aufgrund des Verbotes von militärischer Forschung und Entwicklung nicht gegeben war. Politische Bedenken werden nicht berichtet. Es überwog der Typus des sich unpolitisch gebenden Forschers und Ingenieurs, der Befriedigung aus der Lösung von intellektuell-technischen Aufgabenstellungen gewinnt. Für viele wurde nach den Verunsicherungen des Kriegsendes neuer Lebenssinn durch die Aufgaben in den Ländern der Siegermächte und die darin zum Ausdruck kommende Wertschätzung fachlichen Könnens gestiftet. Reflexionen über die militärischen Zwecke der bereits im Nationalsozialismus praktizierten und nun unter alliierter Ägide fortgeführten Arbeit blieben aus. Die Anstellung bei den Alliierten bedeutete mehr Kontinuität als Bruch. Die Arbeitsinhalte, die Arbeitsorganisation, die Arbeitskollektive und ein technizistisches Selbstverständnis blieben weitgehend unverändert. Die Kontinuität im kollektiven Selbstverständnis sowie die von allen Schuldgefühlen entlastende Ausstellung bei den Sie-

gern verhinderten kritische Rückfragen an die Mitverantwortung am nationalsozialistischen Krieg und an der «Vernichtung durch Arbeit».

Das so folgenreiche Tun deutscher Rüstungsingenieure im Nationalsozialismus stellte die radikale Fortsetzung eines bereits zuvor existenten Berufsverständnisses dar, einer allein technizistischen Arbeitsweise sowie opportunistischer politischer Anpassung. Dies erklärt auch die Übertragbarkeit dieser Verhaltensmuster auf die Arbeit für die Siegermächte nach 1945. Mit anderen Worten, die Überbetonung des spezifisch Nationalsozialistischen im Verhalten deutscher Rüstungsingenieure führt in die Irre. Der Nationalsozialismus hatte allerdings eins bewirkt: Das soziale Selbstbewusstsein der Ingenieure war enorm gewachsen. Die Wertschätzung deutschen Könnens durch die Anstellung bei den Alliierten setzte diese Tradition fort. Ein Gefühl der Niederlage, der schuldhaften Verstrickung brauchte nicht aufzukommen. Der Beitrag der deutschen Ingenieure zu den Rüstungsanstrengungen des Nationalsozialismus und nach dem 2. Weltkrieg für die Siegermächte konnte gerade deshalb so beeindruckend ausfallen, weil weder das NS-System noch die Rüstungsforschung in den Ländern der Siegermächte einen Traditionsbruch erforderten.

455

Betrachtet man die späteren Veröffentlichungen von Historikern sowie von den deutschen Fachleuten im Dienste der Siegermächte, dann fällt eine deutliche Diskrepanz auf. Während die Raketenkonstrukteure um Wernher von Braun, die in den USA wirkten, sich schnell selbst rehabilitierten, ja von der Bewunderung für die Raumfahrt profitierten, fühlten sich die Rückkehrer aus der Sowjetunion lange zum Schweigen, zumindest zum Verschweigen wichtiger Aspekte genötigt. In der DDR war eine offene Sicht auf den deutschen Beitrag zur sowjetischen Nachkriegsrüstung ein Tabu. In der Bundesrepublik haftete der Zusammenarbeit mit den Sowjets der Ruch von Kollaboration mit dem bolschewistischen Feind

an. Die Sowjets und die Amerikaner wiederum hatten lange Zeit kein Bedürfnis, den stolzen Blick auf Spitzenleistungen in der Rüstungs- und Raumfahrttechnologie durch Verweis auf deutsche, ja nationalsozialistische Beiträge zu schmälern.

Seit der deutschen Vereinigung zeichnet sich ein neuer Trend ab, der in die allgemein zu beobachtende Relativierung der NS-Zeit für das deutsche Selbstverständnis passt. Während noch 1988/89 die Interessengemeinschaft der ehemaligen Peenemünder Raketenkonstrukteure einem isolierten, zurückgezogenen und leicht verbitterten Veteranenverein glich, der verzweifelt um öffentliche Anerkennung ringt, so hat sich dieselbe Gemeinschaft nach der deutschen Vereinigung lautstark für die Reinwaschung der V 2-Herstellung eingesetzt. Nach Peenemünde pilgern mittlerweile tausende Besucher jährlich, um die vermeintlich unschuldige Geburtsstätte der Raumfahrt zu besichtigen. Die Überreste des nahegelegenen KZs sind demgegenüber verwaist. Eine gross angekündigte Feier aus Anlass des 50. Jahrestages des ersten erfolgreichen Starts einer V 2 im Oktober 1992 konnte nur nach scharfen internationalen Protesten verhindert werden. Die deutsche Öffentlichkeit und Politik wachte erst auf, nachdem die Holländer, Briten und Israelis Alarm geschlagen hatten. Insgesamt drängt sich der Eindruck auf, dass die Deutschen seit der Vereinigung nur noch durch die bessere Erinnerungskraft des Auslands von Zeit zu Zeit daran gehindert werden, ihren inneren Frieden mit diesem Teil der NS-Vergangenheit zu schliessen.

Anmerkungen

- ¹ vgl. Gerd Hortleder: Das Gesellschaftsbild des Ingenieurs. Zum politischen Verhalten der technischen Intelligenz in Deutschland. Frankfurt/M. 1970; Eugen Kogon: Die Stunde der Ingenieure. Düsseldorf 1976 und Karl-Heinz Ludwig: Technik und Ingenieure im Dritten Reich. Düsseldorf 1974.
- ² vgl. Ulrich Albrecht, Andreas Heinemann-Grüder, Arend Wellmann: Die Spezialisten. Deutsche Naturwissenschaftler und Techniker in der Sowjetunion nach 1945. Berlin 1992; auf die Entwicklung von Motivlagen deutscher Rüstungsingenieure bin ich ausführlicher eingegangen in Andreas Heinemann-Grüder: Keinerlei Untergang: German Armaments Engineers during the Second World War and in the Service of the Victorious Powers. In: Science, Technology and National Socialism. Ed. by Monika Renneberg and Mark Walker. Cambridge 1994, S. 30-50; zur Lateinamerika-Emigration nach 1945 vgl. Ulrich Albrecht, Ruth Stanley, Gabriele Ley: Die Migration deutscher Naturwissenschaftler und Techniker nach Lateinamerika nach 1945. (Unveröffentlichter) Endbericht für die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Berlin, Oktober 1993.
- ³ Brian Easley: Väter der Vernichtung. Männlichkeit, Naturwissenschaftler und der nukleare Rüstungswettlauf. Reinbek bei Hamburg 1986.
- ⁴ Siegfried Wolgast: «Technikphilosophie» während der Herrschaft des deutschen Faschismus. In: Technikphilosophie in Vergangenheit und Gegenwart. Hrsg. v. G. Kovacs und S. Wolgast. Berlin 1984, S. 115ff.
- ⁵ Alfred Rosenberg: Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit. München 1941, S. 3 (Rosenberg schrieb dies bereits 1925).
- ⁶ vgl. Hortleder: Das Gesellschaftsbild (Anm. 1), S. 165 und Ludwig: Technik und Ingenieure (Anm.1), S. 105.
- ⁷ Ludwig: Technik und Ingenieure. (Anm. 1), S. 108.
- ⁸ Rudolf Heiss (Hrsg.): Die Sendung des Ingenieurs im neuen Staat. Berlin 1934, S. 10; vgl. auch Georg Feder: Die Aufgaben der Technik beim Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft. In: Technik und Kultur 6, 1933, S. 93 sowie Alfred Rosenberg: Weltanschauung und Technik. In: Deutsche Technik 1, 1938, S. 1 und H. Dehnert: Vom Wesen der deutschen Technik. In: Deutsche Technik 1, 1941, S. 17.
- ⁹ Rudolf Heiss: Die Erziehung des Ingenieurs zur Totalität. In: ders. (Hrsg.), Die Sendung des Ingenieurs (Anm. 8), S. 132.
- ¹⁰ vgl. Albert Speer: Erinnerungen. Frankfurt/M., Berlin 1970 und Feder: Die Aufgaben der Technik (Anm. 8), S. 93.
- ¹¹ Ludwig: Technik und Ingenieure. (Anm. 1), S. 159.
- ¹² Karl-Heinz Ludwig: Widersprüchlichkeiten der technisch-wissenschaftlichen Gemeinschaftsarbeit im Dritten Reich. In: Technikgeschichte 8, 1979, S. 245.
- ¹³ vgl. Hortleder: Das Gesellschaftsbild (Anm.1), S. 111.

- ¹⁴ Hans Ebert und Hermann-Josef Rupieper: Technische Wissenschaft und nationalsozialistische Rüstungspolitik: Die Wehrtechnische Fakultät der TH Berlin 1933-1945. In: Wissenschaft und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte der TU Berlin 1879-1979. Hrsg. v. Reinhard Rürup. Berlin, Heidelberg, New York 1979, S. 469-491.
- ¹⁵ vgl. Geschichte der Technischen Universität Dresden 1828-1978. Hrsg. v. Rolf Sonnemann. Berlin 1978, S. 155-165.
- ¹⁶ Ludwig: Technik und Ingenieure (Anm. 1), S. 239.
- ¹⁷ ebd., S. 264.
- ¹⁸ Michael J. Neufeld: The Rocket and the Reich. Peenemünde and the Coming of the Ballistic Missile Era. New York 1995, S. 38.
- ¹⁹ ebd., S. 184ff.
- ²⁰ ebd., S. 227.
- ²¹ Etwa ein Drittel der 42'000 Häftlinge des KZ Mittelbau im Harz arbeiten in den unterirdischen Tunnelwerkstätten an der Zusammenstellung der V 1 und V 2; vgl. Antifaschistische Mahn- und Gedenkstätte Mittelbau-Dora. Hrsg. im Auftrag der Kommission zur «Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung» der Kreisleitung der SED Nordhausen. Nordhausen o.J.
- ²² Ferdinand Brandner: Ein Leben zwischen den Fronten. München 1976, S. 93.
- ²³ H. Dieter Köhler: Ernst Henkel – Pionier der Schnellflugzeuge. Eine Biographie. Koblenz 1983, insbes. den Abschnitt «Der Volksjäger He 162 mit dem Huckepacktriebwerk», S. 205ff.; vgl. auch Ulrich Albrecht: Artefakte des Fanatismus. Technik und nationalsozialistische Ideologie in der Endphase des Dritten Reiches. In: Informationsdienst Frieden 4, 1989, S. 21-28.
- ²⁴ W. Dornberger: V 2 – Der Schuss ins Weltall. Geschichte einer grossen Erfindung. Esslingen 1952, S. 135.
- ²⁵ Die Rakete, 8/2, 1987, S. 9.
- ²⁶ vgl. die Erinnerungen von Kurt Pflüger: Schicksale deutscher Luftfahrtingenieure. Müritzersee – Dessau – Wolgau 1945-1954. In: Rechliner Briefe. Wessling/Oberbayern o.J.; vgl. auch Dornberger: V 2 (Anm. 24), 291 und Manfred von Ardenne: Sechzig Jahre für Forschung und Fortschritt. Autobiographie. Berlin 1987, S. 177ff.
- ²⁷ Diese Typologie ist entlehnt bei Ernst Nolte: Zur Typologie des Verhaltens der Hochschullehrer im Dritten Reich. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 24.11.1965, S. 3-14.
- ²⁸ vgl. Friedrich Georg Jünger: Die Perfektion der Technik. Frankfurt/M. 1949 und Eva Senghaas-Knobloch, Birgit Volmerg: Integrierte Netze. Zur politischen Psychologie des Risikobewusstseins von Ingenieuren. In: Bremer Beiträge zur Psychologie 4, 1987, S. 1-21.
- ²⁹ vgl. ausführlicher dazu Andreas Heinemann-Grüder: Die sowjetische Atombombe. Münster 1992, S. 59ff. und David Holloway: Stalin and the Bomb. New Haven, London 1994, S. 221.

- ³⁰ J. Gimbel: U.S. policy and German scientists: the early Cold War. In: *Political Science Quarterly*, 101,1986, S.443.
- ³¹ vgl. Rote V 2 in deutschen Werken. In: *Christ und Welt*, 15.6.1950, S. 3.
- ³² Industrial and Scientific Enterprises under Control of USSR, which employ German Scientists. In: Bundesarchiv Koblenz, RG 260/OMGUS/ AGTS37/1.
- ³³ vgl. Clären G. Lasby: Project Paperclip. German Scientists and the Cold War. New York 1971, S. 140f.
- ³⁴ British Intelligence Objectives Sub-Committee (B.I.O.S.), The Employment of German Scientists and Technicians for Civil Industry in U.K., Bericht vom 18.12.1946. In: Public Record Office London, Board of Trade B.T. 211/60.
- ³⁵ vgl. Lasby: Project Paperclip (Anm. 33), S. 151 und 180.

Der rassenhygienische (bzw. eugenische) Diskurs in der schweizerischen Medizin des 20. Jahrhunderts

In Washington gibt es immer noch Leute, die meinen, man solle lieber mehr Geld in die Wohnungsbauprogramme für Obdachlose stecken, als in die Erforschung des menschlichen Genoms. Langfristig wird das Projekt zur Erforschung des menschlichen Erbgutes mehr zur Lösung des Obdachlosenproblems beitragen als der Bau von Wohnungen ... Viele dieser Menschen sind physisch oder psychisch gestört. Wenn wir also die Ursachen und nicht die Symptome bekämpfen wollen, dann sollten wir das Geld in die Erforschung der menschlichen Gene stecken.¹

Kein Aussenseiter hat dies formuliert, sondern Daniel Koshland auf dem internationalen Biologenkongress im Jahre 1992. Koshland arbeitet als Molekularbiologe in den USA und ist Herausgeber der bedeutendsten Wissenschaftspublikation der USA, «Science Magazine».

Das Zitat von Koshland ist typisch für ein wissenschaftliches Paradigma, das vor allem im letzten Jahrhundert diskutiert und formuliert wurde und bis heute wesentlich die Debatte in konservativen Denkfabriken bestimmt. Vererbt werden nach dieser Auffassung nicht nur bestimmte Körpermerkmale, sondern auch die Intelligenz, der Charakter und das Verhalten eines Menschen. Soziale und ökonomische Unterschiede zwischen Menschen – zwischen «Rassen», Klassen und den Geschlechtern – sollen Fol-

ge von ererbten Unterschieden sein und die Gesellschaft wird als genaues Spiegelbild der Biologie aufgefasst.

Das zugrundeliegende Denkmuster wird als biologischer Determinismus bezeichnet.

Es sind vor allem zwei Begriffe, welche dieses Paradigma charakterisieren, der Reduktionismus und der Biologismus. Die Diskussion dieser zwei Begriffe ist eine zentrale Voraussetzung, um verstehen zu können, warum in der Genetik des letzten und unseres Jahrhunderts theoretische Irrtümer nicht nur die Weihe wissenschaftlicher Wahrheit erhielten, sondern in Nazi-Deutschland grauenhafte Auswirkungen hatten. Unmenschliche praktische Konsequenzen hatte das eugenische Dogma aber auch in den USA (Einwanderungsgesetz von 1924) und in der Schweiz («Hilfswerk» der Pro Juventute, Zwangssterilisationen).

1. Reduktionismus und Biologismus

Etwas vereinfacht ist unter Reduktionismus eine Methode zu verstehen, welche versucht, die Eigenschaften komplexer Ganzheiten auf die Eigenschaften von Einheiten zurückzuführen, aus denen diese Ganzheiten zusammengesetzt gedacht werden. In bestimmten Bereichen der exakten Naturwissenschaften, z.B. in der Newton'schen Physik, führt dies zu fruchtbaren Erkenntnissen. Werden aber menschliche Gesellschaften durch die reduktionistische Brille betrachtet, führt dies zum Fehlschluss, menschliche Gesellschaften seien nichts anderes als die Summe der individuellen Verhaltensweisen ihrer Mitglieder. Einfache Erklärungsmuster für komplexe Phänomene sind die Folge. Das kann soweit führen, dass eine Reduktion von Individuen auf die bloße Funktion und «Qualität» ihrer Gene stattfindet, wie dies das Eingangszitat von Kosland treffend illustriert.

Der Biologismus kann als Spezialfall des Reduktionismus aufgefasst werden. Für den biologistischen Denkansatz ist menschliches Leben und Verhalten eine unausweichliche Folge der Biochemie der Zellen und die biochemischen Vorgänge werden wiederum als von den Genen des einzelnen Individuums determiniert aufgefasst. Logischerweise soll dann das gesamte menschliche Verhalten, die «menschliche Natur», durch Gene bestimmt sein. Gesellschaftliche Phänomene werden biologisch interpretiert und erklärt. Politik reduziert sich damit zu einer Variante der angewandten Politik, wie das von den Nationalsozialisten auch ausdrücklich so verstanden wurde.

463

Eine Spielart des Biologismus ist der sogenannte *Sozialdarwinismus*. Mit Prinzipien der Darwinschen Evolutionstheorie – dem «Kampf ums Dasein» und der «natürlichen Auslese» – sollen soziale Phänomene begreifbar werden. *Herbert Spencer* war im 19. Jahrhundert der Pionier des Sozialdarwinismus. Der Erfolg der Menschen im sich damals in allen Bereichen durchsetzenden Kapitalismus galt ihm als Gradmesser für die biologische Tauglichkeit von Individuen. Die im Konkurrenzkampf Unterlegenen sollten «ausgemerzt» werden. Folgerichtig lehnte Spencer auch jegliche soziale Fürsorge für die als «Unwürdige» und «Taugenichtse» diffamierten Armen ab. Von Spencer stammt auch die 1852 geprägte Formel «survival of the fittest».

2. Eugenik und Rassenhygiene

In diesem Geist entstand Ende des letzten Jahrhunderts die moderne eugenische Bewegung. Francis Galton, ein Vetter Darwins, hat den Begriff «Eugenik» 1883 geprägt. Galton war überzeugt, dass praktisch alle wesentlichen physischen und psychischen Eigenschaften erblich seien und dass daher alles getan werden müsse, um die Reproduktion der «Besten»

zu fördern (sogenannte positive Eugenik) und dass sich Menschen mit unerwünschten Eigenschaften nicht mehr fortpflanzen dürften (sogenannte negative Eugenik). In Deutschland hat Alfred Ploetz für die gleichen Bestrebungen in seinem 1895 erschienenen Buch «Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen» den Begriff «Rassenhygiene» vorgeschlagen, welcher auch in der Schweiz meist gebraucht wurde. Eugenik und Rassenhygiene können als synonyme Begriffe aufgefasst werden. Ploetz hat in Zürich Medizin studiert und wurde in seiner Entwicklung stark vom damaligen Leiter der Zürcher Nervenklinik Burghölzli, dem Waadtländer August Forel, beeinflusst.

Die Entstehung und weite Verbreitung von eugenischen resp. rassenhygienischen Theorien kann nur unter Berücksichtigung der tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen im 19. Jahrhundert verstanden werden. Die rapide Industrialisierung führte zu massiven ökonomischen, sozialen und politischen Umwälzungen. Das Verhältnis von Stadt und Land änderte sich grundlegend. In den explosionsartig wachsenden Städten waren die Lebensverhältnisse für breite Bevölkerungsschichten miserabel. Unmenschliche Arbeits-, Wohn- und Ernährungsbedingungen führten zu zahlreichen Krankheiten. Die Tuberkulose nahm unter den verarmten Bevölkerungsschichten epidemieartig zu und war vor dem Ersten Weltkrieg in der Schweiz die zweithäufigste Krankheits- und Todesursache. In den Elendsvierteln grassierte die Alkoholsucht.

Die Suche nach Antworten auf diese «Soziale Frage» stand im Zentrum der politischen Auseinandersetzungen. Eine der Antworten formulierten Marx und Engels und die sich formierende Arbeiterbewegung mit der Forderung nach Abschaffung des Kapitalismus. Sozialdarwinisten auf der anderen Seite interpretierten die sozialen Probleme biologistisch und forderten eugenische resp. rassenhygienische Lösungen. Die Entwicklung der Eugenik war Teil eines allgemeinen Rationalisierungsprozesses, der zunehmend

menschliche Handlungsbereiche «wissenschaftlich» zu erfassen und zu regeln suchte. Die Fortpflanzung sollte gemäss «wissenschaftlichen» Erkenntnissen geregelt werden. Diese Auffassung teilten zum Teil auch Kapitalismuskritiker aus dem linken Lager. Der prominenteste Exponent einer «linken» Eugenik war der Spanienkämpfer und spätere Nobelpreisträger Herman Joseph Muller, welcher vehement den Rassismus der Nazi-Rassenhygieniker anprangerte. Eugenisches Denken lässt sich also nicht – wie heute oft fälschlicherweise angenommen wird – a priori dem rechten politischen Spektrum zuordnen. Der main stream des rassenhygienischen Denkens in Deutschland, in der Schweiz und in Österreich lehnte die sozialistische Kapitalismuskritik ab und suchte die bestehenden gesellschaftlichen Unterschiede biologistisch zu legitimieren. Dies war naturgemäss für konservative und bürgerliche Kreise attraktiv. In Nazi-Deutschland verband sich der Rassismus mit rassenhygienischem Denken zu einer im wörtlichen Sinne tödlichen Mischung.

3. Das rassenhygienische Dogma in der Medizin

In der Schweiz hat das eugenische Paradigma schon Ende des 19. Jahrhunderts das Denken zahlreicher Ärzte, vor allem von Psychiatern, stark beeinflusst. Dass gerade die Psychiater rassenhygienisch motivierte Reformen propagierten, war kein Zufall. An der Wende zum 19. Jahrhundert setzte sich in Frankreich eine Lehre von den Geisteskrankheiten durch, die versuchte, psychische Krankheiten mit Prinzipien der exakten Naturwissenschaften zu erklären. In Deutschland und in der Schweiz erfolgte diese Entwicklung 50 Jahre später. Protagonist für diese wissenschaftliche Haltung war Wilhelm Griesinger mit seinem berühmten Satz «Geisteskrankheiten sind Gehirnkrankheiten». Gegenüber der früheren

religiös-dämonologischen Sicht war das ein gewaltiger Fortschritt. Die sogenannten «Irren» erhielten damit als Kranke gegenüber der Gesellschaft einen Anspruch auf Therapie und Hilfe, auch wenn im praktischen Alltag ihre Verwahrung weiterhin im Vordergrund stand. Griesinger verstand seelisches Leben konsequent als somatopsychisch-pschosomatisches Verhältnis.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts setzte sich in der universitären Psychiatrie eine einseitig biologistische Betrachtungsweise durch. 1900 wurden die Mendelschen Gesetze der Vererbung wiederentdeckt.

Geisteskrankheiten, Persönlichkeitsdefizite und soziales Versagen wurden jetzt als «Erbübel» definiert. Diesen Erbübeln sollte durch Eugenik und Zuchtwahl zu Leibe gerückt werden.

4. August Forel als Pionier und Schlüsselfigur

Der 1848 geborene Waadtländer August Forel war Pionier und Schlüsselfigur des rassenhygienischen Paradigmas in der Schweiz. Er hatte nicht nur national, sondern auch international grossen Einfluss. Forel war nicht nur Wissenschaftler als Psychiater und führender Ameisenforscher, sondern erfolgreicher Promotor seiner sozialreformerischen Ideen zur Bekämpfung des Alkoholismus und zur sogenannten sexuellen Frage. Die Gründung des noch heute aktiven Guttemplerordens geht auf seine Initiative zurück und sein Buch «Die sexuelle Frage» erschien in unzähligen Auflagen und wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt.

Wie ein roter Faden durchzieht das eugenische Paradigma das wissenschaftliche und sozialreformerische Werk von Forel. Auf unzähligen Veranstaltungen propagierte er seine rassenhygienischen Ideen. Dies mag ein Zitat aus seinem Vortrag «Malthusianismus und Eugenik» aus dem Jahre 1910 illustrieren:

Wir haben viel zu viel mangelhafte, minderwertige oder gar schlechte Menschen, aber viel zu wenig gute, tüchtige und brauchbare ... In England hat nur Francis Galton das Prinzip der Eugenik aufgestellt, nach welchem die Tüchtigen und Guten sich allein vermehren sollen, die Elenden, Siechen und Entarteten dagegen nicht ... Viel gefährlicher sind gewisse Menschenrassen, wie vor allem die Neger, die körperlich kräftig und zähe, ausserordentlich fruchtbar, aber geistig minderwertig sind ... In unserer eigenen arischen Rasse sind die Individuen ausserordentlich verschieden, und zwar nicht nur, wie vielfach geglaubt wird, infolge ihrer Erziehung, sondern vor allem mit Bezug auf ihre erblichen Anlagen. Wir haben hier nicht nur Idioten und Geistesranke, sondern einen grossen Haufen Minderwertiger ... von Untermenschen wimmelt es und bei ihnen ist die Beschränkung der Zeugung am Platz ... Vollmenschen haben die soziale Pflicht, sich kräftig zu vermehren ... Dabei stemmt man sich merkwürdigerweise mit verrosteten religiösen Vorurteilen einer rationellen, eugenischen menschlichen Zuchtwahl entgegen.²

467

Man beachte das Vokabular von Forel: Schädlinge, Entartung, Ausmerzungen, minderwertige Rassen, Untermenschen. Alles Begriffe, mit welchen später die Nazis ihre grauenhaften Untaten rechtfertigten. Forel war aber kein Nazi und auch kein Rechtsextremer, sondern eingeschriebenes Mitglied der sozialdemokratischen Partei und aktiver Pazifist. Schon 1892 liess Forel in Zürich eine eugenisch motivierte Kastration durchführen, über die er in seinem Buch «Die sexuelle Frage» unverfroren und stolz berichtet: «Ich liess auch ein hysterisches, vierzehnjähriges Mädchen kastrieren, deren Mutter und Grossmutter Kupplerinnen und Dirnen waren ..., weil ich dadurch der Entstehung unglücklicher Menschen vorbeugen wollte»³. Im gleichen Buch fordert er aber auch die Gleichstellung von ehelichen und unehelichen Kindern, die Gleichstellung der Frau und das Frauenstimmrecht, auch wenn sein Emanzipationsmodell aus heutiger feministischer Sicht stark patriarchalisch geprägt ist.

Für Forel war der Alkoholismus ein zentrales Übel, das er zeitlebens mit grosser Energie bekämpfte. Die Verbindung von Anti-Alkoholbewegung mit der Rassenhygiene war überall sehr eng, nicht nur in der Schweiz. In den skandinavischen Ländern, wo die Abstinenten grossen politischen Einfluss gewannen, war eugenisches Gedankengut weitverbreitet.

Das Portrait von Forel zierte bis heute die Tausendfranken-Note.

1986 veranstaltete die Universität Zürich eine grosse Forel-Ausstellung. Im ausführlichen Ausstellungsband findet sich kaum ein Hinweis auf das für Forel so zentrale eugenische Gedankengut.

5. Ernst Rüdin und das Gesetz zur «Verhütung erbkranken Nachwuchses»

Der 1874 geborene St. Galier Ernst Rüdin wurde zum wissenschaftlich bedeutendsten Repräsentanten der psychiatrischen Genetik und Rassenhygiene im deutschen Sprachraum. Unter dem Einfluss von Forel wurde er alkoholabstinent und schlug 1903 auf dem internationalen Alkoholkongress die Sterilisierung unheilbarer Trinker vor. 1905 finden wir Rüdin unter den fünf Gründungsmitgliedern der Gesellschaft für Rassenhygiene und Gesellschaftsbiologie in Deutschland. 1925 wird Rüdin ordentlicher Psychiatrieprofessor in Basel. 1928 wechselt er nach München und wird Leiter der genealogisch-demographischen Abteilung der von Kraepelin gegründeten deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie. Auf die Entwicklung der Rassenhygiene in Deutschland hatte Rüdin sowohl in der Weimarer Republik wie im Dritten Reich massgebenden Einfluss. Rüdin darf als geistiger Vater des 1934 von den Nazis in Kraft gesetzten Gesetzes «zur Verhütung erbkranken Nachwuchses» bezeichnet werden. 300'000 bis 400'000 Menschen wurden zwangssterilisiert, etwa 100'000 Patient*Innen

aus psychiatrischen Kliniken im Rahmen der T4-Aktion, dem sogenannten Euthanasieprogramm, ermordet. 1937 wurde Rüdin Mitglied der NSDAP und pries 1943 Adolf Hitler für den «entscheidenden Schritt zur genialen, rassenhygienischen Tat in und am deutschen Volke». 1945, nach der deutschen Kapitulation, fasste der Bundesrat antifaschistischen Mut und aberkannte Rüdin und seiner Ehefrau das Schweizer Bürgerrecht.

Rüdin genoss nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz hohes wissenschaftliches Ansehen. Das Sterilisationsgesetz von 1934 wurde in Schweizer Fachblättern wohlwollend als zukunftsweisendes Werk gelobt. Entgegen der nach dem Zweiten Weltkrieg oft vertretenen Auffassung, das rassenhygienische Gedankengut sei nur das unwissenschaftliche Produkt von einigen Aussenseitern gewesen, ist festzuhalten, dass eugenisches resp. rassenhygienisches Denken in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch in der Schweiz von fast allen namhaften Psychiatrieprofessoren vertreten wurde, und zwar sowohl in der deutschen wie in der welschen Schweiz.

469

6. Beispiel Anthropologie: Otto Schlaginhaufen

Der aus St. Gallen stammende Otto Schlaginhaufen (1879-1973) war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die zentrale Figur der schweizerischen Anthropologie. Von 1917 bis 1951 war er Direktor des Anthropologischen Institutes der Universität Zürich. Die 1922 in Zürich gegründete und noch heute bestehende Julius-Klaus-Stiftung für Sozialanthropologie, Vererbung und Rassenhygiene versorgte ihren Präsidenten Schlaginhaufen mit den erforderlichen Forschungsmitteln. Der Stifter, ein Textilhändler aus Uster, hatte testamentarisch festgelegt, «alle auf wissenschaftlicher Basis beruhenden Bestrebungen zu fördern, deren Endziel auf die

Vorbereitung und Durchführung praktischer Reformen zur Verbesserung der weissen Rasse gerichtet» sind. Ausdrücklich vom Stiftungszweck ausgenommen waren «Bestrebungen zugunsten körperlich und geistig Minderwertiger». Schlaginhaufens Hauptwerk war die Vermessung schweizerischer Rekruten in den Jahren 1927 bis 1932. Für diese von der Julius-Klaus-Stiftung finanzierte Untersuchung erhielt er nicht nur die Unterstützung des eidgenössischen Militärdepartementes, sondern auch der Schweizerischen Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie. 35'551 Rekruten wurden vermessen, 7'456 Photographien angefertigt. 1935 trug Schlaginhaufen die Resultate seiner Schädelvermessungen auf dem 16. Internationalen Kongress für Anthropologie vor. Zentrales Ergebnis war, dass durch die Einfallstore Basel und Genf Langköpfe ins Feld der mittellangen Köpfe eingedrungen seien, während die Besiedelung des kurzköpfigen Feldes von Osten und Süden erfolgt sei. Er konnte damit die bisherige Annahme widerlegen, dass die Zentralalpen Herd und Ausgangspunkt der Kurzköpfe sei. Der lang gesuchte «homo alpinus helveticus» hatte sich als Schimäre erwiesen. Diese aus heutiger Sicht abstrusen und in Anbetracht des Aufwandes recht dürftigen Forschungsergebnisse publizierte Schlaginhaufen 1946 in seinem Hauptwerk, der «Anthropologia Helvetica» und formulierte darin zusammenfassend sein wissenschaftliches Credo:

Forschungen, die der Rassenhygiene dienen sollen, müssen sich auf vorausgegangene anthropologische Untersuchungen beziehen können, und es gehört daher eine anthropologische Landesaufnahme zu den wichtigen Voraussetzungen einer ernsthaften Eugenik.⁴

Wäre dieses Werk zehn Jahre vorher erschienen, wäre ihm ein grosser Erfolg beschieden gewesen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war das Interesse für diese Art von Rassenforschung und Eugenik gering.

7. Schweizerische Gesellschaft für Gemeinnützigkeit

Die Rassenhygieniker begnügten sich nicht mit der theoretischen Beschreibung und Deutung der von ihnen angenommenen Degeneration. Der Diagnose des Niederganges sollte eine angemessene Therapie folgen. Mit gezielten Züchtungsmassnahmen sollte die eugenische Utopie einer erbgesunden Bevölkerung verwirklicht werden. Eine zentrale Rolle bei der praktischen Verbreitung eugenischen Gedankengutes spielte die einflussreiche Schweizerische Gesellschaft für Gemeinnützigkeit (SGG), deren Zeitschrift «Gesundheit und Wohlfahrt» für alle Eugeniker in der Schweiz ein willkommenes Forum war. 1921 forderte der Zentralsekretär der SGG Pfarrer Wild ungeniert die zwangsweise Sterilisation von «anormalen Menschen, welche den Lebenszweck nicht erfüllen».⁵

471

Die Propagierung der Eugenik hatte beträchtlichen Erfolg. Kaum eine hygienische, pädagogische oder fürsorgliche Gesellschaft in der Schweiz befasste sich in den dreissiger Jahren nicht mit dem Problem der «Erbverantwortung». Die Schweizerische Landesausstellung von 1939 in Zürich, die sogenannte «Landi», bot den Rassenhygienikern die willkommene Gelegenheit, ihre Ideen wirkungsvoll darzustellen. Die SGG, die Pro Infirmis, die Schweizerische Zentralstelle für Alkoholfragen und andere Organisationen erarbeiteten ein Merkblatt «Gesunde Kinder, gesundes Volk»⁶, das zu Tausenden verteilt wurde und später von den Zivilstandsämtern den Brautleuten abgegeben wurde, um «die Verantwortung für eine gesunde Nachkommenschaft» zu wecken: «Von je 100 Einwohnern der Schweiz leiden mindestens vier unter Geisteskrankheit oder schweren geistigen Störungen. Und gerade die grosse Zahl von Kindern von schwachsinnigen Familien bilden eine ernste Gefahr für die Volkswohlfahrt und eine erhebliche Belastung der öffentlichen Mittel». Der Kampf gegen die Erbkrankheiten müsse daher mit aller Energie geführt werden. Eine eugenische Eheberatung sei daher unerlässlich.

8. Das Hilfswerk der Pro-Juventute «Kinder der Landstrasse»

500'000 Jenische und Roma wurden in den von Nazis besetzten Gebieten Europas ermordet. Zur «Endlösung der Zigeunerfrage» ist es in der Schweiz nicht gekommen. Aber auch in der Schweiz wurden Jenische das Opfer der gewalttätigen Fürsorge der Rassenhygieniker. Die von der SGG eingerichtete Stiftung Pro Juventute schuf dazu 1926 das sogenannte Hilfswerk «Kinder der Landstrasse». Bundesrat Häberlin schrieb im Geleitwort zur Gründung, dass es darum gehe, «das Vagantenübel an der Wurzel zu bekämpfen», weil «grosse Vagantenfamilien einen dunklen Fleck in unserem auf seine Kulturordnung so stolzen Schweizerlande» bildeten. Leiter und ideologischer Kopf des Hilfswerks war der Gymnasiallehrer Dr. Alfred Siegfried. Die nichtsesshafte Lebensweise der Fahrenden war für Siegfried nicht nur ein Kennzeichen der gleichwertigen Kultur einer ethnischen Minderheit, sondern eine gefährliche Eigenschaft, die es auszumerzen galt. Noch 1962 schrieb Siegfried in der Schrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der Pro Juventute allen Ernstes: «Die Vagantität wird, wie gewisse besonders gefährliche Erbkrankheiten, in der Hauptsache durch Frauen weitergegeben. Ganze Stämme lassen sich auf eine Stammutter zurückführen».⁷

Mindestens 619 Kinder wurden widerrechtlich zwischen 1926 und 1973 ihren Eltern geraubt und in Heimen und in bäuerlichen Pflegefamilien untergebracht. Kontakte zu Eltern und Verwandten wurden unterbunden. Die als Kinder Fremdplazierten erhielten keine Auskünfte darüber, ob und wo ihre Eltern und Geschwister lebten. Das Ziel war die «Entvölkerung der Landstrasse».⁸

Erst 1973, nach Veröffentlichungen im «Beobachter», den Aktivitäten des Schriftstellers Sergius Golowin und vor allem unter dem Druck des erstarkten Selbstbewusstseins der Fahrenden selber, stellt das «Hilfswerk» seine unselige Tätigkeit ein.

Siegfried war ein ganz «normaler» Fürsorger, der in der Öffentlichkeit zu seinen Auffassungen stand und sich auch breiter Zustimmung zu seiner Domestizierungsarbeit sicher sein konnte. Er war der Überzeugung, abgesicherten, an Universitäten gelehrt wissenschaftlichen Erkenntnissen zum praktischen Durchbruch zu verhelfen und konnte daher seine gewalttätige Fürsorge bis zum Schluss als «Hilfe» an seinen Opfern verstehen.

Die Aufarbeitung des skandalösen Hilfswerkes geriet zu einem Lehrstück schweizerischer Politik. Auch nach 1973 wurde den Betroffenen das Akteneinsichtsrecht verwehrt und der Skandal heruntergespielt. Erst als mit dem Boykott des Verkaufes von Pro Juventute-Marken 1985 eine wichtige Finanzierungsquelle der Stiftung auszufallen drohte, bedauerte Alt-Bundesrat Friedrich und Stiftungspräsident der Pro Juventute die begangenen «Fehler», welche er aber mit dem «Zeitgeist» erklärt wissen wollte. Zu einer Entschuldigung konnte sich Friedrich allerdings nicht durchringen. Seine Begründung ist seither zum geflügelten Wort geworden: «Eine Stiftung ist eine Fiktion, sie hat kein Bewusstsein». Erst 15 Jahre nach Auflösung des Hilfswerkes entschuldigte sich Bundesrat Egli für das begangene Unrecht. Die materielle Entschädigung der Opfer fiel ähnlich beschämend aus. Insgesamt wurden 1993 11 Millionen Franken ausbezahlt, in den schwersten Fällen schäbige 20'000 Franken pro Opfer.

9. Eugenische Bevölkerungspolitik

Quantitative und qualitative Bevölkerungspolitik war ein zentrales Anliegen der Rassenhygieniker. Der Direktor des Eidgenössischen Statistischen Amtes Carl Brüscheweiler malte schon 1934 das Schreckensgespenst der Überalterung an die Wand: «Ganze Rekrutenbataillone bleiben aus. Und der Auszug verliert an Regimentern ... Schulstuben verwan-

deln sich in Pfrundstuben». 1960 werde die Schweiz weniger Einwohner zählen als 1934.⁹ Der katholisch-konservative Bundesrat Philipp Etter, selber stolzer Vater von acht Kindern, beschwor in einer Rede 1938 allen Ernstes «die Anfeuerung der Zeugungskraft».¹⁰

Noch mehr als der quantitative Rückgang der Bevölkerung erschreckte die Rassenhygieniker, dass aus ihrer Sicht gerade die falschen Bevölkerungsschichten ihre Geburtenzahl einschränkten. Der in dieser Frage besonders aktive Basler Schularzt und Sekretär der internationalen eugenischen Vereinigung, Privatdozent Dr. med. Carl Brugger, formulierte diese von vielen geteilte Sorge 1936 in der Zeitschrift «Gesundheit und Wohlfahrt»:

Die gesunden und geistig hochstehenden Bevölkerungsschichten weisen seit einer Reihe von Jahren gerade die niedrigsten Nachkommenszahlen auf ... Eine zur Bestanderhaltung genügende Fortpflanzung findet nur in den eugenisch unerwünschten Familien statt ... Durch die gesteigerte fürsorgerische Betreuung der Erbkranken wird ihre jetzt schon überdurchschnittlich grosse Vermehrung noch erleichtert, so dass es zu einer stets fortschreitenden geistigen Verarmung des Volksganzen kommen muss. Eugenische Massnahmen sind deshalb unbedingt notwendig geworden.¹¹

Die Schweizerische katholische Volkspartei SKVP (Vorläuferin der CVP) reichte 1942 eine Verfassungsinitiative zur Förderung der Familie ein. Der mit der Ausarbeitung des Berichts beauftragte Direktor des Bundesamtes für Sozialversicherung Arnold Saxer nahm die Angelegenheit ernst und präsentierte nach Konsultationen zahlreicher Fachleute einen Bericht, der die Wünschbarkeit einer qualitativen Bevölkerungspolitik betonte. Die Schweizer Eugenik-Experten rechneten für 1944 mit bis zu 300'000 Erbgeschädigten und forderten im Bericht, die «Gründung ungesunder und

unerwünschter Familien» zu verhindern. Arnold Saxer und Bundesrat Stampfli, die beiden «Väter» der AHV, wollten 1945 dem Familienschutzartikel eine eugenische Begründung vorausschicken. Auch bei Familienschutzmassnahmen sollten eugenische Gesichtspunkte berücksichtigt werden und zum Beispiel bei Wohnhilfen und Familienzulagen erbkranken Familien nicht noch besonders geholfen werden.¹²

Bundesrat Stampfli bedauerte im Nationalrat, dass aus Rücksicht auf die verschiedenen politischen, religiösen und sozialen Auffassungen in der Schweiz auf einen expliziten eugenischen Auftrag in der Verfassung verzichtet werden musste.

10. Zwangssterilisation

Forel hat 1892 die erste Kastration einer jungen Frau durchführen lassen. Dies blieb kein Einzelfall. 1905 forderte die Jahresversammlung der schweizerischen Irrenärzte in Wil in einer Resolution, dass die Unfruchtbarmachung der Irren wünschenswert sei und der gesetzlichen Regelung bedürfe. Eine solche gesetzliche Regelung kam einzig 1928 im Kanton Waadt zustande, doch wurden in allen Kliniken Zwangssterilisationen an geistig Behinderten und psychisch Kranken durchgeführt. 1922 forderte der prominente BGB-Politiker Hauswirth nichts weniger als die Tötung von schwer Behinderten. Wörtlich begründete der spätere Stadtarzt von Bern seine Motivation: «Dann wäre da noch ein weiterer Ausweg. Man geht zur Tötung der unheilbar Geisteskranken und Idioten.» Hauswirths Ausführungen riefen weder in der Presse noch im Grossen Rat selber einen allgemeinen Sturm der Entrüstung hervor, sondern wurden als bedenkenswerte Anregungen ernsthaft diskutiert.¹³

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in psychiatrischen Kliniken weiter unter fragwürdigen Umständen sterilisiert und kastriert. 1978 kam es aus Anlass einer Sterilisation der psychiatrischen Klinik St. Urban zu einer heftigen öffentlichen Debatte.¹⁴

Eine Folge davon war die Publikation von Richtlinien der Schweizerischen Akademie der Wissenschaften zur Frage der Sterilisation. Zwischen 1960 und 1987 wurden in der psychiatrischen Klinik Basel noch fünf geistig behinderte Männer und eine Frau kastriert. Versties schon die Kastration der Männer gegen geltendes Recht, war die Entfernung der Eierstöcke anstatt einer Sterilisation bei der behinderten Frau auch aus medizinischer Sicht ein medizinischer Kunstfehler. Der verantwortliche Arzt wurde zwar von seinem Amt suspendiert, geniesst aber eine gute Pension. Strafrechtlich wurde er nicht zur Verantwortung gezogen.¹⁵

11. Kennzeichen der Eugenik vor 1945

Gefangen in biologistischen Dogmen interpretierten die Eugeniker die sozialen Probleme ihrer Zeit als biologische Degeneration. Nicht soziale und gesellschaftspolitische Lösungen für die «Soziale Frage» wurden angestrebt, sondern die biologistische Antwort der eugenischen Bevölkerungspolitik formuliert. Die Interessen und Rechte der Individuen hätten hinter die Interessen zukünftiger Generationen zurückzutreten, forderte die neue, eugenisch motivierte «Evolutionsethik». Mit Zwangsmassnahmen eines autoritären Staates sollten die geforderten Eheverbote und Zwangssterilisationen durchgesetzt werden. Nicht nur in Nazi-Deutschland, sondern auch in demokratischen Staaten konnte die eugenische Bewegung Erfolge verbuchen.

Zwangssterilisationsgesetze wurden in einzelnen Staaten der USA beschlossen. Das Einwanderungsgesetz der USA von 1924

diskriminierte aus eugenischen Gründen die Einwanderer aus Süd- und Osteuropa. Rassistische Traditionen fortsetzend wurden sie von den eugenischen Vätern des Einwanderungsgesetzes als minderwertig eingestuft.

Rassenhygienisches resp. eugenisches Gedankengut wurde an den Universitäten der Schweiz nicht von Aussenseitern vertreten, sondern war ein voll akzeptierter wissenschaftlicher Diskurs. Kritische Einwendungen wurden nur von einer kleinen Minderheit vorgebracht. Dass die praktische Umsetzung des rassenhygienischen Programms zum Glück nur in relativ geringem Umfang erfolgte, ist für die betroffenen Opfer kein Trost. Die Gründe dafür sind nicht im rassenhygienischen Diskurs an den Universitäten zu 477 finden, sondern in den politischen Verhältnissen, welche eine breitere Realisierung rassenhygienischer Postulate nicht zuließen.

12. Eugenik nach 1945

Die schweren Verbrechen der Nazis hatten die Eugenik in Verfall gebracht. Zudem hatten vor allem angelsächsische Populationsgenetiker vorgerechnet, dass mit den Massnahmen der alten Rassenhygiene (Sterilisationen, Eheverbote etc.) die angestrebte Reduktion der sogenannten genetischen Bürde («genetic load») in nützlicher Frist gar nicht erreichbar ist. Für die Träume der Genetiker war aber eine neue Basis entwickelt worden. Seit den dreissiger Jahren hatte eine physikalisch-chemisch ausgerichtete Avantgarde von Wissenschaftlern um Max Delbrück physikalisch-chemische Methoden in die Biologie eingeführt. Die neue Biologie sollte nicht bloss eine beschreibende und analytische, sondern eine konstruierende, technische Biologie werden (Konzept der «biologischen Ingenieurskunst»).

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm die Molekularbiologie eine explosive Entwicklung. In den fünfziger Jahren wird die Erbsub-

stanz DNS identifiziert und heute werden schon erste Versuche zur Genterapie unternommen.

Die Möglichkeiten pränataler Diagnostik sind in den letzten Jahren in beträchtlichem Mass ausgebaut worden. Dadurch ist ein beträchtlicher eugenischer Druck erzeugt worden. Allerdings nicht im Gewände der alten Eugenik mittels staatlichem Zwang. Es wird zu Recht davon ausgegangen, dass eine entsprechende selektive Mentalität bei Ärztinnen und Ärzten und bei zukünftigen Eltern weitverbreitet ist. Es ist heute zur sozialen Norm geworden, die Möglichkeiten pränataler Diagnostik zu nutzen. Soziale Erwartungen wirken faktisch als soziale Kontrollen.

Die «Qualitätskontrolle» des werdenden Lebens birgt die grosse Gefahr, dass die Toleranz gegen Abweichungen und «Defekte» abnimmt. Es droht die Verschlechterung der gesellschaftlichen Position Invaliden und ihrer Eltern.

Die Geschichte der Genetik ist auch die Geschichte der Utopien vom besseren Menschen und einer besseren Welt, von sozialem Fortschritt durch biologische Eingriffe in die Gesellschaft. Weit vor dem Beginn der Ära, welche der Manipulation der Vererbungsvorgänge endgültig zum Durchbruch verholfen hat, haben Spitzenvertreter des Faches von Gen-Katastern und Samenbanken, von der künstlichen Erzeugung und Anzucht menschlicher Embryonen im Reagenzglas und von der Herstellung neuer Lebewesen im Labor geträumt. Es waren und sind Träume von Männern vom Zugriff auf Gebärfähigkeit und Mutterschaft.

Die biologischen und medizinischen Erkenntnisse, auf die sich die Rassenhygieniker stützten, um ihre Utopie einer Welt ohne Leiden zu verwirklichen, sind heute weitgehend überholt. Der von den Rassenhygienikern vorangetriebene Prozess der Rationalisierung der Fortpflanzung hat aber gerade in den letzten Jahren eine neue Dynamik erhalten. Er wird neue Opfer fordern, weil er von seiner inneren Logik her einen gewalttätigen Charakter hat.

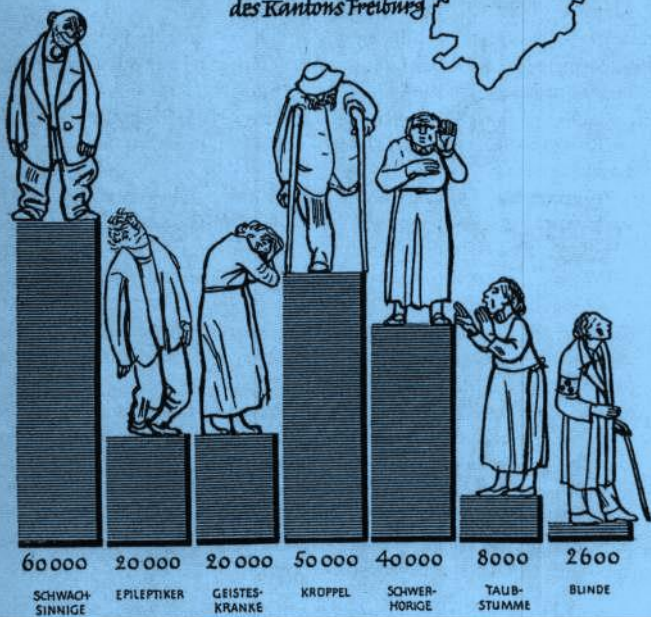
**ÜBERDURCHSCHNITTLICHE FORTPFLANZUNG
DER MINDERWERTIGEN**



*Die beiden Bilder stammen aus der Publikation von Dr. Werner Schmid:
«Jung-Schweizer! Jung-Schweizerinnen! Das Schicksal des Vaterlandes ruht
in Euch!» Rotapfel-Verlag, Erlenbach 1939, S. 44.*

DIE ANORMALEN

Die 150 000
erkrankten Anormalen entsprechen
zahlenmäßig
der Bevölkerung
des Kantons Freiburg



Anmerkungen

Zitiert nach «Weltwoche» 14.5.92.

- ² August Forel: Malthusianismus oder Eugenik. München 1910, S. 14.
- ³ August Forel: Die sexuelle Frage. München 1917, S. 444f.
- ⁴ Otto Schlaginhaufen: Anthropologia Helvetica. Zürich 1946, Vorwort.
- ⁵ A. Wild, Pfarrer: Was lehren uns unsere Fürsorgeanstalten, in «Natur und Mensch», Bern 1920, S. IIIf.
- ⁶ Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit: Jan./Feb. 1939, S. 209.
- ⁷ Alfred Siegfried: Kinder der Landstrasse, herausgegeben vom Zentralsekretariat Pro Juventute 1964.
- ⁸ Otto Binder: 25 Jahre Pro Juventute, Zürich 1937. Der Abschnitt über das «Hilfswerk» trägt den lapidaren Titel: «Pro Juventute entvölkert die Landstrasse».
- ⁹ Carl Brüscheiler: Strukturwandel der schweizerischen Bevölkerung. In: 481
Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft 70,1934.
- ¹⁰ Philipp Etter: Der Geburtenrückgang als nationales Problem. Bern 1938.
- ¹¹ Carl Brugger: Eugenik und Schule. In: «Gesundheit und Wohlfahrt», Heft 8,1936, S. 415.
- ¹² Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung zum Artikel 34 quinquies. Verfasser: Arnold Saxer, Direktor des Bundesamtes für Sozialversicherungen, Mitglied der FDP.
- ¹³ Hansjürg Zumstein: Die Diskussion über die Euthanasie in der deutschen Schweiz in den Zwanziger) ahren. Seminararbeit im Fach Geschichte an der Universität Bern bei Prof. B. Mesmei; 1985.
- ¹⁴ Alex Schwank: Zwangssterilisationen – ein düsteres Kapitel der Schweizer Geschichte. In: «Soziale Medizin», Basel, Juni 1990.
- ¹⁵ Alex Schwank: Der Kastrationsfall in der psychiatrischen Uniklinik Basel. In: «Soziale Medizin», September 1991.

Literatur

Matthias M. Weber: Ernst Rüdin, eine kritische Biographie. Berlin 1993.

Stephan Jay Gould: Der falsch vermessene Mensch. Frankfurt 1988.

Anna Bergmann: Die verhütete Sexualität. Hamburg 1992.

Robert N. Proctor: Racial Hygiene. London 1988.

Peter Weingart et al.: Rasse, Blut und Gene. Frankfurt 1988.

Christoph Keller: Der Schädelvermesser. Otto Schlaginhaufen, eine biographische Reportage. Zürich 1995.

482 Christian Mürner (Hrsg.): Ethik, Genetik, Behinderung. Kritische Beiträge aus der Schweiz. Luzern 1991.

Thomas Huonker: Fahrendes Volk – verfolgt und verfemt. Zürich 1987.

JÜRIG FRISCHKNECHT

Rechtsextremismus in der Schweiz

Da ich vermute, dass einige von Ihnen die Situation in Deutschland und anderen Nachbarländern besser kennen, weise ich vorweg auf wichtige Unterschiede hin:

Erstens: Wir haben es in der Schweiz mit einer rechtsradikalen Szene auf einem ungleich tieferen Niveau zu tun als in Deutschland. Der Organisationsgrad ist weit geringer und in letzter Zeit auch das Ausmass rassistischer Gewalt. Es gibt auch weniger Seilschaften alter Nazis oder Frontisten, wie sie in der Schweiz hiessen. Zudem fehlt hier das dichte Netz von Publikationen und von Buchverlagen, das in Deutschland präsent ist.

Zweitens: Im Unterschied zu Deutschland und zu Frankreich existiert in der Schweiz keine intellektuelle Neue Rechte, die diskursfähig ist und in der Lage, offensiv in die öffentliche Diskussion einzugreifen und Themen zu setzen.

Das hat drittens eine methodische Konsequenz. In der Schweiz ist das Feld für empirische Studien zu klein. Was ich darlege, stützt sich weitgehend auf persönliche Beobachtungen. Bei meiner journalistischen Arbeit habe ich viele Einzelpersonen kennengelernt: bei Gesprächen und Auseinandersetzungen, aber auch in Gerichtsverhandlungen, wo einiges über Lebensläufe zu erfahren ist.

Meinen Überblick über den Rechtsextremismus in der Schweiz beginne ich bei 1945, werde mich indessen nicht

lange in der Vergangenheit aufhalten, sondern das Schwergewicht auf die letzten sechs Jahre legen. Ich unterscheide vier Perioden:

- Die Jahre nach 1945 brachten dieser Szene einen Winterschlaf.
- In den 70er Jahren setzten erste Gehversuche eines Neonazismus ein.
- 1988 bis 1991 erlebte die Schweiz einen Kleinen Frontenfrühling, ein Coming-out dieser Szene.

Die Jahre seit 1993 sind geprägt von der Auseinandersetzung um das Antirassismus-Gesetz (ARG), über das im September 1994 abgestimmt wurde.

Auch hier in der Schweiz war nach 1945 weg vom Fenster, wer weiterhin offen als Nazi oder Frontist auftrat. Die meisten Aktivisten aus dem Frontenfrühling von 1933/35 hatten sich längst arrangiert. Viele haben später Karrieren gemacht, sind Professoren geworden, auch an Zürcher Hochschulen, oder Brigadier in der Schweizer Armee, oder sie haben wichtige Positionen in der Justiz und in der Wirtschaft eingenommen. Jene hingegen, die auch nach 1945 bei ihrer Ideologie blieben, waren öffentlich abgeschrieben. Und die «Anpasser», etwa die «Zweihundert», die 1940 die berühmte «Eingabe» einbrachten, wurden nach dem Krieg als Sündenböcke der Nation an den Pranger gestellt – auch stellvertretend für andere, die damit aus dem Blickfeld verschwanden.

Es gab nach 1945 praktisch keine Versuche von Nationalsozialisten, politisch neu Fuss zu fassen. Zwei Ausnahmen bestätigen die Regel. In Winterthur hat eine nazistische Gruppierung 1946 an den Wahlen teilgenommen. Und der Lausanner Gaston-Armand Amaudruz ist als Einzelperson seit 1945 kontinuierlich präsent. Er war und ist eine wichtige Scharnierfigur der europäischen Faschisten. Zusammen mit den erwähnten Winterthurern hat er 1951 in Zürich die «Europäische Neu-Ordnung» gegründet – eine der faschistischen Internationalen.

Etwas intensiver waren Versuche, wenigstens publizistisch zu überwindern. Zwei Beispiele:

Erstaunlicherweise wenig bekannt ist, welche Eisbrecherrolle James Schwarzenbach mit seinem Zürcher Thomas-Verlag gespielt hat. Schwarzenbach hat 1948 den ersten deutschen Frontroman – einen Roman, der den Ostfeldzug der Wehrmacht verherrlichte – verlegt, «Der grosse Rausch» von Erich Kern. Kern wurde später eine der zentralen Figuren in der neonazistischen Publizistik Deutschlands. 1952 hat Schwarzenbach ein antisemitisches Machwerk von Douglas Reed («Der grosse Plan der Anonymen») selbst aus dem Englischen übersetzt und ebenfalls im Thomas-Verlag herausgebracht. Das Buch verbreitete unter anderem die längst widerlegten Märchen über die «Protokolle der Weisen von Zion». Beide Bücher wurden später in deutschen Neonaziverlagen verlegt, «Der grosse Rausch» in über einem Dutzend Auflagen. 1970, als Bedarf vorhanden gewesen wäre für Informationen über Schwarzenbach, spielten diese braunen Tupfer in seiner Biographie praktisch keine Rolle. 485

In Zürich gab der bekannte Frontist Werner Meyer ab 1947 die Zeitschrift «Der Turmwart» heraus, die einen prominenten Leitartikler hatte: den alten Gustav Däniker, damals ein gesellschaftlich Ausgestossener. Bemerkenswert ist, dass der «Turmwart» 1953 praktisch in den gleichen Monaten aufgab wie die «Nation», die wichtigste antifaschistische Wochenzeitung der Schweiz, die jetzt wieder ins Bewusstsein rückt dank Erich Schmid's Film über Peter Surava, den Macher der «Nation». Sowohl Meyers Versuch, mit dem «Turmwart» eine Renaissance des frontistischen Denkens einzuleiten, wie das erfolgreiche antifaschistische Blatt aus den Kriegs]ahren waren obsolet geworden, fanden in der neuen bipolaren Ost-West-Welt keinen Platz mehr.

Wenn man den Beginn des Neonazismus in der Schweiz datieren möchte, so müsste man wohl den Januar 1971 wählen. Damals wurde im «Sternen» in Zürich-Oerlikon die «Europaburschenschaft

Arminia» gegründet mit dem 1994 verstorbenen Zürcher Psychiater Heinz Manz an der Spitze. Tatsächlich pflegte diese Gruppierung die Bräuche einer Studentenverbindung. Aber vor allem war es eine Vereinigung von alten und neuen Nazis, die das Konzept des persönlichen Netzes verfolgte. Es wäre verharmlosend, die «Arminia» nur als Sauklub unverbesserlicher Nostalgiker abzutun.

Aus dieser «Arminia» heraus entstand 1974 die erste politische Neonazi-Organisation, die «Nationale Basis Schweiz», mit Gerd Zikeli an der Spitze, damals noch Pfarrer in Stallikon, der nachts manchmal nach Zürich kam, um ein paar Sprays zu plazieren. Er wechselte später nach St. Gallen. Mit dem Erscheinen der «Unheimlichen Patrioten» wurde bekannt, dass er zwei Schreibmaschinen hatte, eine für die Predigt und eine fürs Organ dieser «Nationalen Basis Schweiz». In jenen Jahren agierte diese Szene hinter den Kulissen, zumindest in der Schweiz. Öffentlich trat man allenfalls «daheim im Reich», bei einschlägigen Veranstaltungen, auf. Die «Nationale Basis» hatte einen prominenten Mitgründer, auch wenn er es nicht gerne hört. Rudolf Keller, inzwischen Präsident der Schweizer Demokraten, war 1974 bei der Gründungsversammlung im Bahnhofbuffet Zürich aktiv beteiligt.

In den 80er Jahren fielen erste Jungnazigruppen auf, die «Kameradschaft Adlerhorst» in Zürich, die «Rechte Freiheit» in Schaffhausen, die «Neue Nationale Front» (NNF) im Aargau. Diese Gruppen haben ansatzweise versucht, in Flugblättern und in Zeitschriften ein Programm, eine geschlossene Ideologie, zu entwickeln, insbesondere die Aargauer Gruppe, die sich in einer internen Schulungsbroschüre «Harus» in die direkte Nachfolge der «Nationalen Front» der 30er Jahre stellte. Bei der Nationalratswahl 1987 scheiterte im Kanton Aargau eine Listenverbindung mit der Nationalen Aktion nur deshalb, weil sich in den Reihen der NNF für eine volle Liste zu wenig 20jährige fanden.

Eine Art Wende brachten die Jahre 1988/89. Der neonazistischen Szene schien die Zeit reif für ein Coming-out. «Schweiz wir kommen», stand als Losung im «Nordwind», der Zeitschrift des schweizerischen Ablegers der «Wikingjugend», also der Nachfolgeorganisation der Hitlerjugend (in Deutschland ist sie inzwischen verboten worden). «Schweiz wir kommen» zeigte das neue Selbstbewusstsein dieser Szene: Jetzt ist unsere Stunde, jetzt treten wir an die Öffentlichkeit, jetzt können wir parteiähnliche Gruppen aufbauen.

Wer diesen Kleinen Frontenfrühling datieren möchte: Im August 1989 fand in Luzern die erste öffentliche Kundgebung der braunen Szene seit dem Zweiten Weltkrieg statt. Geplant war eine Demonstration vor dem Löwendenkmal. Da der Tourismus in Luzern wichtig ist, wurde sie von der Polizei ein paar hundert Meter verschoben. Demonstriert haben die neuen Fröntier gegen 200 Jahre Französische Revolution, gegen Liberté, Egalité, Fraternité. Rundum in Europa wurde das Gegenteil begangen. Die militanten Rassisten zogen nicht zufällig zum Denkmal, das an jene Schweizer erinnert, die unnötigerweise ihr Leben liessen bei der Verteidigung einer überholten Ordnung. In den Augen dieser Rassisten hat mit der Losung Egalité das Übel der Rassenvermischung begonnen.

So wie die Frontisten der 30er Jahre die Judenfrage hochgeschaukelt haben, so versuchten diese neuen Fröntier die «Negerfrage», wie sie es nennen, zum Thema Nummer 1 zu machen, also die Zuwanderung von Nichtweissen. Dieses Bekenntnis zum Rassismus vereint die unterschiedlichsten Generationen und Figuren. Der gut 70jährige Amaudruz, ein bürgerlich aussehender Herr, vertritt mit seinen Bekenntnissen zur arischen Rassentheorie letztlich dasselbe wie ein junger Skin mit seinem Slogan «White Power». Unmissverständlich hat es die damalige «Patriotische Front» in ihrem Parteiprogramm als ersten Punkt formuliert: «Vorherrschaft der weissen Rasse».

Neu war die gute Vernetzung der Szene: über die Generationen hinweg, über die Sprachgrenzen, auch über die Landesgrenzen. Damals entstand südlich des Rheins eine Achse von Jungnazigruppen: in Winterthur eine «Neue Front – Eidgenössische Sozialisten» und als Abspaltung davon Gruppen in Bülach und Schaffhausen. Diese Gruppen orientierten sich an entsprechenden deutschen Organisationen, die in der Zwischenzeit alle verboten sind. Als urschweizerische Variante – «Horizont eigener helvetischer Bauchnabel» – entstand die «Patriotische Front», die vor allem ihres Grossmauls Marcel Strebel wegen bekannt wurde.

488

Diese Szene hatte und hat eine Dachorganisation, die wenig bekannt ist: die «Nationale Koordination». In jenen Jahren traf sie sich regelmässig in Fribourg im Café de l'Espérance an der Rue du Progrès. Das war eine Mischung aus Klassentreffen, ideologischer Schulung und Strategiedebatte. Schon in jenen Jahren war das Standardtraktandum das ARG, das «Maulkorbgesetz» oder «loi muselière». Die zentrale Figur in der «Nationalen Koordination» war und ist Amaudruz, der auch bei der Kundgebung in Luzern die Brandrede hielt: «Die Menschen sind nicht gleich.»

Auch während dieses Kleinen Frontenfrühlings war die Szene nicht sehr gross. Aber sie war grösser als je zuvor. Der harte Kern der Aktivisten machte schätzungsweise 50 bis 100 Leute aus. Dazu kamen wohl 500 bis 1'000 Sympathisierende, Leute, die auf Versandlisten standen oder zu Veranstaltungen kamen. Ich habe diese Szene ausführlich geschildert im Buch «Schweiz wir kommen».

Bezüglich der Lebenserwartung dieser neuformierten Szene habe ich mich getäuscht – wie diese selbst auch. Der Grund, weshalb der Kleine Frontenfrühling 1991/92 bereits zu Ende war, liegt bei der Gewalt, die von diesen Gruppen und ihrem Umfeld ausging. Entgegen den stetigen Beteuerungen, Gewalt abzulehnen, hat sich herausgestellt, dass die organisierte Szene massiv in die damalige Serie rassistisch motivierter Gewaltakte verwickelt war.

Soweit überhaupt Täter gefasst wurden, gehören sie nachweisbar überwiegend zu diesem organisierten Netz der neuen Fröntier und Rassisten. Man könnte einen entsprechenden Tour d'horizon durch all diese Gruppierungen machen. Ich beschränke mich auf ein Beispiel. Zwei führende Sprecher der Schaffhauser Jungnazi-gruppe «Nationalrevolutionäre Partei Schweiz» (NPS) waren die Haupttäter des Handgranatenanschlags in Winterthur vom Oktober 1990, der einem Kollegen der «Winterthurer AZ» galt. Einer der Täter war Leutnant der Infanterie, der zweite Schweizer Juniorenmeister im Judo. Die beiden wurden erwischt – und konnten im Ernst nicht am nächsten Samstag wieder in Schaffhausen Flugblätter verteilen und sagen, «wir sind eine seriöse Jungpartei und nehmen an den nächsten Wahlen teil». Der Umstand, dass Justiz und Polizei endlich einige Täter fassten und vor Gericht stellten, hat mitgeholfen, das Ende dieser Gruppen einzuleiten. Verschwunden sind die Gruppen, während wir einzelnen Personen wieder begegnen werden.

489

Bevor ich auf die aktuelle Situation eingehe, ist die Frage zu stellen, weshalb denn dieser Kleine Frontenfrühling ausgerechnet in den Jahren 1988/89 begonnen hat. Die gängigste Erklärung liest man immer wieder auf den kleinen, gelben Kiosklakaten: «Asylantenflut», «Asylantenschwemme». In vornehmeren Weltblättern heisst das «Masseneinwanderung». In meinen Augen hilft dieser Erklärungsansatz nicht weiter, ja er führt in die Irre. Ich räume ein, dass die Anwesenheit von Asylsuchenden, die sich in ihrer Hautfarbe unterscheiden, möglicherweise auslösend oder katalysierend wirkt. Die «Masseneinwanderung» ist jedoch nicht die kausale Ursache für die Zunahme des Rechtsextremismus, auch nicht für die Welle der rassistisch motivierten Gewalttaten, die in der Schweiz sieben Menschen mit dem Leben bezahlten.

Ein Phänomen hat selten nur eine Ursache. Aber eine Ursache für das Anwachsen des Rechtsextremismus möchte ich

besonders unterstreichen: die soziale Situation in der Schweiz. Wir sollten die Erklärung weniger bei den andern, bei den Fremden, suchen, als bei uns selbst. Die Schweiz gilt als das reichste oder auch zweitreichste Land der Welt (je nach Statistik). Das mag im Durchschnitt zutreffen. Etwas anders sieht es aus, wenn man ein Schirmbild dieser Gesellschaft versucht. In jenen Jahren begann die Arbeitslosigkeit ins Gewicht zu fallen. Schon damals hatten wir eine katastrophale Situation auf dem Wohnungsmarkt. Alte Leute, die nur von der AHV leben, haben schlicht zu wenig Geld. Wir haben auch in der Schweiz eine neue Armut, 10 bis 15 Prozent der Leute leben unter dem gesetzlich definierten Existenzminimum. Wir sind noch nicht eine Zweidrittels-Gesellschaft, aber bereits eine Neunzehntels-Gesellschaft. Und die Tendenz ist klar: weg vom Wohlfahrtsstaat und vom Anspruch, dass es allen gut gehen soll. Jetzt gilt wieder «freie Bahn dem Tüchtigen». Wer Pech hat, fällt halt durchs soziale Netz. Das ist die neue Realität. Man könnte sie mit wachsender sozialer Entfremdung umschreiben. Es geht nicht nur um die Personen, die davon bereits betroffen sind, sondern auch um jene, die zu Recht Angst haben und sich Sorgen machen, dass sie davon eingeholt werden könnten. Kurzum: Die Sozialpolitik müsste zur Diskussion stehen. Das hiesse Druck machen nach oben – gegenüber der Mehrheit im Parlament, die Gesetze macht oder eben nicht. Das Gegenteil passiert. Es wird nicht agiert, sondern reagiert und abregiert. Der Druck wird nach unten weitergegeben, an die Noch-Schwächeren, an die neuen Sündenböcke der Nation: «die Asylanten, die Asylanten, die Asylanten», denen man alles soziale Elend in die Schuhe schiebt. Als ob ich hier in Zürich schneller eine günstigere Wohnung fände, wenn wir von heute auf morgen alle Tamilen nach Hause schickten. Aber in den Köpfen dieser neuen Fröntier und Rassisten steckt diese Überzeugung – subjektiv. Und damit haben wir uns auseinanderzusetzen.

Ich versuche den angesprochenen Zusammenhang mit ein, zwei Zitaten zu illustrieren. Marcel Strebel hat in einem Leserbrief an den «Blick» sechs Folgen der in unserem Land «ausgebrochenen Asylkatastrophe» angeprangert: «1. Aggressivität, 2. Wohnungsnot, 3. Umweltzerstörung, 4. Gewalt und Verbrechen, 5. Zerstörung der Identität unseres Volkes, 6. Arbeitslosigkeit.» Im Sommer 1991, als in Thun Brandanschläge gegen zwei Asylunterkünfte verübt wurden, haben Einwohner vor laufender Fernsehkamera ihre Sympathie mit dem Tätern bekundet: «Diese Tamilen-Typen haben vom Staat 1'800 Franken und arbeiten nichts. Wir krampfen für die. Meine Grossmutter lebt mit ihrer AHV unter dem Existenzminimum und muss jeden Fünfliber umdrehen. Wir sollten uns zuerst einmal um die alten Leute kümmern und um all die, die zu wenig Geld haben in der Schweiz. Statt um jeden Tamilen, die ‚huere Tuble‘, die uns nur ausnehmen.» Im gleichen Herbst hat Marcel Strebel, also ein Mann, der die «Vorherrschaft der weissen Rasse» durchsetzen möchte, bei den Nationalratswahlen im Kanton Schwyz sechs Prozent der Stimmen gemacht. Am meisten Panaschierstimmen erhielt er von der Sozialdemokratischen Liste. Ich werte das als Indiz, dass die soziale Frage tatsächlich eine sehr wichtige Rolle spielt. Der «Tages-Anzeiger» hat sich in jener Schwyzer Gemeinde umgehört, die den höchsten Stimmenanteil für Strebel lieferte. Das war Vorderthal mit über 20 Prozent. Eine Frau sagte: «Vor allem Leute, die mit dem Existenzminimum auskommen müssen, empfinden die Asylbewerber, die im Dorf herumspazieren, als Provokation.»

Aufgrund meiner Kontakte halte ich solche Äusserungen für typisch. Ich bin selten einer «Fremdenfeindlichkeit pur», einem «Rassismus pur», begegnet: «Tamilen sind das allerletzte» usw. Sondern weit häufiger solchen Verknüpfungen mit der sozialen Frage. Die Leute drückt der Schuh, doch sie ärgern sich über einen Sündenbock, statt über jene, die für diese Politik verantwortlich sind.

Auch die Lebensläufe mancher Rechtsextremisten erklären einiges. Ich habe einen Film von Personen vor Augen, denen ich bei meiner journalistischen Arbeit begegnet bin – dem harten Kern dieser Szene. Oft sind es Deklassierte: sie stammen aus unerfreulichen Familienverhältnissen, hatten Mühe in der Schule, haben eine Lehre begonnen, aber nicht abgeschlossen, sind ohne feste Anstellung. Oft sind sie bevormundet, bereits vorbestraft oder gesundheitlich angeschlagen, beziehen eine Invalidenrente usw. Kurzum: Es geht ihnen schlecht, sehr schlecht. Aber sie klammern sich an einen Strohalm (man kann es auch auf ihren T-Shirts lesen): «Ich bin stolz, ein Schweizer zu sein.» Als ob ihnen das etwas nützen würde. Aber es hebt sie über den tamilischen Lehrer oder Ingenieur, der bei uns Zuflucht sucht. Eben haben wir den 700jährigen Spezialfall Schweiz zelebriert. Das hat diese Szene in ihrer Haltung, etwas ganz Besonderes zu sein, bekräftigt. Doch was ist mit dieser 700jährigen Schweiz in fünf oder in zehn Jahren? Zur angesprochenen materiellen Entfremdung kommt ein Identitätsverlust, eine kulturelle Entfremdung, die Verunsicherung über einen raschen sozialen Wandel auch.

In diesem Zusammenhang lohnt sich ein kurzer Seitenblick in die ehemalige DDR. Dort betrug der Ausländer- und Ausländerinnenanteil wenige Promille. Über das Ausmass an rechtsradikalen Umtrieben muss Leuten, die auch nur flüchtig die Medien verfolgen, nichts gesagt werden. Die Masseneinwanderung kann der Grund nicht sein. Wir haben in der Ex-DDR wohl nicht nur eine Zweidrittelsgesellschaft, sondern eine Fifty-Fifty-Gesellschaft – eine höchst unerfreuliche soziale Situation.

Wir kommen bei der Betrachtung der rechtsextremen Szene und der Gewalt, die von ihr ausgeht, nicht darum herum, den sozialen Hintergrund einer Gesellschaft miteinzubeziehen. Umgekehrt dürfen wir nicht dem Fehler verfallen, automatisch anzunehmen, je schlechter es einer Gesellschaft gehe, umso mehr Rechts

radikale gebe es. Das hängt auch von anderen Faktoren ab. Unter anderem von der politischen Situation.

Bisher habe ich von den «Standrechtlern» gesprochen, von Leuten, die sich anmassen, die «Vorherrschaft der weisen Rasse» gleich selbst durchzusetzen: mit Stahlruten, mit Molotowcocktails, mit Schrotflinten, mit brennenden Kreuzen, Steinwürfen, mit Standrecht eben.

Es gab in der gleichen Zeit auch die «Notrechtler» – nicht bei randständigen Splittergruppen, sondern mitten auf der schweizerischen Politbühne. Die Forderung nach Notrecht im Asylbereich war in den Jahren 1989-1991 der Kristallisationspunkt für alle asylpolitischen Hardliner. Die Forderung, zuerst von der «Aktion für eine neutrale und unabhängige Schweiz» (AUNS) und ihrem Präsidenten Christoph Blocher erhoben, wurde von anderen Gruppierungen übernommen. Notrecht hiesse einen Schritt weg von den demokratischen Gesetzgebungsmechanismen hin zu einer autoritäreren Ordnung: Es ist Ernstfall, Notfall, die Exekutive soll Notrecht erlassen können, am Parlament und am Volk vorbei. Wer solches fordert, dramatisiert die Situation – mit Absicht und mit Erfolg. Blocher, und damit meine ich das entsprechende politische Lager, hat mit dieser Politik grosse Wählergewinne erzielt.

493

Das Blocher-Lager hat von der Existenz der Rechtsextremisten mindestens in zweierlei Hinsicht profitiert:

Erstens ist es für einen rechtsbürgerlichen Politiker und potenten Unternehmer ausserordentlich bequem, wenn dauernd von «Asylanten, Asylanten, Asylanten» die Rede ist und nicht von der Sozialpolitik, von der Wohnungspolitik, von den Renten usw. Die Sündenböcke helfen abzulenken.

Zweitens hätte die Zürcher SVP nie in diesem demagogischen Ausmass auf Wähler- und Wählerinnenfang gehen können, wenn nicht rechts von ihr noch extremere Figuren vorhanden gewesen wären. Verglichen mit einem Strebel ist

die Zürcher SVP noch immer gemässigt. Obwohl sie mit einem Stil aufgetreten ist, den sich zuvor höchstens eine Nationale Aktion (heute Schweizer Demokraten) leistete. Christoph Blocher versuchte sich als Feuerwehrmann zu empfehlen. Seine Botschaft: Nur wenn wir jetzt Remedur schaffen und Notrecht einführen, können wir verhindern, dass wir wieder wie in den 20er Jahren faschistische Schlägertruppen haben. Er empfahl sich als Feuerwehrmann. In meinen Augen war er das Gegenteil: Brandstifter. Wer die Asylproblematik zur Schicksalsfrage Nummer 1 hochschau-kelt, ist mitverantwortlich dafür, wenn junge Leute meinen, sie müssten noch etwas rascher handeln als «die da oben in Bern» und Anschläge verüben – mitverantwortlich nicht im juristischen Sinne, aber politisch.

Die markigen Worte dieser Notrechtler haben die Standrechtler beflügelt. Wenn ich junge Fröntier gefragt habe «Gibt es auch Politiker, die ihr okay findet?», so kam als Antwort stets der selbe Name. Blocher wurde der Star der Rassisten. Amaudruz lobte ihn in seinem «Courier du Continent»: «Endlich ein Systempolitiker, dem die Augen aufgehen».

Soweit der Versuch einer Erklärung, weshalb es 1988/89 zum Kleinen Frontenfrühling kam. Doch wo sind dessen Exponenten geliehen?

Es gibt natürlich Aussteiger, die nichts mehr mit dieser Szene zu tun haben wollen. Mir sind vor allem zwei Ausstiegsmotive begegnet: die Kiste oder die Kiste. Es ist einerseits «Kiste» im Sinne von Knast: Gerichtsverfahren und drohende Strafen. Man überlegt sich, auf was man sich eingelassen hat, wie es weitergehen soll, etwa beruflich. Das war oft ein Motiv für den Ausstieg. Die andere «Kiste» ist die Beziehungskiste. Die wichtigste Funktion von Frauen – ich spreche weiterhin von der Schweiz, wo sich im Gegensatz zu Deutschland keine Frauensubkultur innerhalb des rechtsextremen Lagers herausbilden konnte – ist, dass sie ihre Freunde aus dieser Szene herausholen. Eine Frau, die an eine Be-

ziehung ernsthafte Ansprüche formuliert, stellt ihren Freund vor ein Entweder-Oder, weil beides nicht geht. Entweder bleibt er in seiner männerbündlerischen Clique, oder er entscheidet sich für die Beziehung. Etliche, die ich vor zehn Jahren interviewt habe, sitzen auch heute Abend vor dem Fernseher, trinken ein Bier und sind froh, wenn das Baby nicht allzu laut schreit.

Nur wenige sind in Parteien eingetreten: entweder in die «Ich-zuerst-Partei», die Freiheitspartei, oder in die «Schweiz-zuerst-Partei», die Schweizer Demokraten. Die Auto- und Asylpartei, heute Freiheitspartei, hatte stets einen europäischen Horizont (minus die Türkei, das war ihr rassistischer Vorbehalt). Die ehemaligen Jungnazis, die von einem neuen Grossdeutschland beziehungsweise einer neuen Nation Europa träumten, sind bei der Freiheitspartei gelandet. Roger Wüthrich aus Worblaufen, der von 1987 bis 1991 die schweizerische Wikingjugend aufgebaut hat, ist im Sommer 1993 Mitglied der Sektion Bern-Ittigen der Freiheitspartei geworden. Weitere Beispiele wären anzufügen. Etliche Skins und auch Patriotische Fröntier fanden bei den Schweizer Demokraten Anschluss. Diese Partei ist wieder offener für Rechtsextremisten. Wie in den Jahren vor 1987 sind auf ihrer Weste erneut braune Flecken auszumachen.

495

Zur aktuellen Situation: Die Auseinandersetzungen um das Antirassismus-Gesetz (ARG) haben in der rechtsextremen Szene – und in ihrem Umfeld – etliches bewegt; das ARG hat diese Szene neu aufgemischt. Unter anderem wurde ein Segment öffentlich, das bislang in diesem Umfang nicht aufgefallen war, nämlich ältere Semester. Das sind nicht mehr Jungnazis, die auf der Strasse oder vor Asylunterkünften Radau machten.

Heute gilt es drei Gruppen zu unterscheiden: erstens die Glatzen, also die Skinheads, zweitens die Auschwitz-Leugner und drittens ihr Umfeld, eine Art «Zwischengelände» zwischen Auschwitz-Leugnern und dem rechten Rand der bürgerlichen Parteien.

Bei den hiesigen Glatzen, den Skinheads, ist ein ähnliches soziales Milieu vertreten wie damals im Kleinen Frontenfrühling – sehr oft Deklassierte. Es gibt in der Schweiz vielleicht an einem Dutzend Orten kleine Szenen von Glatzen (sie nennen sich selbst so) mit je vielleicht zehn Leuten. Das macht insgesamt etwa 150 bis 200. Die Wortführer sind zum Teil aus den eben beschriebenen Jahren bekannt. Ein Beispiel: der Wortführer der Thurgauer Skins hat 1990 als Mitglied der «Patriotischen Front» einen Bombenanschlag auf eine Asylunterkunft in Weinfelden verübt und führt jetzt das grosse Wort in seiner Gruppe. Das Fussvolk allerdings ist jünger, es ist das Alterssegment zwischen Stimbruch und Stimmrecht. Die heutigen Skins sind fauler geworden, programmatisch fauler. Sie arbeiten nicht mehr nächtelang an Parteiprogrammen. Aber sie sind nichtsdestotrotz militant rassistisch. Das zeigen auch ihre internen Zeitschriften: etwa der «Totenschläger» oder der «Totenkopf». Da werden locker Tamilenjagden beschrieben. Oder es wird ein deutscher Kamerad interviewt, der einen Brandanschlag verübt und vier Menschenleben auf dem Gewissen hat – aber das waren ja nur drei Ausländer und ein deutscher Kommunist. Man gibt die Knastadresse an, damit man ihm Briefe schreiben kann. Und der Täter darf seine Sprüche für ein weisses Europa los werden. Die Ideologie ist eindeutig, obwohl diese Gruppen nicht mehr im Sinne eines Parteaufbaus politische Arbeit leisten. Diese neue Generation von Skingruppen ist nachweisbar wieder in Gewalttaten verwickelt. Abgebrochen ist hingegen der Kontakt zur «Nationalen Koordination», wenigstens in der Deutschschweiz.

Wichtiger und in dieser Erscheinungsform neu ist die Szene der Auschwitz-Leugner. Zwar sind solche schon seit Langem aktiv. Der Winterthurer Jurist Max Wahl stellte seinen «Eidgenoss» seit Jahren in den Dienst der Agitation gegen «die Auschwitzlüge». Und Amaidruz inserierte immer wieder in deutschen Naziblättern: «Bei uns gibt es keine verbotenen Bücher.» Aber neu ist, dass sich

diese Einzelfiguren vernetzt haben, inzwischen als eigenständige Mini-Szene auftreten. Im Juli 1993 haben sich im Hotel Bern, dem ehemaligen Volkshaus, immerhin rund 70 Personen getroffen zu einem Vortrag des französischen Revisionisten Robert Faurisson. Roger Wüthrich, der seinerzeit die Schweizer «Wiking-Jugend» leitete, stellte die einladende «Gemeinschaft Avalon» vor. Da es ein internes Video von dieser Veranstaltung gibt, ist Wüthrichs Begrüssung zitierbar: «Avalon ist in der Mythologie eine Insel, auf die sich die Kräfte des Guten zurückgezogen haben nach einem verheerenden Krieg, nach einer grossen Niederlage. Und auf dieser Insel bleiben sie so lange, bis eine bessere Welt kommen wird und sie mit ihrem Geist diese Neue Welt beglücken werden. Und so ähnlich geht es uns auch. Wir dürfen über das, was wir jetzt hören werden, nicht öffentlich sprechen. Und müssen uns deshalb auf eine Art Insel zurückziehen.»

497

Das ist ein deutlich anderer Ton als ein paar Jahre vorher der Slogan «Schweiz wir kommen», der in Wüthrichs «Nordwind» stand. «Avalon» ist eine Art Ableger der bekannten deutschen Gruppierung «Thule-Seminar», eine Vertreterin der Neuen Rechten. Die Vordenker vom Thule, etwa Alain de Benoist oder Pierre Krebs, berufen sich explizit auf den kommunistischen Theoretiker Antonio Gramsci und auf dessen Theorie der kulturellen Hegemonie. Vereinfacht gesagt: Es genügt nicht, einen politischen Kampf zu führen, eine Mehrheit zu erreichen im Parlament, man muss auch die Köpfe der Leute gewinnen, die kulturellen Themen definieren. Diese Neorechten arbeiten im Moment nicht am Aufbau einer starken, parteiähnlichen Gruppierung. Sie fördern die geistige Schulung und führen einen Kampf um (vereinzelte) Köpfe.

Ein wichtiges Feld dieser Auseinandersetzung ist der sogenannte Geschichtsrevisionismus, in seiner zugespitzten Form die Agitation gegen «die Auschwitzlüge». Diese Kräfte versuchen die Grenze dessen, was man öffentlich sagen kann, ste-

tig nach rechts zu verschieben, weil sie nationalsozialistische Ideologie wieder salonfähig machen wollen. Wer die braune Ideologie reetablieren möchte, stösst auf ein grosses Hindernis: die Erinnerung an Auschwitz, das Wissen um den Holocaust, den der Nationalsozialismus zu verantworten hat. Also muss dieses Hindernis weggelogen werden. Das ist die politische Funktion des sogenannten Revisionismus, was auch immer an individuellen Motiven mitspielen mag. Diese Leute möchten aus den damaligen Tätern, den Tätern des Dritten Reichs, Opfer machen, Opfer einer Geschichtslüge. Und sie haben auch gleich wieder neue Täter auf dem Präsentierteller: die Juden, die schuld sind an dieser «Geschichtslüge». Der Revisionismus ist die Speerspitze eines neuen Antisemitismus.

Die in der Schweiz agierenden Holocaust-Leugner sind bislang ein desparates Häufchen von oft sektiererisch-missionarisch auftretenden Leuten, die mit ihren Traktaten die historische Tatsache des Holocaust leugnen. Einige von ihnen haben sich in der «Arbeitsgemeinschaft zur Enttabuisierung der Zeitgeschichte» (AEZ) zusammengeschlossen. Dieser Zirkel hat 1994 an Tausende von Adressen aus dem Hochschulbereich ein Pamphlet verschickt und darin geschrieben, es habe «Gaskammern höchstens zur Vernichtung von Läusen gegeben». Das ist die Tonlage. In dieser Szene fallen neuerdings auch einige Akademiker auf (ich verwende nicht den Begriff Intellektuelle). Neu ist auch, dass Geld vorhanden ist. Die Frage wird ja oft gestellt: Woher haben diese Leute denn das Geld? Bisher konnte man antworten: Es ist gar nicht viel Geld im Spiel. Das ändert sich. Die Auschwitz-Leugner haben für Publikationen und insbesondere für die Prozesse, die sie anzetteln, offensichtlich eine grössere Schatulle. Allein die aktuellen Prozessspesen in Deutschland und in der Schweiz belaufen sich auf schätzungsweise 100'000 Franken.

Anders als die schweizerische Öffentlichkeit beschäftigten sich die Revisionisten seit Jahren mit dem ARG und mit der Frage, wie

es abzuwenden sei. Mit gutem Grund. Weil ja der inzwischen angenommene neue Strafgesetzentwurf ihre Narrenfreiheit – ihre Schmarrenfreiheit – beendet, die sie hier genossen. Was sie in der Schweiz bis Ende 1994 problemlos verbreiten konnten, war in den umliegenden Ländern seit Langem strafbar. Die Auschwitz-Leugner wussten, dass sie allein zu schwach waren, um gegen das ARG anzutreten.

Sie fanden Komplizen: das Duo Emil Rahm und Walter Fischbacher, zwei Rechtsaussen mit dem Mitgliedbuch einer bürgerlichen Partei. Ein Komitee um diese beiden Einzelgänger ergriff das Referendum gegen das ARG. Komiteepäsident Walter Fischbacher ist ein aggressiver, offener Antisemit. Emil Rahm, der eigentliche Motor des Komitees, praktiziert seit Jahren eine feige Methode. Er hält sich mit eigenen Aussagen zurück und schneidet stattdessen Artikel aus und faksimiliert sie in seiner «Memopress». Und er verbreitet entsprechende Bücher. Besonders gern verbreitet Rahm Artikel der deutschen Monatszeitschrift «Code», in der Fischbacher wiederholt Artikel veröffentlichte. Der deutsche Verfassungsschutz urteilte in den letzten vier Jahresberichten in der Rubrik «rechtsextreme Publikationen» wie folgt über «Code»: «Code unterstützt Thesen, dass die Vergasungen im Konzentrationslager Auschwitz in Wirklichkeit niemals stattgefunden hätten. Code rechtfertigt den Überfall auf Polen, leugnet die deutsche Kriegsschuld und rechtfertigt gewalttätige Übergriffe gegen Ausländer.» Diese Zeitschrift ist das Referenzblatt des Duos Rahm/Fischbacher.

Beim Referendum gegen das ARG arbeitete Rahm selbst mit Amaudruz aktiv zusammen. Der Altfaschist wurde bei internen Komiteesitzungen nicht etwa vor die Türe gestellt, sondern er durfte mitdiskutieren. Im unmittelbaren Vorfeld der ARG-Abstimmung sagte Emil Rahm gegenüber dem Fernsehsender 3SAT: «Wir wollen die Rassen erhalten und nicht eine Mischung machen.» Die deutlichste Abrechnung mit Rahm hat Klaus Urner in der NZZ publiziert, leider erst

eine Woche vor dem Urnengang. Urner wies vor allem auf die Bücher hin, die Rahm vertreibt, unter anderem ein Buch, das die These verbreitet, die internationale jüdische Hochfinanz habe Hitler deshalb finanziert und an die Macht gebracht, um über den Holocaust – mit dem Bauernopfer einiger Millionen Toter – der internationalen Staatenwelt die Gründung des Staates Israel abzutrotzen. Eine unerhört infame These. Wer im Januar 1995 – nach Inkrafttreten des ARG – bei Emil Rahm dieses Buch bestellte, erhielt zur Antwort: «Das Buch führe ich nicht mehr. Ich hatte keine Zeit, mich im Detail damit zu befassen.»

500

Das Komitee Rahm/Fischbacher hätte das Referendum allein nicht zustande gebracht, es blieb bei 47'000 Unterschriften stecken. In letzter Minute formierte Herbert Meier ein Rettungskomitee. Meier ist Verleger des «Abendland», der SSZ und der «Schweizerischen Katholischen Wochenzeitung». Nicht bei den Rechtsextremisten, aber in der Rechtsausen-Szene ist Meier eine wichtige Scharnierfigur, auch in Organisationen wie «Ja zum Leben». In seinem Rettungskomitee versammelte Meier versprengte «Unheimliche Patrioten», Leute, die sich in der Schwangerschaftsfrage engagierten und – kaum beachtet – einen bekannten Exponenten des rechtslastigen, rechte Gruppierungen unterwandernden VPM. Ein Hausjurist und Sprecher des Vereins zur Förderung der Psychologischen Menschenkenntnis sass in Meiers Komitee. Es ist davon auszugehen, dass der VPM ein Interesse an diesem Referendum hatte und mithilfe, die 50'000 Unterschriften zusammenzubringen.

Das Referendum kam zustande, aber immerhin nicht ein Nein zum ARG. Der schlimmste Fall blieb uns erspart, es trat am 25. September 1994 nur der zweitschlimmste ein. Die schwachen 55 Prozent Ja waren ein schwarzer Tag für die Idee der Menschenrechte, für die Idee, dass mit Minderheiten sorgfältig umzugehen ist. Es war ein schwarzer Tag für die Losungen Liberté, Egalité, Solidarité. Es gab auch Lichtblicke, so der Kanton, der das dritt-

beste Resultat lieferte.

Nach Genf mit 66 Prozent Ja, Basel-Stadt mit 64, aber noch vor dem Jura mit 61,5, lag an dritter Stelle mit 62 Prozent der multikulturellste Kanton der Schweiz: Graubünden, ein mehrsprachiger Kanton, in dem die Bevölkerung gelernt hat, miteinander behutsam umzugehen, wo mit Minderheiten ein Modus vivendi gefunden wurde, wo man einander leben lässt. Die Schweiz ist nicht eine andere, weil wir das Ja zum ARG knapp geschafft haben. Hingegen wäre die Schweiz nach einem Nein eine andere gewesen.

Seit dem 1. Januar 1995 ist das Gesetz in Kraft. Es wird auch in der Schweiz Verfahren geben gegen Leute, die «die Auschwitzlüge» verbreiten, die öffentlich zu Rassenhass aufrufen oder die öffentliche Dienstleistungen aus rassistischen Motiven verweigern. Der Artikel 261 bis mit dem Randvermerk Rassendiskriminierung hat bereits präventiv gewirkt. Wahl hat seinen «Eidgenoss» eingestellt, Rahm säuberte sein Buchsortiment. Das bleiben wohl eher Ausnahmen. Die Regel wird sein, dass die Auschwitz-Leugner weiterhin aggressiv auftreten und mit allen Mitteln versuchen, in ihrem Sinne eine Debatte anzuzetteln – so, wie sie es bereits bisher versucht haben. Sie werden auch versuchen, Gerichtssäle zu Foren für ihre Ideen zu machen. Diese Strategie würde indessen nur dann aufgehen, wenn sie in Hinterkrachigen ein Gericht fänden, das sich die Peinlichkeit leistete, ein Beweisverfahren zum Holocaust zu eröffnen. In Deutschland verweisen die Gerichte auf die erdrückenden historischen Fakten, auf das, was man weiss zum Holocaust. Es gibt auch in der Schweiz erste Urteile, die so argumentieren.

Die Auseinandersetzungen um das ARG haben die politische Landschaft der Schweiz verändert:

1. Wir haben es in der Schweiz mit einem neuen Antisemitismus zu tun. Jahrelang war dieser – verglichen mit den Attacken auf Nicht-Weisse – von untergeordneter Bedeutung. Das hat sich geändert. 50 Jahre nach 1945 ist auch

im Land, das den Judenstempel zu verantworten hat, Antisemitismus wieder da. Jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger werden anonym belästigt und jüdische Friedhöfe geschändet. Und es gibt auch offen auftretende Antisemiten wie Fischbacher. Die Äusserungen dieses Arztes sind schlimm genug. Noch gravierender ist, dass ein schweizerischer Parteipräsident diesen Fall als Bagatelle abtut und hinterher jene, die gegenüber Antisemitismus sensibler sind als er, als «linke Tugendterroristen» beschimpft. So kann nur jemand urteilen, der kein Geschichtsbewusstsein hat, der sich zu wenig auseinandergesetzt hat mit unserer Vergangenheit.

502

2. Das schmale Spektrum der Auschwitz-Leugner und deren Wasserträger ist beinahe referendumsfähig. Das ist neu. Aber es ist auch neu, dass in Italien wieder Faschisten in der Regierung sitzen.
3. Erstmals seit 1991 war der Reaktionäre Block gespalten. Ich bezeichne als Reaktionären Block jenen Teil des Bürgertums, der sich spätestens mit den Wahlen von 1991 ausdifferenziert hat, abgetrennt vom klassischen Bürgerblock: der Blocher-Flügel der SVP, die Freiheitspartei, die Schweizer Demokraten, mit gewissen Vorbehalten auch die Lega dei Ticinesi. Dieser Reaktionäre Block, der sich hinter dem gemeinsamen Leithammel Christoph Blocher sammelt, war in den letzten Jahren der Pushfaktor (und gleichzeitig der Bremsfaktor) in der schweizerischen Innenpolitik. Dieses informelle rechtspopulistische Bündnis hat die EWR-Abstimmung gewonnen und die Abstimmung über die UNO-Blauhehne. Beim ARG trat es zum erstenmal nicht gemeinsam an. Der Faktor Blocher und damit auch AUNS waren in dieser Frage neutralisiert. Die Freiheitspartei ihrerseits nutzte die Gelegenheit, emanzipierte sich vom «Übervater» Blocher und schlug sich ins Nein-Lager. Blochers Abseitsstehen ist sehr wohl registriert worden von all denen, die (übertrieben) grosse

Hoffnungen gesetzt hatten in diesen «Führer der nationalen Opposition». Der enttäuschte Amaudruz schrieb hinterher einen Leitartikel über die «question Blocher». Wahl geiferte im «Eidgenoss» gegen den «Judensöldling Blocher».

4. Innerhalb des Reaktionären Blocks ist ein Hegemoniekampf eröffnet: zwischen dem Pol Blocher und dem Pol Freiheitspartei. Zu vermuten ist, dass der rechte SVP-Flügel solange als möglich den Hochseilakt durchzuziehen versucht, sowohl Regierungs- wie Oppositionspartei zu sein, auch wenn sich Blocher immer mehr Richtung Opposition bewegt. Aber Mitzuregieren hat ja auch seine Vorteile. Die Freiheitspartei, von Exekutivmandaten praktisch unbelastet, wird versuchen, die Führungsrolle im rechtspopulistischen Lager an sich zu ziehen. Beim letzten Parteitag hat es der neue Parteipräsident Roland Borer deutlich genug formuliert. Er hat gesagt: «Mein Ziel ist es, die Freiheitspartei zu dem zu machen, was die Freiheitlichen in Österreich sind.» Das ist eine klare Messlatte bezüglich der Wählerprozente. Vor allem aber ist es der Anspruch, die oppositionelle Führungsrolle zu übernehmen, die in Österreich Haider innehat.

503

Reden wir auch noch von uns. Was sollten wir tun? Ich beschränke mich auf wenige Punkte:

Erstens: Die Auschwitz-Leugner unterstellen uns, den Holocaust zu tabuisieren. Im Gegenteil. Wir sollten uns immer wieder damit beschäftigen, wohin der Nationalsozialismus führte. Nur: Um sich mit Auschwitz auseinanderzusetzen, braucht man nicht revisionistische Traktate zu lesen. Denn an fundierter Literatur fehlt es nicht. Dieses historisch gesicherte Wissen darf nicht vergessen gehen, muss auch den nächsten Generationen vermittelt werden. Ein Aber ist anzufügen: Es wäre fatal, den Nationalsozialismus zu reduzieren auf seine letzte Konsequenz. Ebenso wichtig ist es, wieder sensibler zu

werden dafür, wie der Faschismus begonnen hat und beginnt. Die Beschäftigung mit dem Holocaust hat ja auch etwas Bequemes: Weil es jenseits von allem ist, weit weg von uns, von der Schweiz, von der Gegenwart. Hingegen hat die Frage, wie «es» angefangen hat, sehr wohl auch mit unserer Geschichte zu tun – und mit der Gegenwart.

Zweitens: Wo immer Rassismus vorkommt, in dummen Witzen, bei Politikern, die ein Geschäft damit versuchen, aber auch bei Medien, die so ihre Auflagen pflegen – wo immer Rassismus vorkommt, sollten wir da sein. Nicht wegschauen, sondern Augen und Ohren öffnen, Farbe bekennen, die Stirn bieten. Das ist das Wichtigste. Gewalttaten werden dann zurückgehen, wenn wir eine andere öffentliche Meinung schaffen. Wenn die (potentiellen) Täter nicht mehr davon ausgehen können, sich wie Fische im Wasser zu bewegen, gedeckt zu sein durch einen Teil der öffentlichen Meinung. Wenn sie zur Kenntnis nehmen müssen, dass es keinen Resonanzboden mehr gibt für ihre rassistischen Taten. Das ist eine Aufgabe, die alle anpacken können, jetzt.

Drittens: Eine Debatte ist bislang vernachlässigt worden – nämlich jene über die Doppelrolle des Staates, der sowohl antirassistischer Akteur ist wie rassistischer Akteur. Mit dem Antirassismusgesetz, aber auch mit der laufenden Jugendkampagne gegen Rassismus, ist der Staat durchaus Verbündeter jener, die etwas gegen den Rassismus unternehmen wollen. Aber der gleiche Staat betreibt seit 1991 mit dem «Drei-Kreise-Modell» und erst recht mit den «Zwangsmassnahmen» eine tendenziell rassistische Politik. Das ist ja auch die Einschätzung des schweizerischen Bundesrates. Die Schweiz hat die UNO-Konvention gegen Rassendiskriminierung unter anderem mit dem Vorbehalt unterzeichnet, dass sie die Ausländer- und Ausländerinnenpolitik weiterhin autonom gestalten kann. Das ist das offizielle Eingeständnis, dass diese Politik die Anforderungen der Konvention (nicht rassendiskriminierend zu sein) nicht erfüllt. Diese Doppelrolle, dieses Janusgesicht des

schweizerischen Staates, gehört debattiert.

Wir sollten die antirassistischen Versprechen dieses Staates ernst nehmen, diese als Messlatte benützen und fordern, dass er die rassistische Politik in anderen Bereichen abbaut und so rasch wie möglich beendet.

Ein letzter Punkt: Zu warnen ist vor der Sackgasse Antirassismus. Rassistische Phänomene sind stets Symptome des Zustandes einer Gesellschaft. Wer nur Antirassismus betreibt, der läuft Gefahr, seine Kräfte auf dieser Symptombene zu vergeuden. Antirassismus ist nötig. Aber mindestens so nötig ist ein gesamtpolitisches, gesamtgesellschaftliches Engagement. Um es mit einem einfachen und auch grossen Wort zu sagen: Wir brauchen mehr Gerechtigkeit, weltweit, damit weniger Leute fliehen müssen, aber auch innerhalb unserer Gesellschaft, damit nicht weiter das Bedürfnis oder die Versuchung entsteht, Asylsuchende zu Sündenböcken zu stempeln für unser eigenes Versagen in der Sozialpolitik. Man kann es auch pragmatischer formulieren: Es geht darum, sich dem weiteren Abbau von Gerechtigkeit zu widersetzen, sich dafür zu engagieren, dass das Nord-Süd-Gefälle nicht noch grösser wird, eine Demontage des Sozialstaats im eigenen Land nicht zuzulassen. Zugespitzt: Ein Abbau des Sozialstaates wäre Beihilfe zum Rassismus.

Erich Fried hat es so formuliert: «Ein Faschist, der nichts ist als ein Faschist, ist ein Faschist. Ein Antifaschist, der nichts ist als ein Antifaschist, ist kein Antifaschist.»

Autorinnen und Autoren

Dan Diner

geb. 1946, Prof, für Neuere und Aussereuropäische Geschichte an der Universität GHS Essen und Leiter des Historischen Instituts für Deutsche Geschichte in Tel Aviv. Mitherausgeber von Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart und History and Memory. Studies in Representation of the Past. Veröffentlichungen u.a.: «Ist der Nationalsozialismus Geschich-te? Zu Historisierung und Historikerstreit» (Hg.) (1987); «Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz» (Hg.) (1988); «Krieg der Erinnerungen» (1991); «Verkehrte Welten. Antiamerikanismus in Deutschland» (1993); «Weltordnungen» (1993); «Kreisläufe. Nationalsozialismus und Gedächtnis» (1995).

Dan Bar-On

geb. 1938 in Haifa, Israel, Professor am Departement of Behavioral Sciences der Ben Gurion University of the Negev in Beer She va. Gastprofessuren am MIT und in Harvard/Cambridge, USA, und an der Universität Wuppertal. Mitglied des Ester and Sydney Raab Center for the Study of Holocaust and Redemption, Ben Gurion University, und des International Institute for the Holocaust and the Genocide in Jerusalem. Veröffentlichungen u.a.: «The Dark Side of The Mind and The Quest for Hope» (1989); «Die Last des

Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern» (1993); «Fear and Hope. Three Generations of the Holocaust» (1995; dt. 1996).

Hans Keilson

Dr. med., Prof, h.c., geb. 1909 in Freienwalde/Oder, studierte Medizin in Berlin und liess sich gleichzeitig zum Sportlehrer ausbilden. Wegen Praxis- und Publikationsverbot seit 1934 Erzieher und Sportlehrer in jüdischen Institutionen. 1936 Emigration in die Niederlande; war während der Besatzungszeit untergetaucht und als Arzt für die Widerstandsbewegung tätig. Nach 1945 Begründer der holländisch-jüdischen Waisenorganisation «Le Ezrat Ha Jeled», für die er bis 1979 arbeitete. Er lebt und arbeitet als Psychoanalytiker und Schriftsteller in Bussum, Niederlande. Literarische Veröffentlichungen u.a.: «Das Leben geht weiter. Eine Jugend in der Zwischenkriegszeit» (1933), (1984); «Komödie in Moll» (1947), (1988); «Der Tod des Widersachers» (1959), (1989); «Sprachwurzellos» (1989); «Einer Träumenden. Poem» (1992).

Erwin Leiser

Dr.h.c., Prof.e.h., geb. 1923 in Berlin, Flucht nach Schweden nach dem Novemberpogrom 1938, Studium in Lund, Publizist seit 1945, Regisseur und Autor von Dokumentarfilmen seit 1960, in Zürich seit 1961. Mitglied der Akademie der Künste Berlin und der Europäischen Filmakademie. Seine Filmographie umfasst über 50 Filme über zeitgeschichtliche Themen und Künstlerportraits, darunter «Mein Kampf» (1960), der in mehr als hundert Ländern gezeigt wurde, «Deutschland, erwache!» (1968), «Leben nach dem Überle-

ben» (1982), «Elie Wiesel – Im Zeichen des Feuers» (1986), «Die Feuerprobe – Novemberpogrom 1938» (1988) und «Pimpf war jeder» (1993). Von seinen Büchern liegen auf deutsch, äusser den Büchern zu vier Filmen, «Nahaufnahmen» (1990), «Gott hat kein Kleingeld – Erinnerungen» (1993) und «Die Kunst ist das Leben» (1995) vor.

Klaus Briegleb

Jg. 1932, Professor für Geschichte und Theorie der Literatur (Hamburg). Heine-Herausgeber, Arbeiten zu Lessing, Friedrich Schlegel, Vor-/Nachmärz, Exil- und Gegenwartsliteratur; zuletzt «Unmittelbar zur Epoche des NS-Faschismus. Arbeiten zur politischen Philologie 1978-1988» (1989) und «1968. Literatur in der antiautoritären Bewegung» (1993).

Sigrid Weigel

Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, Prof, am Deutschen Seminar der Universität Zürich. Jüngste Publikationen: «Bilder des kulturellen Gedächtnisses. Beiträge zur Gegenwartsliteratur» (1994), «Jüdische Kultur und Weiblichkeit in der Moderne» (Hg.) (1994), «Flaschenpost und Postkarte. Korrespondenzen zwischen Kritischer Theorie und Poststrukturalismus» (1995), «Entstellte Ähnlichkeit. Zu Walter Benjamins theoretischer Schreibweise» (1996).

Volkhard Knigge

Dr. phil., Lehr- und Forschungstätigkeit am Maison des Sciences de l'Homme, an der Universität Oldenburg, der Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften St.Gallen, am Kulturwis-

senschaftlichen Institut des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen und an der Universität Jena; seit 1994 Direktor der Stiftung Thüringischer Gedenkstätten. Veröffentlichungen u.a.: «,Triviales' Geschichtsverständnis und verstehender Geschichtsunterricht» (1988); «Aneignen-Abwehren; der Holocaust als Lerngegenstand», in: Hanno Loewy (Hg.): «Holocaust: die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte» (1992); «Orte der Erinnerung – Gedenkstätten auf dem Gelände ehemaliger Konzentrationslager», in: Spuren suchen, 6Jg., Hamburg 1992; «Der versteinerte Sieg», in: Kuratorium Schloss Ettersberg (Hg.): «Der zweiäugige Blick – Über Schwierigkeiten beim Umgang mit der deutschen Nachkriegsgeschichte» (1992); «Das Buchenwald-Denkmal», in: Deutsches Historisches Museum (Hg.): «Auftragskunst der DDR, Katalog zur Ausstellung in Berlin» (1994).

Birgit R. Erdle

Dr.phil., Literaturwissenschaftlerin, arbeitet gegenwärtig am Deutschen Seminar der Universität Zürich. Jüngste Publikationen: «Antlitz – Mord – Gesetz. Figuren des Anderen bei Gertrud Kolmar und Emmanuel Lévinas» (1994), «Sarah Kofman, *Paroles suffoquées*. Eine Lektüre mit Adorno», in: Sigrid Weigel (Hg.): «Flaschenpost und Postkarte. Korrespondenzen zwischen Kritischer Theorie und Poststrukturalismus» (1995), «Bezeugen, verstehen, vergleichen: Spuren der Tradition der Erinnerung in Sarah Kofmans *Paroles suffoquées*»^ in: Die Philosophin, 12, 1995 («Umgang mit der Tradition»), «Achim von Arnim, *Über die Kennzeichen des Judenthums*-. Zur Rhetorik der Unterscheidung in einem phantasmatischen Text», in: German Life and Letters, Frühjahr 1996.

Ursula Amrein

Dr. phil., geb. 1960, war als Assistentin und Oberassistentin am Deutschen Seminar an der Universität Zürich tätig und ist z.Z. Mitherausgeberin der Historisch-Kritischen Gottfried Keller Ausgabe. Forschungsberichte: «Literaturszene Schweiz» im 19. und 20. Jahrhundert, Geschichte der Ästhetik, Geschlechter- und Kulturtheorie. Publikation: «Augenkur und Brautschau. Zur diskursiven Logik der Geschlechterdifferenz in Gottfried Kellers ‚Sinngedicht‘».

Hans Ulrich Jost

geb. 1940; Studium der Geschichte und der Soziologie an der Universität Bern, dann Assistent und Oberassistent am Historischen Institut der Universität Bern; 1981 ordentlicher Professor für neuere Allgemeine und Schweizer Geschichte an der Universität Lausanne, Faculté des lettres. Grössere Publikationen: «Linksradikalismus in der Schweiz, 1914-1918» (1973); «Altkommunisten» (1977); «Bedrohung und Enge, 1914-1945» (in: Geschichte der Schweiz und der Schweizer, Bd. 3, 1983); «Reaktionäre Avantgarde. Die Geburt der neuen Rechten in der Schweiz um 1900» (1992).

Madeleine Dreyfus

geb. 1951. Psychoanalytikerin in eigener Praxis in Zürich. Beschäftigt sich mit Themen der psychoanalytischen Sozialpsychologie. Mitarbeit am Psychoanalytischen Seminar, Zürich, Publikationen zu Gruppenprozessen und Vermittlung und Institutionalisierung der Psychoanalyse. Beteiligung an Dokumentarfilmen.

Josef Foschepoth

ist Historiker und Direktor der Volkshochschule Münster. Sein Forschungsinteresse liegt auf dem Gebiet der Zeitgeschichte. Hier hat er eine Reihe von Publikationen vorgelegt, unter anderem über die Deutschlandfrage in den internationalen Beziehungen, den kalten Krieg, Adenauers Haltung in der Wiedervereinigungsfrage, die Besatzungszeit in Deutschland. Sein jüngstes Buch trägt den Titel «Im Schatten der Vergangenheit. Die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit». Er war langjähriger Mitarbeiter des Deutschen Historischen Instituts London und von 1988 bis 1990 Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Frankfurt.

Gottfried Korff

geb. 1942, Professor für Empirische Kulturwissenschaften/ Volkskunde an der Universität Tübingen, zahlreiche Veröffentlichungen zur Symbolgeschichte, Erinnerungskultur und zur Ausstellungs- und Museumstheorie u.a.: «Heiligenverehrung in der Gegenwart» (1970), «Preussen – Versuch einer Bilanz» (Hg.) (1981), «Berlin, Berlin» (Hg. zusammen mit Reinhard Rürup) (1987), «Das historische Museum – Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik» (Hg.) (1989), «Alltagskultur passé» (Hg.) (1993).

Andreas Heinemann-Grüder

Dr.phil., geb. 1957, Studium der Geschichte und Politikwissenschaft, 1. und 2. Staatsexamen, Promotion 1989, 1989-1992 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Berliner Berghof-Institut für Frie-

dens- und Konfliktforschung, seit 1993 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politikwissenschaft der Humboldt-Universität Berlin. Wichtigste Veröffentlichungen: «Sowjetische Politik im arabisch-israelischen Konflikt» (1991), «Die sowjetische Atombombe» (1992), Mitautor von «Die Spezialisten. Deutsche Naturwissenschaftler und Techniker in der Sowjetunion nach 1945» (1992).

Alex Schwank

geb. am 19.7.1950, Spezialarzt Innere Medizin FMH. Hausärztliche Praxis in Basel. Redaktionsmitglied der «Sozialen Medizin», Basel. Publikationen zu Eugenik, Gentechnologie, Bioethik und sozial- und gesundheitspolitischen Themen.

Jürg Frischknecht

geb. 1947 in Herisau, lebt und arbeitet als freier Journalist in Zürich. In der WoZ und in anderen Medien schreibt er seit vielen Jahren über die rechtsradikale Szene in der Schweiz. Er ist Mitautor und Autor der Bücher «Die unheimlichen Patrioten», «Die unterbrochene Spur», «Schweiz wir kommen» und «Alpenglüh». 1994 erhielt er den Fischhof-Preis der Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus.

**IN DER REIHE «ZÜRCHER HOCHSCHULFORUM» SIND
BISHER ERSCHIENEN:**

Macht und ihre Begrenzung im Kleinstaat Schweiz (*Band 1*) vergriffen

Die Renaissance der Wissenschaften im 12. Jahrhundert (*Band 2*)
vergriffen

Technik wozu und wohin? (*Band 3*)
vergriffen

Die Mathematisierung der Wissenschaften (*Band 4*) vergriffen

Das Tier in der menschlichen Kultur (*Band 3*) vergriffen

Selbstaggression – Selbstzerstörung – Suizid (*Band 6*)
Herausgegeben von Hans-Jürg Braun

Gleichgewichts- und Ungleichgewichtskonzepte
in der Wissenschaft (*Band 7*)
Herausgegeben von Fritz Stolz

Die junge Generation – gestern, heute, morgen (*Band 8*)
Herausgegeben von Jürg Handloser

Utopien – Die Möglichkeit des Unmöglichen (*Band 9*) Herausgegeben von
Hans-Jürg Braun, Jacqueline Baumann und Rosmarie Zimmermann

Neue soziale Bewegungen – und ihre gesellschaftlichen
Wirkungen (*Band 10*)
Herausgegeben von Martin Dahinden

Die Nutzung des Bodens in der Schweiz (*Band 11*) Herausgegeben von Kurt
E. Brassei und Martin C. Rotach

Künstliches Leben – ärztliche Kunst (*Band 12*)
Herausgegeben von Jürg von Ins und Peter Grossmann

Angst (*Band 13*)
Herausgegeben von Hans-Jürg Braun und Alexander Schwarz